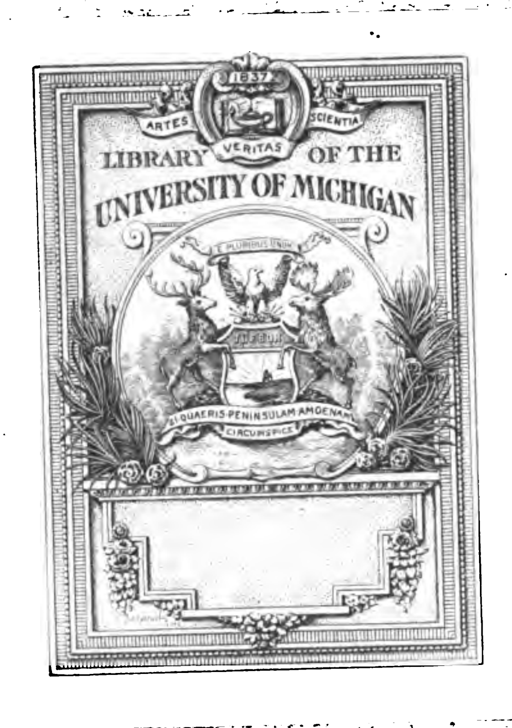



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Geschichte

der deutschen Dichtung.

Zweiter Band.

Geschichte

der

Deutschen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Zweiter Band.

Vierte gänzlich umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1853.

Inhaltsverzeichniß.


Digitized by Google

Geschichte

der deutschen Dichtung.

Zweiter Band.

VI.

Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoesie.

1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit.

Wir haben die Erzählung am Schlusse des ersten Bandes an einer Stelle unterbrochen, wo in der Entwicklung ein bestimmterer Zusammenhang, und wo noch dazu dieser Zusammenhang durch die Fülle der Erzeugnisse um die Scheide des 13. und 14. Jahrhs. leichter nachweisbar ist, als in vielen andern Zeiträumen der Literärgeschichte des deutschen Mittelalters. Wir thaten es, um auch in der Anordnung dieses Werkes klar zu machen, daß die Geschichte der Literatur in äußerliche Zeitabschnitte schwer einzutheilen ist, daß ihre Perioden vielmehr von der Veränderung des wirkenden Geistes in den Menschen abhängen. Daher ist in jedem mit Sinn und Verständniß angelegten Geschichtswerke die ängstlich genaue Wahrung der Zeitrechnung eine Unmöglichkeit, weil überall, wo selbst schon geänderte Erscheinungen einen vollkommenen Uebergang von einer früheren zu einer späteren Richtung kund geben, doch noch einzelne Geister auf dem alten Wege fortzugehen pflegen, und umgekehrt; weil, wo auch jener Wechsel der Erscheinungen noch nicht allgemein sichtbar eintrat, immer schon einzelne vorgerückte Köpfe die künftige Veränderung andeuten. Es ist daher in dem ersten Theile hier und da vorgegriffen worden, und in diesem werden wir hier und da zurückgreifen und an bereits Vorübergegangenes wenigstens erinnern müssen. Eine Reihe von Werken, die sich unter einem sehr natürlichen Gesichtspunkte hätten zusammen ordnen lassen, wurde getrennt, um desto schärfer auf den inneren Wendepunkt hinzulenken. Und dieser wurde in den letztbesprochenen Dichtern bereits angedeutet.

Wir fanden die Scheide da, wo die ausgezeichneteren Dichter jener Zeit abstarben. Denn nach Konrad und Rudolf werden wir wenigstens unter den Epikern vergebens nach einem bedeutenden Namen weiter suchen, und selbst dieser letzte wird schon, wie Lachmann sagte, nicht leicht von Jemanden weiter genannt, als von sich selbst. In beiden fanden wir die Anzeichen einer großen Krisis hart neben einander: Selbstruhm und Selbsterniedrigung, pathetischen Schwung und ein furchtsames Hinkriechen am Boden, große Unternehmungen bei kleinen Kräften, unter einem Schwall von poetischen Worten prosaischen Sinn. Diese nämliche Erscheinung verfolgen wir zunächst noch weiter an einer Masse von erzählenden und lyrischen Gedichten. Wir werden sehen, wie sich bald die tiefste Bescheidenheit an die umfassendsten Gegenstände wagt, bald der schamloseste Dünkel den flachsten Stoff zum Höchsten und Besten gemacht zu haben sich anstellt. Wir werden betäubt von hochtrabendem Schwulst, aber wir ermatten unter der vergeblichen Anstrengung, unter so vielen und gewichtigen Worten auch nur einen kleinen und leichten Gewinn für Seele und Geist zu haschen. Und während diese Zeiten mit der größten Selbstvergnüglichkeit ihre kleinen Dichterlinge, und diese sich selbst hart neben die großen Namen der schönen hohenstaufischen Zeit stellen, so treten doch in den größeren Werken die Persönlichkeiten und Namen zurück, und im Titurel, im Wolfdietrich, im Lohengrin, im Laurin möchte man uns aufbinden, diese Gedichte rührten von Männern, wie Wolfram oder Heinrich von Ofterdingen her. Ueberall herrscht noch unter der dauernden großen Thätigkeit das Bestreben, diesen oder anderen Meistern der guten Zeit in epischen Gedichten nachzueifern, aber die Unselbständigkeit verräth sich nicht allein durch jene blinde Nachahmungssucht in der Behandlungsart, sondern noch weit mehr durch die Lockerung und Auflösung des Begriffs der eigentlichen Epopöe. Während diese in ihrer guten Zeit überall von dem Dichter durch Ideen gebunden war, so verschwindet jetzt auch selbst der Versuch hierzu, wie schon in Konrads trojanischem Kriege, in Türlein's Krone u. A. der Fall war. Bei Lambrecht, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbestreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuscheiden und wegzulassen, was dem Geiste der Dichtung Eintrag that: jetzt aber sucht man das zuvor Verschmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geschmacklos in der Wahl dieses neuen Zuwachses. Die großen äußeren Verhältnisse, die inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epischen Charakter bilden, hören auf, und vereinzelte Abenteuer und charakterlose Helden treten an die Stelle; man kehrt also zu jenem

Stande der Dinge, wie er vor der Blütezeit der Dichtung Statt hatte, zurück. Dies Zusammenhäufen von abgerissenen Geschichten, dies Anschwellen der Epen mit gleichgültigen einzelnen Begebenheiten bereitet alsdann die scheinbar gegensätzliche Erscheinung vor, daß das Epos weiterhin geradezu in seine einzelnen Bestandtheile auseinanderfällt. In unserer Volkssage ist diese Auflösung deutlich zu beobachten; die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählig emporwachsen sahen, kehren im Siegfried und durch ein günstiges Schicksal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jahrh. wieder, und die letzten Reste unseres Epos sind in dieser Periode eben so von historischen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir die Entstehung des Volksepos aus Rhapsodien suchten.

Dieser Gegensatz der poetischen Werke, die wir zunächst betrachten, gegen die früheren, diese Spaltung des sonst Verbundenen, dieses Zertheilen des Vereinten, dieses Absinken von dem Einen Höhepunkte zu den vielfältigen Abstürzen in die weite Tiefe, ist aus den mannigfaltigsten Gesichtspunkten anschaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ sie vor diesem Einen alles Andere vergessen. Allein jetzt fällt die Nation rasch in den gegentheiligen Charakter des Männlichen und Rohen und vertauscht die leidende Haltung in jener Zeit mit der unruhigsten Rührigkeit, das Ideale mit dem derbsten Materialismus, die größte Feinheit mit der rohsten Gewaltthätigkeit, den Frauendienst mit der Kampf- und Erwerblust, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Faustrecht. Vorher ward doch noch von den hohenstaufischen Kaisern versucht, wenn auch nur vorübergehend und erfolglos, die deutschen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, allein jetzt fällt Alles auseinander. Jeder sucht sich zu helfen so gut er kann, jeder sucht sich selbst zu befriedigen, unbesorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und wie es den Anderen gefalle. Dies hat das deutsche Reich wie die deutsche Dichtung jener Zeit zerstört. Seitdem es Konrad von Würzburg deutlich ausgesprochen hatte, dichtete jeder vor sich hin nach Lust und Liebe, gleichgültig ob er der Welt angenehm oder lästig sei, und jede Spur verschwindet von dem Gedanken an ein Zusammenwirken für eine Gestaltung deutscher Kunst, zugleich mit der würdigen Stellung des Sängerordens und mit der großartigen Bekämpfung einzelner Glieder desselben nach höheren Prinzipien. Vielmehr trat, gerade wie in der politischen Welt, an die Stelle der großartigsten inneren Reibungen das kleine persönliche Befehden um elende Interessen

auch in die Dichterwelt, wie wir nun finden werden, ohne daß ein bedeutender innerer Grund diese Kämpfe erklären könnte. Denn sehr bald schwindet auch jeder Begriff von einer Kunst, oder er gleitet ganz allgemein auf jederlei Art von Wissen und Kenntniß über; und im 15. Jahrh. theilt sich der Stamm der Dichtung allmählig in zwei große Zweige, indem auf der einen Seite die alten poetischen Stoffe in prosaischer Rede auftreten, auf der anderen neue geschichtliche, wissenschaftliche und sonstige prosaische Stoffe in poetische Sprache gezwängt werden.

Diese Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erschöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zusammen, die in der Gesellschaft vorgingen, für welche die Dichter schrieben. Auch hier wird dieselbe Zersplitterung des Interesses sichtbar, und sonderbar genug stehen die Schützer des Gesangs in genauem Verhältniß zu den Persönlichkeiten, die in den epischen Dichtungen auftreten. So lange der Volksgesang blühte, kümmerten sich alle Klassen des Volkes um die Dichtung und die Dichtung umfaßte dagegen wieder alle Klassen des Volks und drehte sich in allen Verhältnissen des Lebens herum. Als Friedrich I. und Heinrich der Löwe die Kunst förderten, waren Alexander und Karl die Hauptwelden des Gesangs. Später, da die edlen Reichsvasallen, ein Leopold von Oesterreich und Hermann von Thüringen die Poesie an ihre Höfe zogen, blühten die britischen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus' Hof, deren Kreis sich ebenso erweitert und deren Bedeutung ebenso verflacht, wie nach den genannten Fürsten die Förderer der Dichtung stets zahlreicher werden, aber nun schon unter bloßen Grafen und Herren gesucht werden müssen. Man sieht auch sogleich, wie nothwendig diese Uebereinstimmung ist, die auf den ersten Blick etwas Auffallendes hat. Die ganze Kunst in Deutschland hatte ja damals nichts mit dem Volke im Ganzen, sondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein; sie war von oben herab gehegt, nicht von unten herauf gewachsen; sie war ein geimpftes Reis, wie sie Gottfried schon nannte, und sie hatte es in ihrer Gewalt, auf unsern Boden zu verpflanzen, was unsern Zuständen unter Adel und Höfen zusagte. Den umgekehrten Gang nahm die neuere Kunst der Deutschen. Sie ging, nachdem das aristokratische Protektorat derselben bis auf die patrizischen Bürger herabgekommen war, einen langsamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung des gesammten Volkes, und in der Zeit der Reformation war sie das Eigenthum Aller. Sie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Gesellschaften und Schulen zurück, bahnte sich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Klassen und wußte sich eine Theilnahme

zu verschaffen, die an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Wir können zu den Merkmalen von der Auflösung der ritterlichen Dichtung, die wir aus der Kunst selbst und aus den schreibenden und lesenden Klassen hernahmen, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Oertlichkeit genommen ist. Bisher hatten mehrere Fürstenhäuser nach einander dem Reiche vorgestanden, deren Erblande immer in dem Mittelpunkte von Deutschland gelegen waren; auch die Dichtung hatte diesen Sitz getheilt, und ihre Bestrebungen gingen wie die der Politik dieser Häuser immer auf Vereinigung der deutschen Kräfte. Seitdem aber dies mit Rudolf von Habsburg eine andere Wendung nahm, seitdem die Kaiserwürde schwankend an einen schweizerischen Grafen, an Oesterreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Dichtung das Aehnliche vor. Wir sahen oben, daß es Zeiten gab, wo sich die Poesie von den Grenzen Deutschlands einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet sie wieder nach diesen Grenzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkischen Dichtern in den nächsten Zeiten, aber einer Menge von Oesterreichern, Tirolern und Oberbaiern; die Schweizer werden wieder häufiger; in Böhmen bei Wenzel II., dessen freigebige Milde von den Colmarer Annalen hochgepriesen ist, finden deutsche Dichter Zufluchtsstätte; die niederländische Grenze und Preußen, der Norden und Osten nimmt Antheil an der deutschen Literatur, und im 14. Jahrh. werden die niederdeutschen Uebersetzungen häufig. Auch hier also sehen wir dieselbe Zersplitterung, und auch hier kehren wir in die Zustände der Zeiten vor der Dichtungsblüte zurück. Zugleich breitet sich auch in den Ständen die Theilnahme an poetischer Hervorbringung aus; und während wir bisher fast nur Fürsten, Ritter und Herren die Kunst hatten üben sehen, so treten nun Bürgerliche (wie Meister Heinrich Teschler = Täschner), Kapläne, Geistliche (wie der Kirchherr Rost zu Sarnen), Schulmeister, Doctoren, Handwerker und Juden hervor, und dies setzt sich bis zur Reformation, der Zeit der höchsten Ausbreitung poetischer Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiser bis zum Landsknecht und Handwerksburschen Jeder nach seinen Kräften Verse und Reime machte.

Die Zeit Rudolf's von Habsburg ist die, welche wie im Politischen so auch im Poetischen diese großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, sondern ans Licht brachte: vorbereitet waren sie in beiden Gebieten schon längst. Die großen Gedanken und Bestrebungen des 13. Jahrhs. waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen

Werken verkörpert worden; man hatte sich erschöpft und gefiel sich fortan im steten Nachahmen und Wiederholen. Eine solche Kunst konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anspruch an eine solche Pflege an den Höfen machen, wie die frühere, und daß die Theilnahme daran unter den größeren Fürsten in Deutschland seit der Mitte des 13. Jahrhs. aufhört, ist aus fast jedem Dichter der Folgezeit deutlich zu machen. Wir haben oben schon die Klagen des Stricker gehört; im Jenaischen Codex von Meistersängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfischen Gesangs, des Hoflebens, der fürstlichen Milde und Freigebigkeit suchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei der stets wachsenden Anzahl der Dichter die Milde der Fürsten sich erhalten konnte? Schon an Hermann's Hofe war solch ein bedenklicher Zudrang, und nach einer schon angeführten Stelle des Stricker wären die österreichischen Fürsten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber wurde die Anzahl dieser Sänger stets größer, ärmere Talente drängten herzu, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutschland sich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dies aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, und bekanntlich wächst dieser mit dem Sinken des wirklichen Verdienstes. Daher werden auch die Dichter dieser Zeiten stets desto anspruchvoller, je schlechter sie werden, und in dem Maße wie der Beifall schweigt, wird das Selbstlob dieser Poeten laut; in dem Maße wie ihre Unterstützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abschluß, und mit dem Schul- und Gewerbmäßigen ihre Selbstgefälligkeit bedeutender. Ja man kann sagen, daß mit den häufigeren Ergüssen über die höhere Würde der Kunst zugleich der Verfall der Würde der Künstler eintritt. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft schon der sogenannte Ottokar[1]) von Hornek

1) Ottokar's Reimchronik, in Pez scriptt. III. p. 18. Nachdem er eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch seinen Meister Konrad von Rotenburg, so fährt er fort:

Swaz ich ir nu hân genant, an die was diu êr gewant,
daz si meister wâren; sold ich ir namen vâren,
die noch vidler hiezen, daz möht iuch wol verdriezen;
ir was ot mêr dan genuoc, und triben solhen unfuoc,
daz im die stet wurden gram, dâvon er grôzen schaden nam;
ouch swâ der künig lag ze veld, dâ hâten wägen und gezelt
ir iegliicher besunder, des nam vil dik wunder
manigen komenden gast, daz im der sinne sô gebrast,
daz er niht tag noch naht dâ gegen traht und gedâht,

von dem Getriebe der Meister, der Fiedler und Geiger in Manfred's Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringischen und österreichischen Höfen! Es ist daher kein Wunder, wenn ein Fürst wie Rudolf, der dazu andere Dinge zu thun und seiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minne und Mähre hatte, sich von einem solchen Gewühle frei zu halten suchte. An ihm allein läßt sich zur Genüge zeigen, wie sich der Eifer der dürftigen Dichter gegen die Achtlosigkeit der Fürsten auf die Dichtung ausläßt. Meister Stolle, der Unverzagte und der Schulmeister von Eßlingen sind die drei, die es hauptsächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unstreitig mit der größten Kraft und Schärfe. Auf eine vortreffliche Weise geißelt er die Erwerbsucht des armen Königs. Anspielend auf das Wort des Baseler Bischoffs, (der, als er von Rudolf's Wahl hörte, ausrief: Nun sitze fest, Herr Gott, sonst nimmt dir Rudolf deine Stelle) sagt der Schulmeister von dem Kaiser: Nichts auf der Erde erwehre sich vor ihm, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf sein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrlosen Zustande überfalle. Gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu scheiden, und heißt den König sich mit dem, was hier unten ist, zu begnügen, und den Alten dort walten zu lassen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle stoßen: wer schlimmer sei, der solle Podesta in der Hölle sein. Will man auch diesen Streit dem Dichter zu scheiden überlassen, so will er diesmal dem Könige einen besseren Spruch fällen: sprach er ihm vorher das Himmelreich ab, so will er ihm von der Hölle desto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die (v. d. Hagen M. S. 2, 138) auf dies Gedicht folgende Strophe lesen, worin aus der ersten Zeile „Wohlab, der König gibt auch nichts“ das Wohlab in jedem Verse voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine so treffliche satirische Wirkung thut, daß auch Meister Stolle diese Form für diesen selben Gegenstand (ebd. 3, 5) gebraucht, nur daß er feiner neben sein jedesmaliges „Er gibt nichts“ ein Lob des Königs stellt und so den

daz er des über wære, daz sîn lant und er verpære
peide laster und schaden, wan der pâbest het geladen
den Karloten mit sîner krôn, wolt er den solt und den lôn
des pâbestes übervarn, dâ scholt er sich zuowarn,
ich wæn, da gehœr niht gîgen zuo u. s. w.

Tadel seiner Kargheit durch Anerkennung der sonstigen Größe des Fürsten noch erhöht. Sein Lied scheint wieder in ähnlicher Form (ebd. 3, 45) von dem Unverzagten nachgeahmt zu sein. So also bezeichnet gleich der Anfang des habsburgischen Hauses die Zeit, seit der in Oesterreich das geistige Leben immer gedrückt blieb und bei jedem neuen Triebe verkehrt erschien. Eine kleine Weile dauert die Nachwirkung der babenbergischen Zeit fort, nachher bleibt das machtvolle Reich für Deutschlands Dichtung und Bildung gleichgültig, und wirkt sogar schädlich entgegen.

Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Ansicht der äußeren Verhältnisse die Erzeugnisse der Zeiten am Ende des 13. und im 14. Jahrh. selber näher kennen lernen.

---

2. Wolfram's Schule.

a) Spruchdichter.

Wir haben oben die lyrische Dichtung mitten in der Blüte des Frauendienstes beobachtet und haben sie verlassen, als sie schon begann, da, wo sie sich noch in dem alten Stile hielt, mechanisch zu werden, und da, wo sie sich originaler weiter bildete, ihre alte Reinheit zu verlieren. Wir haben die fürstlichen und ritterlichen Sänger der zweiten Periode schon genannt, in deren Mitte etwa Ulrich von Lichtenstein steht, die den Ton des früheren Minneliedes festzuhalten suchten, und wir bemerkten schon bei Ulrich, wie verkehrt und wie angegriffen von üblen Einflüssen der ins Schlimme veränderten Zeiten das Minnelied bei ihm erscheint. Bei jenen Schweizerdichtern, die sich noch bequemten einzelne Minnelieder zu singen, so wie bei jenen Tirolern (Walther von Metz[2]), Rubin u. A.), die sich auf dieser Bahn hielten, fängt das Mechanische an das Uebergewicht zu erhalten. Fast allen Dichtern, die sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs. in dem abgelebten Thema des Minnegesanges und Frauendienstes noch behaupten wollten, geht bei aller Verskünstelei der eigentliche lyrische Sinn ab, und bei der Unverholenheit, mit der sie Gedanken, stehend gewordene Gefühle und Ausdrücke von ihren Vorgängern borgen, entbehren sie jeder innigen Empfindung und jedes Gedankens, der in dem Leser festhaften könnte. Unter den eigentlichen

---

2) Seinen Tod beklagt Brennenberg vor 1276.

Minnedichtern fällt bei den genannten Walther von Metz und Rubin die flache Nachahmerei, das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) am lebhaftesten auf; unter den Spruchdichtern (bei Walther von Breisach, Günther von dem Forste, dem Teschler u. A.) ist es noch leichter nachweislich. In jenen müdegehetzten Formen konnte dem lyrischen Liede kein frisches Leben mehr werden; es glitt daher von der Minne auf die derberen Gegenstände des Gelags, der Zeche, der Reigen und Tänze herunter, und nahm die leichte Manier der Nithart, Tanhäuser und Hadlaub an. Diese Lieder, in deren heiteren Ton einige Stücke von jenen norddeutschen Fürsten Heinrich von Breslau, Otto IV. von Brandenburg und Johann von Brabant vortrefflich eingingen, führten mit der Zeit auf das spätere Volkslied über; noch aber erscheint dieser Stil seltner, er verliert sich wieder, um erst später neben anderen vorbereitenden Erscheinungen dieser Jahre wieder hervorzutreten. Diese Lieder rücken die frische, frohe Lust des Volkes an die Stelle des untergehenden ritterlichen Lebens, dem die Anhänger des Alten jetzt mit ewigen Klagen über den Verfall höfischer Sitte und Kunst nachblicken. Auch formell werden wir darin auf die größere Einfalt des späteren erotischen Volksliedes vorbereitet. Während die Konrad von Würzburg und Andere jene alten schon genug gekünstelten Töne noch mehr verkünstelten, so stellen sich gegen ihn in einem neuen Gegensatze ein Konrad Schenk von Landegge und der Kanzler, der zeitlich und räumlich Hadlaub nahe zu liegen scheint, in leichteren, einfacheren, minder verschlungenen Tönen, die uns Neueren um vieles näher stehen und die an manches ähnliche in der schlesischen Zeit erinnern. Am nächsten liegen diese Gegensätze eben in des Kanzlers Minneliedern neben einander, der überhaupt einer der vielseitigsten Dichter dieser Zeit ist. Er hat neben jenem gewandten und einfachen Strophenbau zugleich die verschlungeneren Töne, die kürzeren Verse und den Reimreichthum, den man sich jetzt so gerne als eine freiwillige Kette anlegt; doch geht bei ihm der Sinn darüber seltner verloren, weil er sich nicht so kraus wie bei anderen durch Cäsuren und Reime schlingt, daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken nothwendig aufgeben muß, sondern er weiß mit sprachlicher Gewandtheit ein geschicktes Ebenmaß zwischen Sinn und Form zu bewahren, das uns beides festhalten läßt. Wenn nicht überall, so geht er doch in den meisten Fällen über die selbstgemachten Hindernisse und Erschwerungen mit mehr Geschick und Zwanglosigkeit weg, als bei den anderen auffiele. Uebrigens geht auch bei ihm, wie bei den meisten dieser Sänger der minnigliche Stoff überhaupt aus, so auch bei Rumeland, Zweter,

Marner, Boppe und Frauenlob. Der von Sunenburg erklärte es uns oben selbst, warum er die Lust am Minnegedicht verliere: weil Zucht und höfischer Sang die Edlen langweile, denen lieber sei, beim Wein die Weiber zu schelten. Bei dieser Herabziehung des höfischen Lebens ins Gemeine konnte sich der frauendienstliche Gesang nicht erhalten. Alle Dichter von allen und sämmtlichen Farben fallen daher jetzt aus dem rein Lyrischen in das Lehrhafte und Spruchartige, aus dem Weltlichen ins Geistliche, aus dem Minniglichen ins Moralische. Der lyrische Gesang, der aus des Menschen innerstem Gemüthe unmittelbar hervorquillt, empfand die sittliche Gesunkenheit der Zeit zuerst, und lehnte sich mit voller Macht dagegen auf; er schloß sich nun der größeren Masse nach so entschieden an das Lehrgedicht an, wie er sich in der höfischen Zeit an die Epopöe der Rittersänger angeschlossen hatte.

Es ging in der Nation, dies fühlte ein Jeder, mit dem Verfalle des Ritterthums eine geistige Kraft verloren. Diese Kraft suchte man zu erhalten; und zwar zunächst indem man dem Ritterstande selbst eine desto größere Weihe und Würde beizumessen und wiederzugeben suchte, je mehr ihn seine herrschenden Sitten entwürdigten, je mehr das emporstrebende Bürgerthum den Adel und seine Literatur ins Niedrige herabzuziehen strebte, wobei ihm der Stand selbst auf halbem Wege entgegenkam. Im Titurel wird Ritterthum und ritterliches Streben in eine Heiligkeit und ein erhöhtes Ansehn hinaufgerückt, das in einem schneidenden Gegensatze steht gegen die Bilder des wirklichen Lebens innerhalb der adligen Welt, wie sie uns in den Sittengemälden der Spruch- und Lehrdichter vorgeführt werden. Diese Erhebung des Ritterthums geschieht, indem man dasselbe mit dem doppelten Glanze des Priesterthums und des Gelehrtenthums umgibt. Daher gehen denn auch unsere Spruchdichter von dem frauendienstlichen Gesange jetzt zu einem heiligeren und gelehrteren zugleich über; und innerhalb dieses letzteren ist dann zugleich Alles enthalten, was sie dem versinkenden Leben in Wissenschaft und Kunst vorzuwerfen und vorzupredigen haben, womit sie Unzucht entfernen und Zucht wiederbringen, die Unkunst in Ungunst bringen und die Dichtung wieder emporheben wollen. Allein dies Alles schlug ganz anderswohin aus, als es gemeint war. Es war zuletzt das Volk und das Bürgerthum, es waren die Meistersänger, die alles das sich aneigneten, was diese Männer empfahlen und worin sie Beispiel und Muster waren; diese erbten ihre Frömmigkeit und andächtige Vertiefung in die Geheimnisse der Religion, diese ihre Gelehrsamkeit, diese ihre Schulen und Wettstreite; das Volk erst gab dem Liebesliede eine neue Gestalt und ein

neues Leben. In allem ging die Ritterwelt leer aus; sie konnte hinfort nichts mehr als von ihrem alten Ruhm und von ihrer alten Dichtung zehren, so lange sie die Zeit nicht verzehrt und die Dichtung der anderen Stände sie nicht verdrängt hatte. Es schoben sich mitten in die adligen Sänger Andere von bürgerlichem Stande ein, die zwar die ritterlichen Richtungen verfochten, aber doch ihrem Stande nach einen ganz andern Geschmack einführten und in ganz neue Richtungen überleiteten. Ja innerhalb des Ritterstandes selbst sahen wir schon die Walther und Thomasin die ritterliche Standessitte verschmähen und eine allgemein menschliche Lebensrichtung einschlagen, die dem Volke zu Gunsten war. Hätte die Ritterschaft noch einmal in Deutschland sich zusammenraffen sollen, so hätten, wie es in Frankreich, England und Spanien mehr der Fall war, große Thaten sie beschäftigen müssen, während im 14. Jahrh. bei uns der frühere fromme Waffendienst in die gemeinste Räuberei herabsank, so daß der einzelne Kriegsmann von kampflustigem Sinne seine Waffen in die Ferne trug und den Unternehmungen fremder Fürsten lieh. Mit heimischen Thaten wären auch die epischen Gedichte, der Preis der Thaten, heimischer geblieben, statt daß sie nun ausgingen und den kleinen lehrhaften Sprüchen Raum machten, die für das untere Volk einen Reiz hatten, während sie vielleicht den ritterlichen Ständen verdrießlich fielen. So bildete sich der große Gegensatz, der Deutschland in seiner Geschichte seit dem Falle der Hohenstaufen den romanischen Stämmen gegenüber auszeichnet, daß es neben Italien am frühesten die adlige Bildung und noch früher als Italien die adlige Literatur abwarf; daß es mit seiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümliche, kraftvolle Sittlichkeit und Religiosität entfaltete, welche dem allgemeinen menschlichen Sittengesetze über das standesmäßige der Geistlichkeit und des Adels einen großen Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa die adlige und priesterliche Bildung über die Regungen des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächsten Jahrhunderte auf die kunstmäßige Vollendung der christlich-ritterlichen Dichtung ausgehen, läßt Deutschland eben diese Dichtung ins allertiefste herabsinken; dafür aber begann Deutschlands sittliche Größe, als die von Italien für lange Jahrhunderte verfiel. Und daher kommt es auch, daß Deutschland sogleich das kunstmäßig reinere Bestreben eines Gottfried von Straßburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Ariost geführt haben würde, gänzlich fallen ließ. Die ganzen folgenden Jahrhunderte sehen den Wolfram von Eschenbach als ihren Herrn und Meister an, folgen seiner Manier und legen ihm jedes größere Gedicht bei. Nur

in diesem allgemeinen Sinne gruppiren wir hier, wie oben um Gottfried, eine Anzahl Dichter und Dichtungen, die seiner Spur am nächsten nachgehen, als eine Schule um ihn her. Während Gottfried schon lange bei Seite geschoben ist, stehen Wolfram und Walther als die nie vergessenen in der Mitte von den Meistern, deren sich je einmal ein späterer Sänger erinnert, oder welche die Sage je in der heiligen Zwölfzahl aufführt, in die man nun gerne die Erzväter des Gesanges zusammenstellt. Wolfram's Ansehen war durch nichts und nicht früher zu verringern oder zurückzuschieben, als im 15. und 16. Jahrh. durch die Dichtung und Sittenlehre der alten Welt, die ein reineres Sittengesetz durchdrang, als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Zeit aber, die an den Ordnungen der Ritterschaft festzuhalten strebte, ist er gleichsam wie der Mittelpunkt zu betrachten, um den sich alles andere versammelt. Was wenigstens als das Höchste im Epischen in dieser Zeit gilt, wie der Titurel, bemüht sich ganz aus seiner Seele und mit seiner Zunge zu reden, und diesen Titurel wieder betrachtet alsdann jeder Ernstere der nächsten Jahrhunderte wie ein Heiligthum[3]). Alle epischen Erzähler sind im 15. Jahrh. noch voller Anklänge an Parzival und Titurel. Die Spruchdichter aber, die Zweter und Marner, theilen sich gleichmäßig in seine und Walther's Schule. Doch überwiegt die Wolfram'sche Art und Weise bei weitem; der Geschmack der Zeit stand nach allem Ueberschwenglichen; die neuen Neigungen für das Priesterliche und Gelehrte fanden nur bei ihm Nahrung. Sein Parzival stand in dem Lichte heiliger Weihe dieser Folgezeit als Beispiel vor, und des Dichters Ruf von Gelehrsamkeit gereichte ihm bei ihr zum höchsten Preise, wie unverdient er sein mochte; denn Er, wie Ulrich von Lichtenstein und gewiß viele andere Sänger der Zeit verstanden weder zu lesen noch zu schreiben.

Auch in den Spruchdichtern nun, und gerade in den beiden letztgenannten, dem Zweter und Marner, begegnen wir wieder jenen zwei verschiedenen Richtungen, die wir schon früher bezeichneten, der christ-

---

3) Noch Püterich sagt in seinem Ehrenbriefe 100 (Haupt's Zeitschr. 6, 50):
Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich des widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich wart funden in allen sachen,
mit ticht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolfram von Eschenbachen.

lichen, mehr standesartig abgeschlossenen, die jetzt wieder nach hierarchischen Elementen suchte und eine verborgene Weisheit begünstigte, und dann jener volksthümlicheren, helleren, gesünderen, die die Moral nicht blos in religiösen Glaubenssätzen suchte, die vielmehr aus den Vorurtheilen der kirchlichen und adligen Stände herausstrebte. Beide Richtungen sind in unserer Nation seit diesen Zeiten in ewiger Reibung unter einander. Im Freidank, sahen wir, lag das religiös-dogmatische mit dem volksthümlich-sittlichen neben einander; dasselbe ist der Fall im Renner. Zur Zeit der Reformation siegt die volksthümliche Moral, um gleich darauf wieder der Frömmelei und dem mystischen Unsinn zu weichen; im 17. Jahrh. stehen die überhobenen katholischen den einfältigeren protestantischen Liederdichtern, im 18. Jahrh. die Rabener, Gellert, Pfeffel und alle ähnlichen den Seraphischen Dichtern ebenso gegenüber. In der Zeit, in welcher wir stehen, bildet der Titurel mit seinem Anhange zu den Epen der fränkischen und deutschen Sage einen Gegensatz, der aus diesen getheilten Ansichten der Zeit zu erklären ist; unter den lyrischen Dichtern sind Frauenlob und Regenbogen diejenigen, in welchen beide Richtungen am schroffsten sich feindlich begegnen. Der Mehrzahl nach nehmen aber unsere Spruch- und Lehrdichter doppelterseits von Walther von der Vogelweide die Richtung auf das praktische Leben und die Einmischung in die öffentlichen Verhältnisse aller Art, von Wolfram die religiöse Stimmung und die gelehrte Manier ihrer Dichtung zugleich an.

Nur in raschem Ueberblicke wollen wir zunächst die Gegenstände kennen lernen, in denen sich die namhafteren unserer gnomischen Sänger vorzugsweise umtreiben, und wir werden sogleich in einem gewissen Gleichgewichte den weltlichen und geistlichen Stoff neben einander liegen sehen. Der hervorragendste unter Allen ist Reimar von Zweter, gebürtig vom Rhein, aber in Oesterreich erwachsen und in Böhmen wohnhaft. Wie bei Walther, den er überhaupt zum Vorbilde hat, den er in vielen Einzelnheiten nachahmt und im Ganzen gleichsam wiederholt, überwiegt bei ihm der „unminnigliche" Stoff den Liebesgesang. Noch hat er zwar von der sittlichen Gewalt der Liebe und der Würde der Frauen große Begriffe, er weiß seine Ansichten auch schön auszusprechen, aber weniger in Liedern, als in Sprüchen und im Lehrton; er erinnert dabei an den Zwang in Stricker's Frauenehre, und wie bei diesem fängt die Ehe an gepriesen zu werden. Er hebt sie über alle geistliche Orden empor, wie auch Eschenbach die Minne preist, die den Merker nicht zu scheuen braucht; er lehrt Männer und Frauen um die Reihe reine Sitten und scheint nicht undeutlich (v. d. Hagen M. S. 2, 199. N. 123.) die

Zuchtlosigkeit eines Ulrich von Lichtenstein zu strafen. Die Mehrzahl seiner Lieder zeigt uns in anderer Form die ähnliche Richtung wie die des Stricker und der Lehrdichter; häufiger streift er in Bitterkeit und Satire; das Rügelied wird bei ihm und allen seinen Sangesgenossen der stehende Hauptgegenstand, wie es früher das Minnelied war. Er rüstet sich gegen alles Falsche und Böse; er schleift seiner Zunge Dorn, der Muth im Herzen ist ihm geschwollen, und da dem nicht mit Salben abzuhelfen ist, so muß er seine Brust räumen durch den Mund. Bald ist er es selbst, den er in Reue und Zerknirschung anklagt; bald ruft er sein Pfui der Verachtung über die Welt, nicht selten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anständigen Ausdruck, der jetzt überall in die Dichtung hereinspielt, um bald sich weiter auszudehnen. Er hat die Ansicht, daß nicht das Geschlecht, sondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterschaft los und das Turnierwesen, das ehedem ritterlich gewesen, jetzt aber rinderlich sei. Hat Walther von der Vogelweide den großen Kampf des Deutschthums gegen das römische Unwesen in der Dichtung begonnen, so setzt Zweter ihn fort. Er eifert mit gleicher Heftigkeit und Bitterkeit gegen den Pabst und Rom, und dessen Töchter, Köln und Mainz, gegen die Feilheit der Kirche und des Reichs, das den Fürsten Preis gegeben wird, die den Kaiser nicht als des Reiches Herrn, sondern als dessen Vogt betrachten und absetzen sollen, wenn er schuldhaft sei; auch über die Halbheit der Welt klagt er, über Hofmönche und Klosterritter, die nicht Fisch und Fleisch sind. Neben all dieser weltlichen Predigt nun scheidet sich die geistliche Lehre anders ab, als bei Walther, bei dem die Frömmigkeit auf die weltlichen Freuden noch nicht scheel blickte, bei dem nur das Gebet das Vorrecht hat ein Gefäß der religiösen Empfindung und Betrachtung zu werden; während bei Reimar die Zucht und die Strafrede überhaupt eine religiöse Färbung erhält. Er mag den Minnedienst überhaupt nicht; er nennt Christus das Vorbild aller Minner und Gott den Schenken der wahren Minne, die die Sündenlust der tödtlichen Minne lösche. Er wendet seine Liebe mehr nach der himmlischen Frau; und dem der nach Liebesfreuden sich sehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege sich auf seine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beseligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke sein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menschwerdung beschäftigt ihn vielfach; die Gesichtszüge der Poesie werden bei ihm überall ernster und feierlicher.

So besonders auch bei dem älteren Meißner (blühte um 1260 bis 80), einem der reichsten Dichter, aus dessen Sprüchen zum Theil ein

vortrefflicher Geist redet. Auch Er hat viele Gedichte geistlichen Inhalts, Gebete, Lehrsprüche von erbaulichem, andächtigem Charakter, aus der Bibel abgeleitete Gleichnisse und Beispiele, schulmäßige Erörterungen über die Geheimnisse der Religion und Theologie, volksmäßige Erklärungen der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe von Juden und Heiden. Keiner bekennt sich so nachdrücklich wie Er zu dem Lehramt der Kunst; er nennt sich selbst einen Lehrer aller guten Dinge, einen Rathgeber der Tugend, den Pilgrim der Ehre, einen Pfleger der Kunst, durch die der Mensch gebessert wird; und er beruft sich (M. S. 3, 103. XV, 4.) zu Prüfung dieses seines Berufes auf sein unbescholtenes Leben. Ueberall werden wir ferner selbst bei den Dichtern, die sich noch ein muthwilliges Minnelied erlauben, an die ernstere Wendung erinnert, die die weltlichen Schüler Gottfried's nahmen, als sie von der Ueppigkeit des Frauendienstes und dem Trug der Mähren sich abwandten zur geistlichen Buße. So hat der Bruder Wernher, ein Oesterreicher der bis in die 60er Jahre dichtete, den Zweifel zum Gegenstande; er bereut, daß er der Welt gefolgt sei, deren süßer Köder den Haken barg, und sucht sein Heil in den Tröstungen der Religion und in der Sittenstrenge, die ihn wie Zweter über die freudlose Zeit Klage führen läßt. So legt Friedrich von Sunenburg bei Maria Fürbitte für seine Sünden ein, und auch seine Gedichte, Sprüche, Mysterien und Räthsel durchweht der Hauch der Andacht und Erbaulichkeit. Einer der geachtetsten aber dieser Männer ist der Schwabe Konrad Marner, der als alter blinder Mann ermordet ward, und der noch, ein Schüler Walther's, in die Zeiten vor Rudolf fällt und zwischen 1230—70 dichtete. Sein langer Ton stand bei den Meistersängern später im höchsten Ansehn und bildete mit den langen Tönen Müglin's, Frauenlob's und Regenbogen's den meisterlichen Hort der gekrönten Töne, welche die jungen Meister vor ihrer Krönung singen mußten. Auch er blickt reuig auf Jugendsünde zurück; eine große Zahl seiner Gedichte sind geistlichen und erbaulichen Inhalts, und er vertieft sich in die Geheimnisse der Dreieinigkeit, der wahren Minne und der Erlösung. Doch singt er auch Minnelieder, greift den schlechten Stand des weltlichen und geistlichen Regiments an und setzt die politischen Strafreden Walther's und die Klagen eines Stricker über das eiserne Alter der Welt fort. Auch bei Rumeland läßt sich die christliche Frömmigkeit über die Begebenheiten im Reiche aus. Seine Sprüche fallen über die Lotterritter und Raubherren, über die Bauern, die dem Pflug entlaufen, über die falschen Münzer und Geizigen, über die kriegführenden Fürsten: und Christus wird gebeten sie zum Frieden

zu bringen. Die Klage über den Verfall der Kunst ertönt bei Allen gleichmäßig. Es ist in der ganzen Schaar augenfällig, wie sie sich an die Höfe entlegener Fürsten drängen als Gehrende und Fahrende, wie sie sich verdrängt sehen von Mißgönnern und Afterrednern, bei Seite geschoben von Bretspielern, Gauklern und Kupplern, hintangesetzt durch die herrschende Kargheit an allen Höfen, in Schatten gestellt durch unwürdige Hoffänger, denen Lob und Tadel feil war. Indem sie so die Dichtung herabsinken sehen in ihren äußeren Verhältnissen, und Trauer tragen über die Kunst, die sich ihren Lohn „erweinen" muß, so heben sie sie dagegen innerlich, würdigen sie durch religiöse Weihe, leiten ihren Ursprung auf David zurück, und trösten sich an dem Abstamm ihres Gewerbes von diesem Sängerkönig und Gesalbten, da die lebenden Könige ihnen den Rücken kehren.

Unsere Meister ließen nichts unversucht, die alte Begünstigung des Gesanges in den fernsten Gegenden aufzusuchen, wohin bisher die Dichtung noch wenig gedrungen war; sie trugen ihre Kunst desto weiter umher, je weniger sie in den alten Stätten noch gelten wollte. Erst jetzt fängt daher die Poesie an Allgemeingut der deutschen Lande zu werden. Sie hatte fortwährend am Rhein ihren Hauptsitz; dort war Reimar gebürtig, der zwar an das Ostende von Deutschland auswanderte; dorthin zog sich Frauenlob, scheint es, in den letzten Jahren seines Lebens; Regenbogen (M. S. 3, 345.) suchte dort die vortrefflichsten Sänger auf, und den Meißner preist Konrad (ebd. 2, 334) darum, daß er die Sänger am Rhein bezwungen habe. Allein schon schienen es seit Gottfried und Konrad von Würzburg blos die Städte zu sein, die hier sich des Gesanges weiter annahmen, wenigstens hört man von keinem Fürsten, höchstens von kleinen Herren dieser Gegenden, die als theilnehmende Freunde der Dichtung gerühmt werden. In der Schweiz verfällt der Gesang mit dem Adel. Im Jahre 1291 konnte in St. Gallen der Abt und das ganze Capitel nicht einmal schreiben, und es läßt sich schließen, welcherlei Lieder dieser schon oben erwähnte Abt (Wilhelm von Montfort) gedichtet haben konnte[4]). Die Kunst zog sich auch in der Schweiz gleichsam in die Stadt Zürich zusammen, wo Hadlaub dichtete, wo Heinrich Maneß († 1270), Probst an der Abtei, einer geistlichen Singschule den Dichter Konrad von Mure vorsetzte[5]), wo Rüdiger Maneß (seit 1280 Rath in Zürich) seine Sammlung von Minneliedern anlegte.

4) Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die d. Lit.

5) Vgl. Ettmüller's Ausgabe der Gedichte des Hadlaub. 1840.

Aus Franken und Schwaben entfernte sich wie aus Oesterreich die Dichtung seit dem Ausgang ihrer großen Beschützer. Nur in Baiern behielt die irrende Kunst (auch dies mochte eine Wirkung von Wolfram's Ruhm sein) eine Stätte am Hofe; wenigstens ertönt der Preis der Herzoge Otto, Heinrich und Ludwig in den Sprüchen der Boppe, Sunenburg, Rumeland, des Meißners und Anderer. Sonst aber zog die verwaiste Kunst aus dem Westen und Süden nach Nord und Ost, wohin sich die politische Geschichte selbst und die wechselnde Kaiserwürde wandte. Zweter war um Wenzel's I. willen nach Böhmen gegangen, Sunenburg und Sigeher sind an dem Hofe Ottokar's bekannt. Rumeland, der in der That Land um Land geräumt haben muß, besingt den Fürsten Barnim I. von Stettin, den Grafen Gunzlin von Schwerin, den Herzog Albrecht von Braunschweig, und den (1286 ermordeten) Erich Glipping von Dänemark. Auch Hermann Damen weist nach dem Norden, und so auch der starke Boppe, der wahrscheinlich Einerlei Person ist mit einem Baseler dieses Namens (um 1240), der zehn- bis zwanzigfache Manneskraft gehabt haben soll[6]). Heinrich von Meißen's (Frauenlob's) Lobgedichte drehen sich um den Erzbischof Giselbrecht von Bremen (1273 bis 1306), Wizlaw IV. von Rügen († 1325), Heinrich von Meklenburg († 1302) und Markgraf Waldemar von Brandenburg. Bald werden wir bis nach Preußen und Kurland hin auch größere Dichtungswerke antreffen. Auch Stolle fand wie am Hofe der Markgrafen von Baden so auch bei den freien Bauern in Stormarn angenehme Bewirthung. Allein alle diese neuen Zufluchtsorte schienen dem Ehrgeize der Meister nicht mehr zu genügen; wie reichlich und freigebig das Lob jener Herren ihrem Liede entströmt, so ist doch durchgehends die Klage über das schlechte Loos der Kunst allgemein. Sie fühlen sie und sich selbst verlassen; ihr Gesang hatte unmerklich einen Charakter angenommen, der dem ritterlichen Geschlechte nicht mehr zusagte, und das Abwenden dieser Kreise hatte dann wieder umgekehrt die Folge, daß die Sänger in sich selbst zurückkehrten und nur sich selbst und den Anforderungen der Kenner mit ihrer Kunst genug zu thun suchten. Dies bedingte dann, daß sich jener lehrhafte und gelehrte Charakter der Poesie, der bei Wolfram und Walther erst spur- und stellenweise sich in die höfische Kunst eingeschlichen und auch so Gottfried's Anfechtung zu erdulden hatte, allmählig ganz entschieden zur Herrschaft vordrängte; daß die gelehrte Lyrik die ritterliche ganz ver-

6) Wackernagel erklärt sich daraus, daß in Boppe's Gedichten mehrfach von der Leibesstärke und ihrer Unnütze die Rede ist. S. Haupt's Zeitschr. 8, 348.

drängte, daß die Kunst etwas Schulartiges annahm und der Stand der Sänger sich als ein eigner anfing abzuscheiden. Wie es bisher nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterstand gegeben hatte, den nur nationale Unterschiede trennten, aus dem sich aber zuerst die großen Kreuzritterorden und jetzt die unzähligen kleinen Ritterbündnisse und Gesellschaften innerhalb einzelner Landschaften abschieden, ganz so gab es bisher einen einzigen deutschen Sängerorden, der sich jetzt mehr in feindliche Sekten spaltete. Ein allgemeines Band umschlang bisher die Dichter der Nation; der Gleichgesinnte etwa schloß sich zum Gleichgesinnten etwas näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler zum Meister; einzelne Fürstenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meister aller Farben und Gegenden, doch war dies vorübergehend. Nachdem aber mit den Hohenstaufen das Gemeinleben in Deutschland hinschwand, scheint das massenweise Zusammentreffen der Sänger aufgehört zu haben, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimat gewiesen, auch mehr den verschiedenen Stämmen nach zusammen; daher beginnt nun die landsmannschaftliche Fehde der Sachsen Rumeland und Meißner gegen die Schwaben, und der Zug der Fahrenden nach dem Rhein, um sich mit den allberühmten Meistern zu messen. Jetzt suchte man also nicht mehr blos um Lohnes willen die Höfe der Fürsten, sondern (um sich und seine Kunst zu zeigen und zu vervollkommnen) die Meistergesellschaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen schon damals gab, läßt sich nach so vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meister empfangen wird und sich hören läßt in Freundschaft oder in Feindschaft, nach so vielen Stellen, die von Merkern u. dgl. reden, nicht wohl bezweifeln. Nichts ist auch natürlicher, als daß die Sangestage, die schon Walther erwähnt, die Tage, an welchen vor Fürsten und Großen die Sänger zusammenkamen zu Gesang und Spiel, jetzt in der Zeit, wo der Schutz der Fürsten aufhörte, aber die Dichtkunst in ganz Deutschland noch mehr Ausüber und Verehrer als sonst fand, in der geänderten Weise werden fortbestanden haben, daß sich die Meister unter sich versammelten. Solche Vereine, wie sie sich in jenen Zeiten des 13. und 14. Jahrhs. denken lassen, möchte man eher den Dichterorden der schlesischen Zeit, die sehr viele Eigenheiten von dieser Periode trägt, vergleichen, als den Singschulen der Handwerker im 15. und 16. Jahrh., die, so lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkür höher hinaufgerückt werden können, als diese selbst. Uns scheint daher von der Hagen Recht zu haben, wenn er in diesen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den späteren Singschulen

findet und nur unter den ungezwungensten Verhältnissen das Entstehen eines gewissen formellen Princips in den oberrheinischen Städten zugibt. Nachdem nun aber solche freiere Vereinigungen der Meister hier und da Statt hatten, mußte es noch auffallender werden, daß, ebenso wie jene Vernachlässigung der Kunst an den Höfen und unter den Laien den Anstoß zu dem Abschließen der Künstler unter sich gab, nun wieder dieses Abschließen in die Schule darauf hinwirkte, der Kunst noch mehr den Charakter zu geben, der sie den Laien unzugänglicher machte. Es bedingte doch wohl einen Unterschied des Gesanges, wenn man früher sang um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meistern genug zu thun; welch einen verschiedenen Maßstab, welch eine verschiedene Kritik mußten nicht beide Tribunale an die Vorträge der Dichter anlegen! Welch ein verschiedener Wetteifer mußte nothwendig da und dort rege werden! Wie verschieden mußte das Amt der Merker in so verschiedener Lage sein! Jetzt bedurfte es der Rücksicht auf die Laien nicht mehr. War früher die reine Sängerkunst oder die Hofregel, die Frauensitte oder die Standeswürde der Maßstab, nach dem des Gesanges Werth oder Unwerth gemessen ward, so hatte jetzt der Merker in geschlossenem Kreise der Meister auf die Weisheit und Gelehrsamkeit des Dichters vor Allem zu achten. In jener guten alten Zeit trug in dem Kreise der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne Frau das Gesetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelsang" beurtheilt werden sollte. Aber diese schöne Zeit war vorüber. Wer wollte noch oder wo sollte man noch von jener Frauenliebe singen, von jener Treue, von jenem gottesdienstlichen Kriegseifer, da die sinnigen Menschen der alten Kreise und die frommen Dienstleute zu Grabe gegangen, die begeisterten Fürsten dahin waren? Man folgte dem Beispiele Thomasin's, der sich schon in den schönen Zeiten selbst nicht mehr mit dem bildlichen Muster der Tugend begnügte, sondern mit ihrem Wesen beschäftigt hatte. Man legte die Ritterbücher zur Seite, und selten führt ein Zweter oder Frauenlob noch die Helden des Eschenbach im Munde; desto häufiger aber lauschen die Spruchdichter nun auf die Philosophie der Scholastiker, die man zur Erklärung ihrer Gedichte hinzunehmen muß. Die weisen Meister des alten reinen, der Glossen unbedürftigen Gesanges vergaßen sie, aber das Beispiel und die verwirrte und unverdaute Gelehrsamkeit eines Albert des Großen scheint von dem unseligsten Einflusse auf sie gewesen zu sein.

Daher denn war Wolfram's gelehrte Kunst, die Gottfried unhöfisch fand, jetzt im höheren Preise. Die Spruchdichter holten in die Dichtung

herüber alle Weisheit aus dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, das nur offen stand, aus Mineralogie, Pflanzen- und Thierkunde, Geschichte, Physik, Geometrie, Astrologie, Bibelkunde und Nekromantie. Die Kenntniß sämmtlicher freier Künste ist von nun an eine Anforderung, die an jeden Meister gestellt wird [7]). Was noch Thomasin in scherzhafte Allegorie zog, das wird jetzt schon ganz ernsthaft gelehrt, daß Tugend, Milde, Seeligkeit, rechtes Maß nur aus den sieben Künsten zu lernen sei, daß die Grammatik gute Zucht, die Astronomie Treue und Bescheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, so zählt man in endlosen Versen mit steter Widerholung des Wortes, das sie bezeichnet, alle ihre Eigenschaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur freilich auf dem Gebiete der Seelen- und Lebenserfahrung ist das Wissen dieser Meister gerade am geringsten. Soll die Macht einer Leidenschaft geschildert werden, so werden aus den alten biblischen Geschichten und aus Gedichten und Sagen Beispiele geholt, um dies zu bewerkstelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, in Geschichte oder im Leben, so fängt man an Vergleiche mit dem alten Testamente zu ziehen, und man nahm das Muster dazu von den Theologen, unter denen Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Testament in Geschichte und Gesetz auf die christliche Kirchen- und Völkergeschichte zu deuten. Auf diesem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Gedichte der Reimar von Zweter, des Marner, Rumelands und so vieler anderer, welche allerhand Geschöpfe und Erzeugnisse der äußeren Natur auf die sittliche Natur des Menschen anwenden, in Steinen, Thieren, Pflanzen und Naturerscheinungen Beziehungen auf die menschliche Seele und ihre Eigenschaften finden, die nicht selten sogar dogmatische Sätze der christlichen Lehre erhärten sollen, was seit den frühesten Kirchenvätern einen

---

7) Ein Lied von Regenbogen schließt so bei v. d. Hagen M. S. 3, 345.

Um singens willen heng ich ûz ein rôsenkranz;
die silben, ryme machent im diu bleter ganz.
swer singet wîse wort und ouch der dœne schanz
und mir den cranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Philosophî daz krenzellîn tuot machen,
diu mûsicâ und ouch diu kunst jêomatrî,
rhetoricâ diu wont dem edlen sange bî,
diu lôyca und ouch diu hôch astronomî.
belîbet mir mîn rôsenkranz, von freuden wil ich lachen.

ganz eigenen Zweig christlich-physiologischer Gelehrsamkeit bildet[8]). Auf diesem Grunde ruhen jene geheimnißvollen und wunderbaren Räthsel und Aufgaben dieser Art, die oft ihre Sprache und Form aus der Apocalypse entnehmen und leider die Apocalypse noch an Tiefsinn und Dunkel überbieten. Den Reimar von Zweter stellten wir vorhin als den Führer dieser großen Schaar voran; in Lupolt Hornburg's Gedicht von allen Singern (M. S. 4, 881), worin dieser, ganz von der neuen Kunstgattung erfüllt, als die zwölf Hauptmeister lauter Spruchdichter dieser Zeit nennt[9]), führt er daher den Reihen, und Alles was dort über ihn gesagt wird, charakterisirt ihn und zugleich die Ansicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, sagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, d. h. aus jedem noch so gemeinen Gegenstande hätte Reimar bessere Anwendung zu sittlichen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus dem edelsten Stoffe. Er hebt dann die Vielseitigkeit hervor, mit der er seine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegossen habe. Er vergleicht seinen Gesang zu Christi Lob mit eines Apostels Lehre; er preist ihn endlich geradezu als den ersten und besten. In der That folgten alle die Späteren seiner Spur, sie mögen sich als Gegner oder Freunde anstellen. Alle die genannten Dichter, zu denen man eine Menge andere hinzufügen könnte, dazu die größeren lehrhaften und sogar fast alle erzählenden Gedichte haben jene Gleichnisse und Beziehungen als einen Lieblingsgegenstand behandelt. Wir müssen dabei im Auge haben, daß großartigere Gedanken dieser Art auch schon viel früher in die Poesie eingegangen waren. Wir erinnern uns an jene Vorstellung von der Jungfrau Erde und Maria, die beide selbst unbefleckt, die einzigen reinen Menschen geboren haben; oder an jene häufige weise Mahnung, daß der Mensch über seinem edelsten Gute, seinem freien Willen, nicht die treue Befolgung des Wegs, den ihm die Natur anweist, aufgeben solle, auf dem alle Geschöpfe und Elemente gehorsam beharren, was das einzige Thier in Menschenhaut nicht thut. Einzelne dieser Vorstellungen sind voll Anschaulichkeit und für Gemüth und Phantasie von reicher Fülle; allein allzuoft mangelt die Schärfe der Vergleichung und die einfache Begreiflichkeit, die bei aller Sinnenbilderei

8) Hoffmann's Fundgruben 1, 16.

9) Reimar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Nithart, Wolfram, Konrad von Würzburg, Boppe, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Sunenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

das erste Erforderniß ist. Oft sind die aufgestellten Bilder ganz willkürlicher Art, oft sind nicht Geschöpfe der Natur, sondern der Phantasie zu diesen Gleichnissen genommen. Erst leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren unmögliche Eigenschaften, nimmt eingebildete Thiere und Producte, und diese geben dann erst wieder die Anwendung auf die sittliche Menschennatur. Viele der unzähligen kleinlichen Bilder, mit denen man die unbegreifliche Empfängniß der Maria oder die Dreieinigkeit begreiflich machen will, sind dieser Art. Dergleichen konnte dann natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie z. B. so viele ähnliche Sprichwörter, die ganz auf richtigen Erfahrungen und nicht auf einer poetischen Naturgeschichte und willkürlichen Vorstellungen beruhen. Wenn hier von Reimar verlangt wird, ein rechter Mann soll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, so würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorstellen, es solle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es solle ein Dieb u. s. w. sinnbildlich geschildert werden. Daher kommt es denn, daß über die Deutungen der Eigenschaften der Thiere und über diese Eigenschaften selbst so leicht Streit unter diesen Sängern ist, und daß dann mit einem Unsinn gegen den anderen gestritten wird. Es kommt aus dieser Unklarheit und Willkür und aus der unverstandenen und unverständigen Nachäfferei der Apocalypse, daß jene tiefsinnigen und unlösbaren Räthsel aufgestellt werden, wie sie im Wartburgkriege, wie sie in den Streitgedichten anderer Dichter vorkommen, die gleichfalls auf solchen Vergleichungen sinnlicher und übersinnlicher Dinge beruhen, und die zu lösen die Bekanntschaft mit der naturhistorischen und symbolischen Fiction jener Zeiten unentbehrlich ist. Selbst aber bei dieser Kenntniß würde immer noch der Scharfsinn sogar eines Orientalen über manchem Geheimniß unserer Spruchdichter verzweifeln, wie die 30 Männer von Thimnath an dem Räthsel ihres Gesellen Simson, und aus dem nämlichen Grunde wie diese. Nimmt man noch hinzu, wie unvollkommen die Kenntnisse unserer Meister in Mathematik, Astronomie und Physik und wie wunderlich ihre nekromantischen Vorstellungen waren, von welchen sie häufig Anwendungen in ihren Sprüchen machen, so sieht man leicht ein, um welche hohle Dinge es sich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum gestritten ward.

Es ist aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wissen, das man vor anderen voraus hat oder zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter zu sein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf

seine kleinliche Gelehrsamkeit; daß Niemand eigensinniger auf seinem Wissen besteht, als eben dieser. Nichts kann daher besser über den Charakter dieser Dichter, über den Werth oder die Werthlosigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. Ihr polemischer Eifer ist allgemein; jeder Einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun. Man merkt wie bitterer Ernst es den Kämpfern ist; daß aber ihr Kampf ein höheres Interesse beträfe, kann man kaum bei einigen wenigen nur ahnen. Denn sonst erscheinen alle unter sich und in ihren Gesinnungen nicht allein ähnlich sondern gleich; und häufig, wenn sie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man kaum den Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, so ist es gewiß ein sehr kleiner, ein kindischer Anlaß; es handelt sich um einen gelehrten Kram oder um einen blinden Haß, den Anmaßung oder blinde Liebe nach einer andern Seite hin eingab. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu; jeder preist den, dem er gerade nahe steht oder der zufällig auch mit keiner Kleinigkeit Anstoß bei ihm erregte, als den besten. Es ist daher gar kein Wunder und hängt mit der naiven Selbstgefälligkeit und Reizbarkeit dieser Leute zusammen, wenn jeder Einzelne gar nicht übel Lust zeigt, sich über alle Andere wegzusetzen. So warnt Rumeland (M. S. 4, 56. V, 6) den Marner, sich nicht wegen seiner Gelehrsamkeit über die Laien zu erheben. So will Regenbogen sehen, wer ihm sein Kränzlein abgewinnen soll, der sonst seinem Widersacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Bescheidenen macht. Und dieser, den man besser Selbstlob genannt hätte, und den Regenbogen (ebd. 3, 344. V, 5) in ironischer Sicherheit doch nicht gegen sich will aufkommen lassen, spricht es im höchsten Dünkel (ebd. 2, 344. V, 2) von sich aus, daß was auch Reimar, Walther und Wolfram je gesungen, er noch ihren Gesang übergolde; sie hätten den Schaum geschöpft, aber seine Kunst gehe aus Kessels Grunde; sie seien den schmalen Steig neben der kunstreichen Straße gegangen, seines Gesanges Schrein soll man reichlich krönen, er sei ihrer Aller Meister. Daher kommt es denn auch, daß schon in Hornburg's Gedicht als die zwölf größten Meister fast lauter Dichter dieses Schlags und dieser Zeit gestellt werden. Unter diesen setzt er, sahen wir, Reimar von Zweter oben an. Nach des Renner's Urtheil läuft dagegen der Marner, der gleicherweise deutsch und latein dichtete[10]), allen anderen

---

10) M. S. 2, 257 ist eine lateinische Strophe von ihm; das pange vox aedonis (im N. lit. Anz. 1807. p. 247 und in Carmina burana p. 79) ist ihm wahrscheinlich mit Unrecht zugeschrieben.

vor; auch Rumeland preist diesen, jedoch nicht ohne Klauseln. Andere bestaunen den Frauenlob vor den übrigen und diese Ansicht ging besonders auf die Folgezeit über. Die Gelehrten, die Kunstsinnigeren, hielten den Konrad von Würzburg fortwährend für ihren Meister. Ihn und den Meißner nennt Herman Damen nach des Marner's Tod als die besten. In der That, auch in unseren Tagen, wo wir doch von Parteilichkeit frei sein können, würde es Jedem schwer fallen, irgend einen dieser Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unwesentlichere Ursache bestimmte. Denn sie verhalten sich in ihren Lehrsprüchen zu einem Walther oder Thomasin, wie die Masse der Minnesänger zu Gottfried von Straßburg. Nur dieser verstand uns die Natur der Minne kund zu thun, woran sich die anderen stammelnd und vergebens versuchten; nur jene beiden lassen einen bestimmten sittlichen Grundsatz durch ihre Sätze durchblicken, und Walther versteht die Kunst, oder er hat die Klarheit der sittlichen Einsicht und die Einheit des Charakters, nach welcher auch aus einem vereinzelten Spruche ein sicherer Schluß auf das ganze sittliche Wesen des Mannes gemacht werden darf, wie das fast in jedem Bruchstücke der griechischen Gnomologen der Fall ist. Allein nur mit Zwang werden wir nach dem aufrichtigsten Studium der Sinnbilder, der Räthsel, der Predigten, der Lügenmährchen, der ironischen Vorschriften und Anweisungen dieser Dichter uns darüber deutlich Rechenschaft zu geben suchen, ob sie überhaupt einen sittlichen Grundsatz kannten, und welcherlei Art dieser gewesen wäre. Nur mit der größten Aufmerksamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß sie ohne klares Bewußtsein das alte standesmäßige Gesetz der Ritterwelt und die alten Glaubenssätze des Christenthums halten, und eben mit diesen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Daher denn ihre lächerliche und launenhafte Polemik. Bald scheinen sie die Gelehrsamkeit für wesentlich zu halten, legen den höchsten Werth darauf, unterscheiden sich in ihrer Anwendung nicht im geringsten von den anderen, und dennoch tadeln sie sie an anderen: das thut Hugo von Trimberg (V. 1233) an Konrad und Rumeland an dem Marner. Sie sprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wissen wollen was dem Menschensinne zu weit ist, aber sie zerquälen sich selbst an dergleichen Räthseln darum nicht weniger. Nichts ist in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verständlicheres mit einem mysterischen, schulmäßigen, gelehrten und geheimnißvollen zusammentreffen, allein nicht so, daß sie getrennt in verschiedenen Dichtern lägen und so deren Feindschaften erklärten, sondern in jedem

einzelnen liegen sie unversöhnt neben einander. Wir machen nur auf zwei Gattungen aufmerksam.

Von jenen apocalyptischen Räthseln des Frauenlob und des Wartburgkrieges unterscheiden sich höchst scharf und bestimmt die volksmäßigen und errathbaren des Reimar, und mancher Anderer; eine Mitte zwischen beiden halten wieder andere von Boppe, Wizlaw [11]), Kelyn u. A. Gleichwohl berührt sich die Manier aller dieser Dichter aufs entschiedenste, und so wieder mit ihnen der Meißner, der sich sonst aufs derbste über dies Räthselwesen lustig macht, indem er an einer Stelle (M. S. 3, 101) die verschiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arm, Stat, Wider in einen räthselhaften Unsinn zusammenstellt, und an einer anderen (ebd. 3, 91), wo er den Namen des Marner in ein Räthsel bringt, seinen Spott über diese Gattung ausdrückt. Auch das eigentliche Volksräthsel das immer mit Fangfragen und Witzantworten Hand in Hand geht, hat schon des Verirrenden wegen, das oft hineingelegt wird, die Eigenschaft der Unerrathbarkeit; doch liegt darin gerade, wie Grimm in seinen Bemerkungen zu dem Tragemundsliede [12]), sagt, ein größerer Reiz, wenn nur, nachdem die Auflösung gegeben ist, Sinn und Beziehung deutlich wird und der Satz dadurch dauernden Werth behält. In den Zeiten Pauli's, wo die Volksphantasie in aller Art wucherte, wurden solche Räthsel aus dem lebendigen Vertriebe im Druck [13]) gesammelt, die zum Theil uralter Herkunft sein mögen: an ihnen ist überall die Phantasie des Aufgebenden zu bewundern, selbst wenn er die Auflösung hinzufügt, die dem Errathenden schwer zu finden war, weil hier noch, wie Aristoteles sagt, das Wesen des Räthsels in der Aussage eines Wahren unter Zusammenstellung von scheinbaren Unmöglichkeiten gesucht wird. Warum soll auch blos beim Räthsel der Scharfsinn des Errathenden bewundert werden? Der des Aufgebenden macht es allein poetisch. Bei unseren Spruchdichtern dieser Zeit des 13. Jahrhs. aber und in ihren Haftliedern ist

---

11) Ettmüller hat „Wizlaw's IV. Sprüche und Lieder“ (Quedlb. 1852), in niederdeutsche Mundart gebracht, herausgegeben.

12) Altd. Wälder 2, 19.

13) Das Ratbüchlein s. l. et a. Von geringerem Werth und Umfang ist: Das Rätersch Büchlein. Straßburg 1562; sodann spätere Sammlungen auf diesen Unterlagen: Neu vermehrtes Rathbüchlein s. l. 1678 u. A. Vgl. Haupt's Zeitschr. 3, 27. Wir brauchen wohl nicht zu erklären, warum wir auf die Räthselliteratur so wenig wie auf die der Sprichwörter ausführlich eingehen. Sie gehören dem eigentlichen Schriftthume nur gelegentlich zu, in dem allein sich der dichtende Geist in seinen geschichtlichen Entwicklungen verfolgen läßt.

häufig das Räthsel wie die Lösung dem Verstande wie der Phantasie unergreiflich, und selbst, wo wir, wie in dem ersten Haft des Wartburgkrieges, die Lösung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verstehen, bleiben wir ohne Befriedigung, denn hier verschwimmt das Räthsel in eine ganz vage Allegorie[14]). Dasselbe Verhältniß nun, das zwischen diesen tiefsinnigen Räthseln und den volksmäßigen besteht, treffen wir zwischen den gelehrten, sinnbildnerischen, dunkeln Sprüchen dieser Meister und einzelnen von einem faßlicheren Charakter, die wir besonders bei dem Kanzler, obwohl auch da unter vielen von der entgegengesetzten, schwülstigen Art, finden, und die wir der Priamel vergleichen, welche wie das Räthsel so deutschvolksthümlicher Natur ist, daß sich beides im Scandinavischen schon sehr frühe ausgebildet findet. Wir fassen uns über diese Gattung kurz, weil wir weniges davon besitzen und vortreffliche Beurtheiler darüber ausführlich waren[15]); und wir bemerken nur, daß wir diese kleinen madrigal- oder epigrammenartigen Gedichte in demselben Bezuge zu den späteren großen satirischen Gedichten oder schon zu dem Renner ansehen dürfen, wie die entgegenstehenden moralischen Nutzanwendungen der Eigenschaften von Naturgegenständen zu den eigenen gelehrten Werken oder Gedichten von den Kräften der Steine, der Bedeutung der Blumen und Blätter und dergleichen anderen Werken über die äußere Natur. Denn gerade wie jene satirischen Gedichte wollen die Priameln oft nur mit einer neuen Einkleidung einer allbekannten Erfahrung wirken; gerne führen sie das Thörichte des menschlichen Treibens im Allgemeinen oder der einzelnen Stände vor; sie zählen die gemeinen Lebensverhältnisse oder die Eigenheiten der Stände in einer solchen Ordnung und in solcher Art her, daß die satirische Wendung wenigstens an die Hand gegeben ist; oft sind sie nichts, als eine anspruchslose Reihe von Sprichwörtern und Erfahrungssätzen, die bald bildlich bald unbildlich alle dasselbe besagen und von vielen Seiten Einen und denselben Satz deutlich machen wollen, und dieser Art, die sich auch bei Spervogel schon findet, sind manche Sprüche des Kanzler. Allein, wie wir sagten, auch Er beharrt nicht bei dieser einfacheren Art, sondern verfällt jeden Augenblick in die entgegengesetzte. Begriffe von einer Form, einem Unterschiede der Form und von der Wichtigkeit derselben lassen sich in allen diesen Dichtern nicht entdecken, die zum Beispiel auch einzelne Fabeln

14) Dergleichen hat der Cod. Pal. N. 392 mehreres.

15) Wir verweisen auf Lessing und Eschenburg; vgl. Bragur II. und Herder im deutschen Merkur 1782 p. 169.

schon in die Form ihrer Töne pressen, der sie innerlichst widerstreben. Und so ist's gerade mit der Materie auch. Sie streiten, man weiß nicht um was; sie reden um's dritte Wort von der Logica, und keiner kann einen Gedanken festhalten [16]). Der Marner wirft dem Reimar das Borgen vor (neben anderen Untugenden, die diesen Sängern gemein sind,) und dann gesteht er wieder (M. S. 2, 241. 246) von sich, daß er selbst aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geschäft mache! Den Marner bekämpft wieder der Meißner, und dies wirft wieder Gervelyn dem Meißner vor als Mißgunst, indem er ihm zugleich das Entlehnen von fremden Tönen aufrückt, was für eine Art von Schimpf zu gelten scheint, so häufig es geschah. So hat Rumeland einen Streit mit Singauf, der falsch gesungen habe, der Schlaf sei so alt wie der Mensch. Wir wollen an einem ausführlicheren Beispiele sehen, was dieser Kämpfe Gegenstände sind. Wer da sang, sagt der Meißner (M. S. 3, 100. XII.) mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an seinen Eiern brüte, der sang unrecht; wer da sang, daß sich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, dessen Sang ist ungeheuer; wer da sang, daß der Pelikan seine Kinder tödte, der hat gelogen, der lese die Bücher besser. An falschem Gesange strafe er Lügners Mund. Wer falsch singe, der sei an Kunst blind, und dem geschehe der Spott der Meister recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entscheiden; mit wahrem Gesange wolle er den Lügensang den Menschen verleiden; ein Meisterarzt könne ja Kranke wohl gesund machen. Der Strauß also scharrt im August seine Eier in den Sand und vergißt sie da; die Sonnenhitze brütet sie aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit sagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — so verbrennt er sich und wird zu Asche und aus der Asche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es sich so. Er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm seine Kinder. Nun wälzt sich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an sich dürre werden, um sich dadurch gegen die Schlange zu schützen. Dann belebt er im Neste wieder seine Kinder mit seinem Blute. Nun will er dies aber besser auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir sind die Kinder, die er fing.

---

16) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal, N. 392. f. 37.
Ez tihtet manger fruo und spât, waz siben kunst bediuten,
und der der minsten niht verstât; der solt ie billich riuten
die steck ûz vor dem pfluoc, sô würd er niht der liute spot,
swâ man die maister brîset.

Darum mußte Gottes Sohn sich mit dem Koth der Erde bestreichen!! Die gelehrte Kritik dieses Gelichters gab dann Gelegenheit zu einer Art von Tenzonen, einer Gedichtgattung, die wir in solchen einzelnen Aufgaben, Fragen und Räthseln vorbereitet, und dann auf eine ganz unvollkommene Weise ausgebildet sehen. Dies berührt sich genau mit den scholastischen Streitigkeiten und Kämpfen, ja wir haben ausdrückliche Beispiele, wie gewisse theologische Streitfragen auch poetisch behandelt wurden. So ist in einem Gedichte von Heinzelein von Konstanz der Streit über den Vorzug der beiden Johannes behandelt, ein Gegenstand den die Pariser Meister durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutseligen Krieg nennt.

Als eine solche Tenzone bezeichnen wir auch den Wartburgkrieg[17]). Nach dem bisher über den Charakter der gnomischen Dichtung dieser Zeit Vorgetragenen werden wenige Bemerkungen ausreichen, über den Werth dieses oft unverständig gepriesenen Gedichtes und über die Gesichtspunkte, aus denen es betrachtet werden muß, aufzuklären. Was dieser Dichtung Thatsächliches zu Grunde liegt, läßt sich, da wir kein rein geschichtliches Zeugniß haben, nicht wohl bestimmen. Die Sage verlegt die Handlung unter Landgraf Herrmann's Regierung nach Eisenach, ins Jahr 1207. Daß nun an diesem Hofe einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger statt gehabt haben mochte, nichts ist möglicher als dies. Daß sie so weit gegangen wäre, daß auf die Niederlage in einer Streitsache, über die unmöglich ein Richter zu bestellen war, ein schimpflicher Tod als Strafe gesetzt wurde, ist ein Zug, der unter der feinen Gesellschaft der ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhs. nicht wohl vorkommen konnte. Der zweifache Bestandtheil des Gedichtes, dessen erster Theil sich um den Kampf von dem Vorzuge der Fürsten von Oesterreich oder Thüringen dreht, während der zweite in die wunderbare Art von Räthseln überspringt, die nur, wie in dem Gedichte selbst angedeutet scheint, durch die Kunst des Teufels gestellt und durch die Gunst der Engel gelöst werden können, spricht für die Entstehung in mehreren Zeitabschnitten; jenes ist ein Gegenstand des Streites, der im Anfang des 13. Jahrhs. denkbar ist, die letzte Hälfte kann schwerlich vor dem Ende desselben entstanden sein, wo wir diesen Geist herrschend finden. Daß die

---

17) Ausg. von Ettmüller. Der Herausgeber hält nun den Frauenlob für den Verfasser dieses Gedichtes; vgl. seine Ausgabe Frauenlob's p. 383 ff. Auf die Arbeiten von Lucas, über den Krieg auf der Wartburg 1838 und H. v. Plötz über den Sängerkrieg a. d. W. 1851 begnügen wir uns zu verweisen.

Meister Eschenbach und Klinsor hier in einer poetischen Sage erscheinen, ist unstreitig das Fesselndste an dem Gedichte. Wir können nicht entscheiden, ob der Letztere ein wirklicher deutscher Meister oder blos eine mythische Figur ist. Für jenes spricht die kahle Erwähnung, die Herman Damen (M. S. 3, 163. 3, 4) von ihm thut; für dieses, daß Klinsor im Parzival in Verbindung mit dem Zauberdichter Virgil gesetzt ist, dessen in Neapel volksmäßige Wunderverrichtungen durch die Otia imperialia des Gervasius und dann in deutschen Versen durch Enenkel weitläufig in Deutschland bekannt wurden. Der alte mythische Zauberer, von dem der jüngere Klinsor im Lohengrin scherzhaft sagt, seines Ahn's Urahn sei sein Schreiber gewesen, könnte dann später eben so zum Meisterdichter gemacht worden sein, wie in dem Gedichte von der Minneburg sogar der Aegyptische Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward[18]); wobei denn gerade die Versetzung nach Ungerland für das Historische der Person nicht günstig ist. Sonst ist allerdings das Hinzutreten der Sage zu der Persönlichkeit großer Dichter nichts Seltenes. Eine Zeit von so vieler Selbstgefälligkeit, die zum erstenmale die Meister enger als geschlossenen Orden zusammentreten, die Kunst sich zu einem eignen Geschäfte erheben sah, die bald von ihr in der gemüthlichsten Innigkeit sang, daß Gott selbst die Sänger auserkoren habe, selbst auf der Künste Stuhl sitze und die Engel in hoher Schule um sich versammelt habe, während zwischendurch das Dichten von ängstlichen Seelen für eine Sünde gehalten wurde, eine solche Zeit mußte wohl anfangen, ihre Kunst in höhern Glanz zu rücken, ihre Dichter in wunderbares Licht zu stellen, ihre Gelehrsamkeit und Weisheit aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Daher trug sich bald die Sage mit Novellen und Geschichten von einzelnen unserer Sänger. So sind von Ulrich von Lichtenstein in seiner eigenen Geschichte Züge aus Schwänken und aus Erzählungen von provenzalischen Dichtern aufgenommen worden. So erzählte man von Reinman von Brennenberg, was sonst von dem Anbeter der Dame von Fayel oder dem Ritter in einer deutschen Novelle von der Minne[19]) erzählt ward, und dahin darf man die vielfache Beschäftigung der Poesie und der Volkssage mit Nithart, dem Tanhäuser und Frauenlob rechnen, wenn

18) Das Gedicht ist im Cod. Pal. 385. p. 258. Die Einkleidung ist die, daß der Dichter einen kundigen Meister bedarf, der ihm die allegorischen Räthsel der Minneburg deuten soll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn seine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

19) Bei Müller hinter dem armen Heinrich.

man des Letzten berühmtes Begräbniß durch Frauen in Mainz nicht als historisch gelten lassen will. Anderwärts hing sich die Sage weniger an die Persönlichkeit, als an die Intellectualität des Dichters an, so daß, während es bei Konrad v. Würzburg noch Bild und Allegorie ist, wenn er des Meißners große Sängergabe von dem unmittelbaren Unterricht der Sirenen herleitet, schon von einem Leutold von Regensburg erzählt ward, daß er in nächtlicher Weile von einem günstigen Geiste geheime Weisheit erlangt habe. In diesen Sängersagen nun spielt der Wartburgkrieg offenbar die wichtigste Rolle und es kommen gegen ihn nicht einmal die bedeutungsleeren Sagen von der Entstehung der Kunst durch die vier Meister in Betracht, von denen die vier gekrönten Töne des meisterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beisitz der zwölf Hauptmeister[20]), die uns in spätern rohen Meistergesängen aufbehalten sind[21]). Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunst und Wissenschaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, so daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an sie setzen möchte, sieht aus dieser Dichtung wie aus den gutgemeinten Liedern späterer Meistersänger hervor. Diesen würdevollen Begriff darf man in den vorher besprochenen Dichtern überall suchen, und Schade, daß er auf die ältern Dichter, die in großen Zeiten große Ideen nährten, nicht traf, sondern erst auf diese kleineren Geister, die der schon hinsterbenden Dichtung der Ritterzeit das kaum aufathmende Leben einer kindischen Gelehrsamkeit einhauchen wollten. Wir finden darum auch in dem Wartburgkriege, wenn wir nachfragen, was denn diese Dichter, die von ihrer Kunst so begeistert urtheilen, auszeichne, keine andere Antwort, als bei allen übrigen. Zuerst wird die Streitfrage über den Vorzug der Fürsten, bei der der Ueberwundene sich „in Diebes Weise gefangen geben soll," in jenem gemeinen Tone des Schimpfens geführt, der sich nachher in den Streitgedichten der Frauenlob und Regenbogen und in den Aufforderungen wandernder Meister fortsetzt. Ist es hier wenigstens noch ein gelehrtes Schimpfen (wenn sich die Streiter untereinander Katzen und Fröschen vergleichen, spielen sie

---

20) Daß von der Hagen diese Zwölfzahl, die übrigens an tausend andere Dinge erinnert, nicht mit Unrecht mit den zwölf Kämpfern im Rosengarten in Verbindung setzt, beweist ein Meistergesang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meister im Rosengarten der Kunst mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt ist.

21) Bei Wagenseil p. 504 und 550.

auf Fabeln an), so fällt doch in spätern Ausfällen der Art, die ihr Vorbild in dem Wartburgkriege und Aehnlichem haben, auch selbst dies — soll ich es Verdienst nennen — hinweg [22]). Dieser selbe Streit ferner wird alsdann nach einer dogmatischen Sophistik oder einem sophistischen Dogma entschieden. Walther nämlich fängt den Ofterdingen, indem er fragt: Sag an, wer ist es, der vor allen Fürsten der Sonne gleicht? Der Herr von Oesterreich, ruft Ofterdingen, und sogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preises hat der Tag, als die Sonne, das müssen Pfaffen und Laien sagen. Ich berufe mich auf alle Meister, die in Bibel und Chronik bewandert sind. Der Thüringer ist unser Tag. — Auf dieses vortreffliche Kunststück soll dann Ofterdingen gerichtet werden, er legt aber Berufung ein an Klinsor's Entscheidung. Man sieht wohl, dies ist eine Kinderei, die jenem Streitthema des Meißner ähnlich genug sieht, so wie der nun folgende Kampf zwischen Eschenbach und Klinsor, die Litanei, die der Teufel Naston dem Klinsor ins Ohr sagt, der Mischmasch von dunkeln und hellen Bezügen auf Geschichte und Roman in dem Räthselspiel und die ganze apocalyptische Grundsuppe dieser Räthsel, die noch ihres Oedipus harren, ihres Gleichen übergenug in den einzelnen Gedichten der Zeitgenossen haben. Es mag wohl sein, daß vielleicht noch einmal eine größere äußere Ordnung durch Auffindung einer bessern Handschrift in dies Chaos kann gebracht werden, daß aber Licht und Zusammenhang je hineinkomme, daran glauben wir nach der Unfähigkeit und Gedankenwirre der Dichter dieser Zeit verzweifeln zu müssen.

Wir wollen noch einen unreifen Gedanken wagen, weil es doch dem Wartburgkriege gilt, über den schon so viele unreife Gedanken umgehen, zwischen denen dieser wohl mitlaufen darf. Man könnte ganz in der Ferne zwischen dem in einer eigenen Befangenheit und Unschuld erscheinenden Eschenbach und Klinsor einen Gegensatz der alten ungelehrten Kunst der Ritter mit der weisedünklichen und nekromantischen dieser Zeiten entdecken [23]). Dies würde man denn auf der anderen Seite den

22) So ruft in einer solchen Herausforderung ein Meister dem andern zu (Cod. Pal. No. 392. f. 39.), er solle sich seinen Hals mit Rindermist schmieren, das werde seine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo fährt einer seinen Gegner an, er habe die sieben Künste vierthalb gelernt von weisen Eseln, er habe der Künste Stuhl besessen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er sei voll Kunst wie eine bodenlose Kiste; er solle gehn und Esel und Geißen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen sein, in der man Narren lehre; er sei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er solle sich fortmachen und den Katzen mausen oder im Spital den alten Weibern lausen helfen!!

23) Dieser Gedanke findet in der alten Lebensbeschreibung des heil. Ludwig von

Tenzonen des Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, (†1318) und des Barthel Regenbogen entgegen halten. Der Letztere war seines Handwerks ein Schmied, der Erstere, der in der Manessischen Handschrift als „der jüngere Meißner" im Gegensatz zu dem etwas früheren schlechtweg „der Meißner" genannten Spruchdichter erscheint, wird als Doctor bezeichnet, und ist, obzwar kein Geistlicher, allerdings einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit mächtig, die er in seinen Briefen und Sprüchen in einer ungewöhnlichen, geschraubten, dunklen und gesuchten Manier der Sprache ausbreitet, und die Ettmüller[24]) bei ihm, wie bei seinem älteren Landsmanne, aus dem Einflusse der Meißner Domschule herleiten möchte. In beiden Dichtern scheint nun ein Gegensatz dieser gelehrten Zeit mit der folgenden schlicht bürgerlichen, gleichsam wie in dem Stande der Dichter erkennbar. Freilich auch die spätern Meistersänger, zu denen beide von der ritterlichen Kunst hinüberleiten, theilen sich selbst in den überschwenglichen und schweren Flug Frauenlob's und in Regenbogen's vorsichtigern Gang wieder ab; ja der Letztere selbst kramt seines Gegners mystische und scholastische Weisheit aus und bildet sich so viel darauf ein, wie jener, nur daß er, scheint es, mehr blos wenn er Frauenlob bekämpft das Gedunsene und Schwülstige nachahmt, da der ganze Eindruck seiner Lieder sonst ein wohlthuenderer und gesunderer ist[25]). Welch ein Unstern mußte diese Leute auf das Hohelied und die Schriften des Johannes führen, die sie nachahmen und auslegen wollen! An diesen Dingen versuchen sich diese harten Köpfe, an denen die schärfsten Geister der aufgeklärtesten Zeiten sich vergebens abgemüht haben! Was mußte aus Poesie und Religion werden, wenn man sie zum Spiele mit hohlen Worten mißbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in solchen Werken wie Frauenlob's Marienleich suchte[26]), die die älteren über-

---

Ködiz (hrsg. v. H. Rückert) eine Bestätigung, wo es p. 13 heißt, Klinsor habe sich geschämt und habe in Eisenach nich' bleiben wollen, weil er „von einem ungelehrten Manne also überwunden ward."

24) Ettmüller hat nun alles Erreichbare von Frauenlobs Werken zusammengestellt in: Heinrichs von Meißen, des Frauenlobs, Briefe, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedlb. 1843.

25) Von der Hagens Minnesänger 3, 344.

26) Bekanntlich erwähnet schon Albert von Straßburg, der auch die Geschichte von Frauenlob's Beerdigung erzählt, seine Paraphrase des Hohenliedś. Cantica canticorum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unser Frouwen Liet, et multa alia bona. Er deutet das hohe Lied auf Maria; erst auf die Braut Christi, die Kirche übertragen, ward dies Lied nun auf Maria angewandt, die zugleich Gottes Braut und Mutter ist.

ladenen Marienhymnen des Konrad noch einmal aufs äußerste des Schwulstes und der Verschrobenheit übersteigerten, die dem gewöhnlichen Leser nichts sein konnten, als tönendes Erz und klingende Schelle, die dem Unverständigen allein tiefe Weisheit schienen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben strebt. Es ist daher kein Wunder, wenn ein Mann mit schlichterem, einfältigem Sinn, wie Regenbogen, an dieser überschwenglichen Manier einen Anstoß nahm, der, wenn er auch Anfangs vielleicht sich in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte, die diesem Manne eigen scheinen (M. S. 3, 344), doch dem Dünkel des Doctors gegenüber sich zu einer solchen bittern Feindseligkeit steigern mußte, wie sie sich in einzelnen seiner Streitgedichte ausspricht. Seine Kämpfe mit Frauenlob über den Vorzug des Namens Weib oder Frau[27]), die vortrefflich ausdrücken, wie nun der einstige frauendienstliche Gesang zu einem eitlen Spiele des Kopfs geworden war; ihr Streit über die Geschaffenheit oder Unerschaffenheit Gottes und was Alles sonst die Gegenstände ihres Krieges waren, riß Regenbogen in Grübeleien hinein, in denen er offenbar nicht auf seinem Felde ist, über denen er den bescheidenen und herzlichen Ton seiner Rede verliert, zu dem er übrigens auch Frauenlob gegenüber zuletzt wieder in einem Schwanengesang zurückkehrt, wo er erschüttert auf sein Ende denkt und seinen sündigen Lebenslauf überblickt, wo er versöhnt vielleicht das einzige Zerwürfniß in seinem Leben betrachtet, in Frauenlobs Tone singt (M. S. 3, 354. VI, 1.), was er sonst für einen Schimpf gehalten haben würde; wo er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er Meister Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäste.“ Diesen biedersinnigen Ton, diese herzliche Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er sich selbst überlassen ist; ein wärmeres Gemüth prägt sich in seinen zwar rohen Versen überall ab. Der beste Beleg für seinen schlichten Sinn

27) Es ist bekannt, daß Frauenlob deswegen diesen Beinamen trägt, weil er zuerst das Wort Frau vor dem Weib pries (unter andern, weil blos jenes der Maria beigelegt werde), worin er nicht nur von Walther, sondern auch vom Meißner (XVII, 1. bei von der Hagen M. S. 3, 105) abweicht. Vortrefflich sagt Rumeland von dieser Fehde, was von allen Tenzonen der guten Meister zu sagen ist (in v. d. Hagen M. S. 2, 347.):

zwâre einer hennen
vuoz gæb ich niht umbe iuwern kriec, sît daz wîp vrouwe meinet
unt vrouwe wîp —

und zugleich setzt er Frauenlob zur Rede über seine Anmaßung.

ist ein längeres Lied (in 75 Strophen seines eigenen Tones) von der H. Veronica[28]), wo er in dem Behagen des frommen Gerechtigkeitseifers das Gericht erzählt, das rächend über Pilatus erging. Es ist kein überschwengliches Wort darin. Wohl aber fühlt man auch hier den Ernst des Berufes durch, der ihn auch sonst erfüllt[29]), und der ihn die einfachen Worte für seine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt, als manchen andern der Zeit. Dies sagen wir nur beziehungsweise; die Ungelenkigkeit der ganzen Zeit abzulegen, war auch ihm nicht gegeben. Die selbstgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, fehlt auch bei ihm nicht ganz, doch ist sie gewiß dem Handwerksmanne am leichtesten zu gute zu halten, der einer der ersten war, der in diesen Theil der bürgerlichen Gesellschaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte, und dem die schönen Eigenschaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meisterlichen Sange dieser und der folgenden Zeiten aussöhnen können. Auf seinem geraden und flachen Wege gelangte unsere Dichtung dahin, in der Reformationszeit das ausgestorbene Leben der Nation wieder zu erwecken, während die Meistersänger, die in dem Gleise des geistig verzückten und in Mysterien versunkenen Frauenlob fortgingen, Leben und Kunst so ertödteten, daß man, um weiter zu kommen, ihre Bahn geradezu aufgeben mußte.

b) Episches.

Wenn wir auf die ganze Spruchdichtung, die Nachblüte unserer ritterlichen Lyrik, zurückblicken, so gewahren wir überall den Sieg der Wolfram'schen Manier. Sollten sich in diesem Gebiete gleichwohl die Einwirkungen Walthers noch mit den seinigen hier und da streiten, so ist dagegen in einer Reihe von epischen Dichtungen, die seinen Fußtapfen folgen, seine alleinige und ausschließlichere Einwirkung desto entschie-

---

28) Ein Lied von der Fronica rc. Nürnberg durch Wolfgang Huber. 1512.

29) M. S. 3, 346.

Ich Regenboge ich was ein smit, ûf hertem anebôz
gewan gar kümberlich mîn brôt, armuot hât mich besezzen.
Ez wart niht lenger ûfgezogen, dar nâch gar schier
grief ich ein anderz an: nâch sanges gir sô fuor ich wît; —
Ez hât mich dick und vil geriuwen, daz ich hân getân,
mir zæm ouch baz zwei händlin wîz, dâ zuo ein müezig leben:
idoch sô lâz ich niht dâ von,
sît sich mîn herze in solich kunst hât geben.

dener. Es schien für die Dichtung und die Dichter jeder Art seit der Mitte des 13. Jahrhs. gar keine bessere Empfehlung zu sein, als wenn sie in Wolfram's Weise redeten oder geradezu unter Wolfram's Namen aufträten. Die bairischen Dichter, wie Hadamar von Laber, gingen ganz auf seiner Spur einher; Gedichte aus dem deutschen Sagenkreise, wie Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich, die zwar durchaus nichts von dem Stile des deutschen Epos ablegten, nahmen doch Wolfram's Namen an[30]). Werke, die auch nicht diese Täuschung bezweckten und nicht einmal der Behandlung nach die Vermuthung erwecken konnten, wurden von Anderen für Eschenbachische angesehen, als ob sein Geist über der ganzen ritterlichen Poesie schweben müßte. Noch andere Dichtungen endlich nahmen seinen Namen und seine Weise zugleich an und suchten sich auf das engste und innigste, sogar mit dem Stoffe, in seine Werke zu verweben.

Obenan steht in dieser Hinsicht der Titurel von Albrecht[31]), der Mittelpunkt aller ritterlichen und gelehrten Dichtung der Spätzeit des 13. Jahrhs., der um 1270 die letzte Gestalt erhielt, in der wir ihn lesen[32]). Dieses Gedicht, fest angelehnt an Wolfram und den Parzival und gleichsam unlösbar damit verflochten, erwarb sich sowohl durch die dunkle und wie absichtlich räthselhaft gemacht Art der Entstehung, als auch durch die Verflechtung und stete Beziehung der Abenteuer des einen Gedichtes mit dem des andern, durch Jahrhunderte das Ansehn, als ob es aus Wolfram's Feder herstammte, genoß mit dem Dichter den höchsten Ruhm, überstrahlte seine ächten Werke, ward bis ins 17. Jahrh.

---

30) So auch ein kleines Gedicht „des von Wirtemberk pueh", das (Tübingen 1845. 4.) H. A. Keller in mehreren Varianten herausgegeben hat.

31) Ausg. von Hahn. 1842. Wir verweisen auf Lachmann's Vorrede zu Wolfram, nach der dieses Werk wenigstens durch die Hände dreier Bearbeiter gegangen ist, worunter ein Albrecht sich nennt. Ob dies Albrecht von Scharfenberg ist, auf den sich Fürterer in seinem Gedichte vom Gral und der Tafelrunde (1478) beruft? S. von der Hagen's Minnesänger 4, 216.

32) San Marte in dem 2ten Thle. seines Wolfram von Eschenbach sucht dem Titurel eine andere Zeitbestimmung zu geben. Er hält sich an das von Boisserée gerettete Fragment und nimmt an, der Dichter, Albrecht von Scharfenberg, habe ihn um 1322—50 unter Ludwig dem Baiern verfaßt. Allein wäre in jenen Strophen der Kaiser gemeint, so würde der Dichter gewiß die höhere Würde genannt haben in dem Preise seines „duc Loys et Palatinus"; die bisherige Zeitbestimmung erscheint vielmehr gerade durch diese Stelle gerechtfertigt, die offenbar auf Ludwig den Strengen (1253—90) geht, aus dessen Geschichte einleuchtet, warum gerade auf den Palatinus hier ein gewisser feierlicher Nachdruck gelegt wird.

gelesen und galt unbestritten für das Haupt aller deutschen Ritterbücher[33]). Kaum war im 18. Jahrh. das Studium unserer alten Dichtung erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dies Gedicht von neuem begann. Wenige hatten es gesehen, wenigere hatten es gelesen, Alle, auch die es gelesen hatten, ahnten irgend eine große Bedeutung dahinter und versuchten nun, mehr tastend und spähend den Kern der bittern Frucht zu finden, als daß sie gewagt hätten, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erst zu zersplittern. Schlegel war einer der Angeber dieses Verfahrens. Wie die Nibelungen für den deutschen Homer, so sollte der Titurel thörichterweise für den deutschen Dante erklärt werden; und wie unsere bildenden Künstler im Unverstand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunst, statt ihres eigenen Unvermögens, anklagen, so sollte die Reformation auch in Schlegel's Ansicht eine Sünde begangen haben, indem sie der Begeisterung für den Titurel ein Ende gemacht. War dies wirklich ihr Werk, so war es zu den vielen großen Verdiensten der Reformation noch ein weiteres kleines Verdienst, das sie sich um unsere Dichtung und unsern gesunden Geschmack erworben hat.

Denn wie entblößt an wirklichem dichterischen Werthe der Titurel ist, das braucht man heute Niemandem mehr erst ausführlich auseinanderzusetzen. Hatte doch schon Wolfram auf diesem weiten Gebiete der Titurelmähren, die wir in dem Gralgedichte Kiot's, aus dem er übersetzte, mit den Geschichten des Parzival vereint denken müssen, nur das wenige Dichtenswerthe entdeckt, das er in den geringen Titurelbruchstücken behandelte, die wir früher besprochen haben. Was er verschmähte, nahm der Verfasser unseres jüngeren Titurel auf, dessen ganz willkürliche Behandlung, dessen geheimnißvolle Weisheit, dessen gedunsener und breiter Stil der hohlen Materie den Werth auch nicht geben konnte, den sein großer Vorgänger nicht darin gefunden hatte. Wir brauchen den thatsächlichen Inhalt des Gedichtes nicht näher zu erörtern, um seine poetische Armut zu erweisen. Wir kennen nun schon das Inhaltlose dieser Liebschaften, dieser Heereszüge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaße vorliegt, so daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort ist, wo der Dichter verschmäht, seine Schlachten im besondern auszu-

33) Das Gedicht schließt:
Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wîset,
alle die ez hœren, lesen oder schrîben, der sêle müeze werden gepardîset.

malen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beschreibungen von Zweikämpfen vorkommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von dessen Kunst, mit zwei drei Zügen für jeden Nebenhelden zu fesseln, auch nicht die kleinste Spur ist. Selbst auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feste von Floritschanz, die sämmtlichen aus andern Romanen bekannten Helden der Tafelrunde in unübersehbarer Anzahl und mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetischen Sage versammelt, selbst da fühlt man sich nicht unter Bekannten. Die Leblosigkeit und Flachheit, die in allen Erzählungen der britischen Dichtungen herrscht, die Unfaßbarkeit des Thatsächlichen ist dann durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich gesteigert. Selbst die berühmte Strophe, die durch Einführung von Mittelreimen in die Strophe der Wolfram'schen Fragmente die vortreffliche Wirkung derselben wieder ganz aufhob, macht aufmerksam, ob für solche bewegungslose Stoffe nicht ein feinerer Sinn die kurzen beweglichen Reimpaare wählte; denn in diesem Maße schleicht der Vortrag höchst beschwerlich wie im Predigerton in einer gewissen Mitte zwischen den kurzen Versen und der Strophe des deutschen Volksepos. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die lehrhaften Theile geeignet und durch das Vorherrschen derselben auch wohl erfordert war; in die erzählenden aber eine peinliche Mühseligkeit und gleichsam eine langsame Hast, mit der die Begebenheiten im angestrengten Schneckengange sich fortbewegen, so daß auch der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang seiner eingeleiteten Geschichten spannt, und dennoch in andern Stellen die Ungeduld des Lesers abweist, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende schaut, ehe die Erzählung vollbracht ist. Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieser entsetzlichen Weitschweifigkeit reibt sich der Poet in einer stillen Glut auf, sinkt jeden Augenblick zusammen, stärkt sich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten bessern Sänger zu Hülfe, tröstet sich, daß ihn die Bücher den mangelnden Witz lehren würden und ermattet von neuem, um, stets lahmer geworden, sich in stets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man statt des ewigen Jammers dieser Dichter über ihre Unfähigkeit, dem Homer Einmal in der Fülle und Raschheit der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entsinken sieht, er könne das Alles nicht wie ein Gott bewältigen, wo er vorher und nachher seinen kühnsten Genius eben gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Wenn sich aus der poetischen Beschaffenheit des Titurel die Unzufriedenheit Schlegel's mit der Reformation, die das Andenken des Ge-

dichtes ausgelöscht haben sollte, nicht rechtfertigt, so ist diese Unzufriedenheit dagegen aus dem Standpunkte katholischer Religionsansicht desto besser zu begreifen. Denn das was dem Werke seine eigenthümliche Färbung, was ihm seine Bedeutung in der Zeit und in der Dichtungsgeschichte gibt, ist die schroff hierarchische und priesterliche Gesinnung, die es von Anfang bis zu Ende durchdringt. In der Weise, wie wir diese in dem Gedichte niedergelegt lesen, ist sie unstreitig nicht in der französischen Quelle ausgedrückt gewesen; ihre Ergüsse sind die Zuthat des deutschen Dichters, der alle die charakteristischen Eigenheiten seiner Zeit, die wir in den Spruchdichtern andeuteten, im übersteigenden Maße in sich vereinigt. Dies ist es unstreitig, was dem Werke eine so große Geltung in der Zeit und eine so hartnäckige Dauer erwarb. Das ganze Gedicht ist voll von hierarchischem Dünkel, der sich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa streitet; und dies ist sein entschiedenster Zweck, daß Priesterschaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe gerückt werden sollen. Dies geschieht mit allem pfäffischen Eifer und aller hierarchischen Folgerichtigkeit. Ganz verschwunden ist Wolfram's duldsame Ansicht des Heidenthums, der wir später im Lohengrin wieder begegnen; der Dichter verräth zwischen seiner dogmatischen Gelehrsamkeit den gehässigsten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen; und was noch in der Abenteuer Krone, was in vielen Dichtern dieser Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrschaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was diese Dichter neben Venus und Amor der griechischen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Verwerfung. Die Aufgabe seines Gesanges ist die Reinheit und Keuschheit, die hier schon ein irdisches Paradies bereitet, und sein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchalischen Geschichte so mancher Gotteserkorene, erst spät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuschheit und reiner Ritterschaft erzogen und für den Dienst Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armut wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die christlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehren guter Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung des Abraham, mit der er seinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn diesem der Erwerb der Gralherrschaft leichter, als dem sündigen Parzival; ihm wird ein patriarchalisches Alter gewährt, ja den Gral in Reinheit anschauend ist er vor dem Tode sicher.

Obzwar er ein Priesterkönig ist, so ist ihm doch gestattet zu heirathen, was den andern Priestern nicht gegeben ist, da ihr Weib die Kirche ist. Alle Priester sind von Gott geborene Könige, sie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige. Man sieht wohl, der wilde Rittergeist des fränkischen Epos, der ganze Charakter des Gottesdienstes im Karl, der im Laufe der Zeiten zu dem Geist der Hohenstaufen führen mußte, paßte nicht zu diesen Ansichten. Daher ist es denn auch sehr bezeichnend, in welcher Zahmheit das Rittergeschlecht in der Gralsage auftritt, wie wenig blutig es da überall hergeht, wie hoch der sanfte Held Parzival über seine roheren Gesellen gehoben wird, und man darf auch auf jenen Inhalt des verhängnißvollen Brackenseils im Titurel merken, wo ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten wird, die einen ganz friedlichen, weiblichen und passiven Charakter tragen. Diese Rittertugenden sind: Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stätigkeit, Demuth, Geduld und Liebe. Eine Nonne, eine Betschwester könnte wohl kaum noch ein Blümlein zu diesem auserwählten Kranze hinzuthun, und wenn sie ihn auch für ihres Gleichen zu binden hätte.

Diesem pfäffischen Wesen steht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die Farbe der Spruchdichtung jener Zeit trägt. Die Gelehrsamkeit, der Prunk mit Gelehrsamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrscht das ganze endlose Werk, sie überdeckt und verschleiert den ganzen erzählenden Theil; eigentlich ist der gelehrte Dichter selber der Held seines Gedichtes. Ueberall schiebt er sich mit seinen Anmerkungen und seiner Weisheit vor, überall hebt er seinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunst Meisterschaft gibt in seiner Ansicht die höchste Würde; die Buchgelehrten stehen an Rang unter den Menschen oben an, erst dann kommen die Edelgeborenen, so wie die Greise vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar ist, daß man sucht, eine alte Zeit sammt ihren Bestrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, so sieht man dies hier, wo man in dem Gegenstande des Gedichtes die ganze ritterliche Herrlichkeit mit der ganzen priesterlichen Herrlichkeit zusammengerückt findet, und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That ist diese Gelehrsamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmasse und Romanenliteratur steht dem Dichter zu Gebote, sogar britische Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutschen behandelt wurden, kennt er und fügt sie vielleicht erst seiner französischen

Quelle zu[34]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geschichten der Juden und Griechen und zeigt in jener Zusammenstellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geschichte. Genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateinischer Dichter und des Homer darf man mit Bestimmtheit bei ihm annehmen. Eine Menge Züge aus fremden Sagen des britischen und des antiken Kreises haben Eingang gefunden, die zum Theile schwerlich in dem Original liegen konnten. Alles was die Spruchdichter zerstreut von Naturgeschichte wissen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich seine Kunde von den Bäumen und Kräutern und den geheimen Kräften der Steine bei der Beschreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der salomonische Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantinische oder gothische Bauart Vorbild war[35]), und auf die er eine außerordentliche Pracht und sinnbildernde Weisheit gespart hat. Von den Meinungen griechischer Philosophen, von Pythagoras' Sphärenmusik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Maser Jawaichus und Avicenna hat er wenigstens reden gehört; scholastische Sophismen, alle physikalischen und geographischen Träumereien und astrologische Weisheit ist ihm geläufig. Wenn dieserlei Gelehrsamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte seinen ohnehin geringen Werth schmälern mußte, so gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Anklänge an ältere bessere Dichter, die so häufig sind, daß man fast auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat sich so unverschämt mit fremden Federn geschmückt, und übrigens auch so gut verstanden sich damit

34) Cod. pal. 383. fol. 121. c.

Der hôhsten gar beroubet wær diu cristenheit gemeine,
niht wan drîer houbet, von Rôme Lucius und der edel reine
Anfortas und Artûs der gehiure,
den Lucius sît heime suochte, des nam er tôtlich schumpfentiure.
Swie lützel mans doch sagende ist in diutscher schrifte,
sô pflag er unverzagende, mit ellenthaftem muote er wunder stifte,
ein rœmisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen dar an hât Artûs wâre wirde erworben.
Der diu buoch der hügede lesen wil latîne,
der hâtz für kein getrügede, diu sagent wâr vil manig wirde sîne,
krônicâ ze Britani und ze Kornvâle u. s. w.

35) S. dagegen S. Boisserée, über die Beschreibung des Tempels des H. Grals. 1834.

zu schmücken. Die Gegenwart seines Gedächtnisses, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen gibt dem Dichter stellenweise eine gewisse Gewandtheit im Schreiben, eine gewisse Sicherheit im Urtheilen, und im Aussprechen der herrschenden Vorstellungen eine Klarheit, die man bei den gnomischen Dichtern meist vergeblich sucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewisse Richtungen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtsein und zur Anschauung brachten, so kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte dieser gelehrten Lyriker sieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieser Zeit aufklärt und namentlich, daß er jenes feste Anlehnen an das Alte und das Anpreisen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerstreuten Einzelheiten der gnomischen und anderer epischer Dichter. Wo man so, wie es hier geschieht, sich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweise fortpflanzt, alte Vorstellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da gesteht man die eigene Schwäche ein, wenn man sich auch noch so vielen Anschein der Eigenthümlichkeit und Neuheit gibt; man bekennt die Abhängigkeit und die Verschuldung an Andere, trotz der großen Selbstgenüglichkeit und der Art von vornehmer moralischer Kritik, die mit unterläuft. Wie Ariost benutzt Albrecht jede beliebte Sage, jeden angenehmen, stehenden Witz, jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther spricht er von dem Honig der Welt, der mit Galle vergeben ist, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er für die Reinigung der Minne und für inneres geistliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moralischen Deutungen naturgeschichtlicher Gegenstände. Jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Gespräch zwischen Dichter und Aventiure; an Thomasin erinnert die Klage, daß der einst verachtete Keye heute noch ein Muster abgeben könnte; an den Winsbeke mahnt der Ton der Inschrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da sogar durch; an Nithart kommen Erinnerungen vor; ein Witz Gottfried's wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Devisen der Ritter zu melden; der Dichter wiederholt selbst seine eigenen Gedanken, wo sie ihm einmal geglückt scheinen. Ueber das Ganze endlich ist schon durch die Aufnahme der Wolfram'schen Titurelfragmente und anderer Stellen dessen Manier gebreitet. Oft nicht ohne Geschick ist seine Sprache behauptet,

seine Figuren gebraucht, seine barocken Bilder, seine kecken Vergleichungen, seine unzarten und sonderbaren Späße[36]), seine gesuchten Wendungen nachgeahmt, und seine spitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo die Seele und das innere Verständniß nacheifern mußte, da sieht man plötzlich, daß Albrecht neben Wolfram so dürftig und arm steht, wie Konrad neben Gottfried. Die Art, wie er die herrlichen Fragmente Wolfram's verwässert hat, ist hierin statt aller weiterer Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität dem Läppischen und Kindischen entgangen und dafür die reinste Unschuld und Kindlichkeit gesetzt war, da fällt man hier wieder recht plump ins Läppische zurück, versteigt sich dann wieder in eine lächerliche Gelehrsamkeit und verliert sich in Weitschweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er seine große Episode aus der Gralsage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geschichte, die sich um eine unerklärbar eigensinnige Laune eines sonst vortrefflichen weiblichen Charakters dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innersten Geist des französischen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

Jünger als der Titurel ist der Lohengrin[37]); auch er ist unter Wolfram's Maske eingeführt und es ist darin ein fremder und außerhalb liegender Stoff, um die Täuschung zu verstärken, willkürlich an die Gralsage angeknüpft. Auch dieses Werk hat offenbar mehrere Bearbeitungen erlitten und, bis es die Gestalt erhielt, in welcher wir es besitzen[38]), einen längern Zeitraum von Verwandlungen durchlebt, als der Titurel. Stoffe und Dichtungsmanieren der verschiedensten Art liegen in merkwürdiger Lockerheit nebeneinander, und nichts ist dies besser zu vergleichen, als der losen Verknüpfung ganz getrennter Bestand-

36) Zur Vergleichung mit einer gleich argen bei Wolfram befindlichen Stelle, will ich folgende aus dem Titurel anführen. Der Dichter wirft seinem Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt; er habe seine Schwester öffentlich beschlafen. Gott nämlich sei sein Vater und Gottes Tochter sei die Tugend, die er von Jugend auf geminnet habe!! Die Abgeschmacktheit will ich nicht vergleichen, nur die Unzartheit im Bilde.

37) Hrsg. v. Görres. 1813.

38) Es fällt nach Mone's Bemerkung nach 1356, weil Karl IV. und der Inhalt der goldnen Bulle darin (S. 50) erwähnt sind. Ueber die Sage und ihre Veränderungen muß man die Einleitung v. Reiffenbergs zu seiner Ausgabe des Chevalier au cygne. Brux. 1846. vergleichen.

theile im Herzog Ernst. Die Lappen aber, die hier wie in einer Musterkarte zusammengetragen sind, erscheinen nur noch vielfältiger. Die einfache, in Austrasien uralte, in Volksbüchern und Liedern noch heute gelesene und gesungene Sage vom Schwanritter, die bei uns schon Konrad in einfacherer Gestalt erzählt hatte, ist hier an den Gral und die Tafelrunde angeknüpft; im Namen des Helden, der in der Clevischen Sage sonst Helias heißt, ist dem Lande Lothringen ein Denkmal gesetzt, wie im Titurel der Dauphinee, Graisivaudan und dem Haus Anjou. Die engere Scene ist nach Brabant gelegt, die weitere greift über das ganze römische Reich. Eine historische Chronik (z. Th. der Repkauischen folgend) ist eingeflochten und in sie wieder eine jener schlecht erfundenen vagen Romanschlachten eingewoben. Alles zusammen ist mit einem Stücke aus dem Wartburgkriege eröffnet und dem Wolfram von Eschenbach in den Mund gelegt, obwohl am Schlusse der Schein aufgegeben wird, als ob das Gedicht von diesem herrühre[39]). Aus der ganz tollen Verschmelzung so verschiedenartiger Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und spräche irgend einen Leser dies Gedicht dennoch an, so könnte dies nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers sein, der in ächt niederländischem Geschmacke alle jene verschiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem seinen Charakter lassen möchte und jedes unvermuthet mit seiner schnurrigen Manier entstellt. Das Gedicht beginnt in der Strophe des Wartburgkrieges mit dem Räthselstreite des Wolfram mit Klinsor, der dann zur Erzählung des eigentlichen Gegenstandes unseres Werkes aus des ersteren Munde überführt, welche mehrfach unterbrochen und wieder angeknüpft wird. Zuerst sucht der Dichter, nachdem ihn diese Einkleidung zu seinem Gegenstande selbst geführt hat, den dunkeln, schwebenden und hohen Ton des Wartburgkrieges zu behaupten. Es ist aber sichtbar, wie mühsam er sich dazu zwingt und wie schnell er in einen helleren, freundlichern Vortrag überspringt, in dem er sich dann nicht ungeschickt bewegt, sobald er den Gedanken aufgibt, mit Räthselhaftem und Ungewöhnlichem

39) p. 192.

Hât er gehabt niht künste hort,
daz er hab diu wort verschrôten und verbort,
daz si durch grop iht meisters kunst verhelze,
und niht ze rîche noch ze swach
sîn in daz gedœne, als der von Eschenbach
si schôn floriert mit rîcher witz gesmelze,
wan er in der künste ess si worht nâch sîner lüste.

prunken zu wollen. Leicht geht er dann über seine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkischen Vasallensagen der Fall ist, scheint er oft mit seinen Geschichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dies liegt vielleicht nicht in seiner Absicht, obwohl die Wirkung seiner burlesken niederländischen Darstellungsart unausbleiblich die ist, daß uns der ritterliche Inhalt der Sage herabgezogen und entstellt erscheint. Oftmals wird man daher hier in Ausdrücken und Wendungen an Reineke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindseligen Stimmung gegen die Geistlichkeit[40]), in der duldsamen Ansicht von dem Heidenthume und dem allein seligmachenden Christenglauben[41]). Es ist nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter seiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdischen Dinge einfällt, und er dann von diesem Gaukelspiele das Gemüth wegweist auf die Dreieinigkeit, „die so geimmert ist, daß sie kein Ende hat;“ es klingt dies bei seiner sonstigen durchaus weltlichen Art ganz komisch. Denn überall sonst hören wir einen gesunden, in sich vergnügten, tüchtigen Meister, der für die Ueberschwenglichkeiten der Ritterromane wenig Sinn hat. Bei seinen Festen geht es ohne fantastischen Prunk ab; man befindet sich nicht weiter unter Recken und Riesen, sondern in Gesellschaft von Bischöfen, Aebten, Hofmeistern und Schenken. Man unterhält sich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Basen; man nährt sich ordentlich mit Speise und Trank; wenn man reist, so nimmt man Geld mit und läßt sich die Sparsamkeit empfohlen sein, was uns Züge aus Rudolf's Wilhelm von Orlens zurückruft. Am brabantischen Hofe selbst herrscht ein ganz traulicher Ton; man empfängt da einen Besuch recht in der Ordnung; man

40) p. 135.
Welch ein orden
bist du werde ritterschaft! vil herter dan Franzisse
und aller grâwer orden sî,
Benedic, Dominic, und Augustîn dâ bî.
Und anderswo, als der Kaiser vor dem Pabste niederfällt:
— wênig, swie ein keiser vallen scholde —
danne der pâbst schol unde muoz
die krôn im reichen, ob erz halt niht wolde u. s. w.

41) p. 150.
Nu clage ich, daz sô werder lîp (der heiden) gehellet
schol sîn, der von kindes jugent was alsô ûf gewahsen,
daz im kein ander geloube was kunt,
reht als wênic wir werden irs glouben grunt
bescheiden hie von einem wilden Sahsen.

denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn; die Fürstin begrüßt ihn nach der ersten Nacht in dem gastlichen Bette, wie er geschlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube sich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptpersonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitspäße vor. So geht beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her. So beräth sich die Fürstin in politischen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablassung mit Adel, Städten und Landschaft. Dies Alles ist niederländischen Ursprungs und niederländischer Farbe, und wir werden bald sehen, wie diese Gegenden jetzt erneute Einflüsse auf die deutsche Dichtung ausüben und wie sie nicht wenig dazu beitragen, die Ritterdichtung innerlich und äußerlich zu zerstören. Ein ganz anderer Ton tritt dann in unserem Lohengrin wieder ein, nachdem die eigentliche Sage vom Schwanritter zu Ende ist. Es kommt eine ganz hagere Chronik an die Stelle der früheren Liederquelle. Eine Geschichte des sächsischen Kaiserhauses, zum Theil nach Siegbert von Gemblours, wird uns vorgeführt, mit jenen Verschmelzungen der Personen, wie wir sie gleichfalls im Herzog Ernst gewahrten. Noch einmal werden wir auch aus diesem trockenen Stoffe und Tone herausgerissen in der großen Schlacht gegen die Africaner, die unter Pabst Johann Rom bedrohen, die ganz in dem langweiligen Stil der großen Alexander- und Titurelschlachten beschrieben ist, wo dann auch einmal der Held Lohengrin, den man in den langen deutschen Geschichten kaum mit dem Namen nennen hörte, wieder eine Rolle zu spielen bekommt.

Es ist bekannt, daß in den romanischen Landen sehr bald die romanhaften Züge des Ritterlebens, wie sie die Dichtung schilderte, ihren Weg aus dem Reich der Ideale in das der Wirklichkeit suchten. Auch in Deutschland lassen sich, obwohl seltener, doch einzelne Erscheinungen dieser Art wahrnehmen. Dabei ist es aber bezeichnend für die Wendung der Geschichte und Bildung hier und dort, daß unter den Romanen dieser poetische Anstrich in das Leben der Ritterschaft selbst drang, in Deutschland aber das aufstrebende Bürgerthum diesen Schmuck des Lebens der ritterlichen Dichtung für sich entnahm. So finden wir in der Zeit, in die wir die Entstehung des Titurel setzen, in einer Reihe niedersächsischer Städte, in Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, gewisse bürgerliche Ritterturniere eingeführt, deren Festlichkeiten aus den Arturromanen ihre Bezeichnungen nahmen; sie dauerten an einzelnen Orten bis ins 16. Jahrh. fort. Im Jahre 1266 leitete ein gelehrter Dichter, Brun von Schonebecke, den wir unten noch erwähnen, in Magdeburg

dies Fest, das bald Gral oder Roland, der Schildbaum oder die Tafelrunde heißt: höfische Briefe luden die Kaufleute naher und ferner Städte zum Turnier; auf dem Markte wurden Zelte aufgeschlagen, ein „Gral" ward bereitet (ein Baum mit den aufgehängten Schildern aller bei dem Spiele Betheiligten); der Tapferste gewann die Frau Feye. Dies pflegte in Hildesheim eine aufgeputzte Puppe zu sein, in Magdeburg war es damals eine lockere Dirne, die der Sieger ausstattete, um sie ihres wilden Lebens zu erledigen[42]). Man sieht, wie trefflich diese Belustigung zu den halb ernsten halb karrikirten Zügen paßt, die die ritterliche Dichtung gerade in Niederdeutschland, in solchen Werken wie der Lohengrin, annehmen mußte, in welche die Betrachtungsweise der bürgerlichen Welt hereinspielt. Der humoristische Anstrich in solchen Gedichten oder in jenen Festlichkeiten hinderte indessen nicht, daß nicht auch in diesen Gegenden noch Einzelne die ritterlichen Dichtungsstoffe mit allem Ernste der früheren Zeiten fortbehandelt hätten. Dieses Schlages ist der Verfasser des Gedichtes von Reinfried von Braunschweig[43]), dessen Abfassung ans Ende des 13. Jahrhs. fällt. Der Dichter, der sich der Ritterschaft unkundig, der Kunst wenig verständig bekennt, gehört entschieden unter Wolfram's Verehrer. Er kennt zwar die ganze Masse der ritterlichen Dichtungen, den Titurel und alle Artusromane, die biblischen, antiken, deutschen Sagen in großem Umfange, und er schreibt in einem im Allgemeinen farblosen Stile, aber wo er persönlich am deutlichsten vortritt, geschieht es in einer Weise, die bald Veldeke's Naivetät, bald Wolfram's Ironie nachzuahmen sucht. Von lebenden Dichtern nennt er nur Jacob Apt, wohl den Schwankdichter, dessen Name gelegentlich von uns genannt worden ist. Der Inhalt der erzählten Sage von dem getheilten Trauring zweier Gatten und der gestatteten Wiederheirat, wenn der scheidende Mann nach einer bestimmten Zeit nicht wiedergekehrt sei, ist in anderen Erzählungen, die wir später noch erwähnen, an andere Namen, besonders an Heinrich den Löwen, den geschichtlichen Stamm- und Landesverwandten des sagenhaften Reinfried, geknüpft; nirgends ist sie so breit ausgedehnt, wie in diesem Gedichte, das, obzwar unvollendet, an 27000 Verse enthält. Wäre es vollständig, so würden wir eine Zusammensetzung vor uns haben von mannichfaltigen Bestandtheilen; auch so ist des Verschiedenartigen schon fast so vielerlei wie im Herzog Ernst

42) Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen. 1849. p. 394 ff.

43) Hs. in Gotha. Im ausführlichen Auszuge von K. Gödecke in dem eben angeführten Archive.

oder Lohengrin. Der Anfang erzählt, wie Reinfried, der ritterlich nach des Gralordens Sitte lebte, sein Weib Yrkane erwirbt; dieser Theil mischt abenteuerliche und romantische Züge mit den wirklichen, bestehenden, prosaischen Verhältnissen des Alltaglebens, ähnlich wie wir es im Lohengrin und Wilhelm von Orlens kennen lernten. Dem kinderlos gebliebenen Sachsenkönige verheißt dann eine Traumerscheinung einen Erben, wenn er die Meerfahrt gegen die Heiden mache; der Theil des Gedichtes, der nun die Irrfahrten Reinfrieds erzählt, treibt uns in allen Wanderabenteuern herum, die wir aus Homer, den Alexandersagen und aus Herzog Ernst schon kennen; ohne viele Ausführung nutzt der Dichter nur die Gelegenheit, in kurzer Beschreibung die ganze Welt der Wunder, wie ein schon Bekanntes in sein Gedicht zu versammeln. Innerhalb dieser Wundersagen ist dann wieder ausführlicher, obwohl auch nicht vollständig, die Sage von Savilon (dem Zabulon des Wartburgkrieges) erzählt, dem Sohne einer Jüdin in Athen, der in den Sternen las, daß nach 1200 Jahren ein Kind werde geboren werden, zum Verderb des jüdischen Volkes, und der nun, um dies zu hindern, ein wunderbares Zauberwerk aufrichtet, das dann Virgil nach 1200 Jahren zerstört. Die Vorliebe, mit der dieser Theil behandelt ist, stellt den Dichter ganz in die Reihe der duldsamen Männer, die ihre Freude an jenen tief- und geheimsinnigen Legenden oder Weissagungen der Sibylle von Alexander und Virgil hatten, welche von der christlichen zu der heidnischen Welt eine versöhnliche Brücke schlagen.

Wenn die Ritterdichtung von einigen Nachfolgern Wolfram's, wie im Reinfried, im alten Ernste zu erhalten, oder wie im Titurel in erhöhte Würde zu rücken gesucht ward, so sahen wir doch, daß wieder Andere, wie der Dichter des Lohengrin, sie mit fremdartigen, prosaischen, humoristischen Zügen unterhöhlten, oder sich aus der Ueberschwenglichkeit Wolfram'scher Manier, wie es in dem Schluß des Lohengrin geschah, in die Plattheit des historischen Gedichtes herabließen. Dies bildet einen eigenen Gegensatz gegen die Dichtung Gottfried'scher Schule, die auch gegen ihren anfänglichen Charakter aus dem Weltlichen und Weichlichen in das Erbauliche und zur Legende überging. Indem man aber der epischen Dichtung durch die Zuthat von wahrhaften und geschichtlichen Bestandtheilen vielleicht einen neuen Werth zu geben dachte, trug man zu ihrer Entartung ein weiteres bei. So ist in dem Alexander[44]) des Ulrich von Eschenbach (zwischen 1278—84), wie nicht lange vorher

44) Cod. Pal. N. 333.

in dem des Rudolf von Ems, eine solche Annäherung an die Geschichte gesucht, indem der Dichter hauptsächlich dem Latein des Walther von Chatillon folgt, der seinerseits den Curtius zur Hauptquelle hat, dessen Büchereintheilung noch aus Ulrichs Bearbeitung hindurchsieht. Nur allerdings ist diese größere Annäherung zur Geschichte zugleich begleitet von der größten Ausschweifung in die albernsten Mährchen, wie in der Kaiserchronik. Wir kehren zu der ungeschickten Verschmelzung der verschiedenartigsten Dinge, zu der Erweiterung alter Stoffe zurück, wie sie im 12. Jahrh. Statt hatte. Hat Walther in den Curtius vielerlei Fabeln, die vor ihm über Alexander gangbar waren, eingeschaltet, und von seiner eigenen Gelehrsamkeit und poetischen Belesenheit hinzugethan, so folgt Ulrich diesem Beispiele und fügt auch seinerseits bei, was er hört und liest[45]). Dies ist außer einem ausdrücklichen Zeugnisse[46]) an nichts besser zu zeigen, als an dem Schlusse, wo eine höchst läppische Allegorie von einer Belagerung der Stadt Tritonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künsten der Alchymie, Astronomie und Nekromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander beigefügt wird, weil sie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Die großen Dichter der hohenstaufischen Zeit suchten dagegen ihr Verdienst, wie wir mehrfach zeigten, im Abwerfen des Wustes in den poetischen Sagen und in der Gestaltung des Stoffes nach einem leitenden Gedanken; es ist kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambrecht alle die Geschichtchen, die in dies ungeheuer angewachsene Gedicht aufgenommen sind, bekannt waren, denn fast auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle seines Werkes hin; aber er verachtete sie entweder ausgesprochener Maßen, oder er ließ sie stillschweigend fallen. Ulrichs Verhältniß zu Lambrecht ist daher ganz wie das des Titureldichters zu Wolfram. Auch Ulrich von Eschenbach, der sich nach verschiedenen Stellen seiner Alexandriade in Salzburg, Schwaben und Böhmen umtrieb, steht in der Reihe der Dichter dieser Zeiten, die der

45) So ist der Elfenschwank vom Zwerg Antilope willkürlich und ohne Bedeutung angeknüpft. S. Altdeutsche Blätter 1, 3.

46) Cod. Pal. N. 333, f. 147.

Ouch hât manic werder man mir süeze rede dâ zuo getân,
diu dirre âventiure gît weder helfe noch stiure,
den ich der wârheit zîe, von Walchen der edle vrîe,
der fürstlich hielt sînen hof, von Salzburc der edel bischof,
schreip mir dise rede her, der wâren zwêne ritter wer,
daz ich des nieman triuge, die sint des bêde geziuge,
und ander guote liute, die ze Prâge wesen hiute u. s. w.

Manier Wolfram's folgten; in Handschriften heißt er sogar Wolfrat von Eschenbach; und Seifried, ein späterer Bearbeiter der Alexandersage, hielt schon sein Gedicht für ein Werk Wolfram's [47]). Ulrich bezieht sich vielfach auf Wolfram's Werke, er bedient sich seiner barocken Bilder und Witze, er affectirt seinen Tiefsinn und ahmt im Eingang und sonst jenen feierlichen geheimnißvollen Ton des Titurel nach; er schmückt sich mit fremder und eigner Gelehrsamkeit; es spielt häufig in dem Gedichte seine Persönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr sind. Diese Richtung nun vertrug es sehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten der Alexandersage so begierig aufgenommen wurden, wie von Lambrecht verschmäht. Hier treffen wir also, wie bei Rudolf, die schmutzige Geschichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus. Die Sagen von des Darius Geschenken an Alexander treten zweimal auf. Bei Gelegenheit der Eroberung von Theben ist die Anecdote von der Verschonung von Pindar's Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Elyades umgewandelt. Alle Urgeschichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben erscheinen in größter Ausführlichkeit, und wir erfahren gelegentlich, woher jene beliebten Heldennamen Parthenopeus, Ypomedon u. A. in den Ritterromanen stammen. So wird auch bei Berührung von Troja manches von dessen Geschichte erwähnt. Länder- und Heldennamen in ungeheurer Masse, gefabelte zu ächten, höchst phantastische zu historisch wahren werden untereinander geworfen, zu den wirklichen Feldherren Alexanders deutsche und französische Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den altasiatischen Ländern die Fabelreiche der Romantik. Die größte Verwirrung herrscht in den Namen und die größte Mischung in allen Verhältnissen. Sardin wird mit Gordium zusammengeworfen und liegt an einem Meere Ellespontificum. Alexander wird vom Aristoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erscheint halb als Kreuzheld, und dann wird seine Gottheit berührt. Jeden Augenblick spielen christliche Gesinnungen und biblische Geschichten herein und dann wieder die Fortuna nach älteren Vorstellungen. Hier und da ist ein ächt antiker Zug wie verirrt stehen geblieben zwischen hundert anderen ganz verwischten. Hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer abgelesen, zwischen der eintönigen Erzählung, und unter den farb-

47) Cod. Pal. 347. f. 45^b.
Daz ich sagte von der diet, und wie vil schar iglîcher hiet,
und wie sich iglîch hât bereit, und ouch wie sich iglîch schar leit,
als Wolfram tet von Eschenbach.

losesten Erdichtungen gelegentlich eine Episode, die an irgend eine bedeutende Stelle im Homer, an Hektors Abschied, an Glaucus u. A. erinnert. Das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit sämmtlichen Geschichten aus den historischen und prophetischen Schriften des alten Testamentes ausgemalt. Riesen, Figuren aus den fränkischen Romanen, wie Rennewart, oder Zwerge wie Spiet im Malagis, spielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schrecknisse der Weltenden geführt wird, ist alles billige Maß in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerem überschritten. Wie elend ist dieser Wust gegen das sinnvolle Gedicht des Lambrecht! Wie vortheilhaft nehmen sich dessen halbwahre Naturwunder aus neben diesen lächerlichen Ungethümen! Wie reizend seine Geschichte bei der Candace, an deren Stelle hier das vielerzählte Geschichtchen steht, wie sie den Aristander (sonst Aristoteles) zu Pferdediensten bringt! Wie sinnvoll seine einfache Erzählung von Alexanders Zug nach dem Paradies gegen diese Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fische, und im Greifenwagen ins Reich der Vögel, und gegen den beabsichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum *einmal* etwas von dem Sinne der Alexandersage durchleuchtet[48]), in dem sie Lambrecht durchgehend darstellte.

Diesem Alexander stellt sich innerhalb der Eschenbach'schen Schule auch noch ein *trojanischer Krieg* zur Seite, der ganz in die Reihe der pseudowolfram'schen Werke zu stellen ist. Wir kennen diese Arbeit (aus dem 14. Jahrh.) nicht selbst und berichten daher über sie mit von der Hagen's Worten[49]). Nach ihm bietet dieses Werk eine ähnliche Erscheinung wie der Titurel; ein Wolfram von Eschenbach gibt sich selber als Verfasser an, und bezeichnet sich dabei als jung und unerfahren. Der Dichter spricht, wie der des Titurel mit der Aventiure, hier mit der Geschichte, und besonders mit der Frau Minne; nicht minder bezieht er sich und verweiset auf Veldeke und andere alte Meister. Dann aber vergißt er sich wieder, noch mehr als der Titureldichter; und wie er einmal eben diesen Veldeke als den Gewährsmann einer Erzählung nennt, wovon bei diesem keine Spur ist, so beruft er sich häufig auf Eschenbach

48) F. 133c.
Swer wider die natûre sündet,
und wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedîhen wol. Ein liut menschlich gern sol:
ist daz er ûz der mâze gert, er blîbet lihte ungewert
und mac verliesen mê dâ mit, volget er niht dem rehten sit.

49) Minnesänger 4, 221.

als Zeugen und schriftliche Urkunde der ganzen Geschichte. Hiernach schon wäre keineswegs ein älteres, auch etwa nur angefangenes Gedicht Eschenbachs zuzugeben, wenn solches nicht durch die übrige Beschauung dieser ungeheuerlichen Reimerei völlig schwände. Unzähligemal, in Flickversen, beruft sich der Reimschmied überhaupt auf Schrift und auf ein großes reiches Buch: aber man möchte eher glauben, daß er nur nach verworrener Ueberlieferung die alte Fabel ausgesponnen hat und ein großer Theil aus seinen Fingern herrührt, so willkürlich sind selbst Hauptzüge und Namen verändert. Kaum erscheinen darunter einige Namen und Züge aus Eschenbach's wie aus Gottfried's und Wirnt's Gedichten, übrigens fast unkenntlich. Dieser Dichter bezieht sich zwar auch einmal auf seine Ritterschaft, wie Eschenbach, welchen er noch durch häufige Einmischung persönlicher Betrachtung, Sprüche und kleiner Allegorien nachahmt; aber wie er sich bei der Ritterschaft auch abenteuerlich seiner Lindwurmkämpfe rühmt, so sind seine Berufungen auf Gewährsmann und Urkunde auch häufig nur spaßhaft. Kurz wir haben hier in der einzigen Handschrift des 14. Jahrhs. das vermuthlich nicht viel ältere Machwerk eines auf gut Glück fortreimenden Stegreifdichters, welchen Sprache und Reime mehr denn örtliche Beziehungen der Mitte Deutschlands zuweisen, und der seiner losen Dichterei durch den berühmten Namen Eschenbachs zugleich eine gewichtige Empfehlung mitgeben wollte. — Wir merken aus diesen Angaben, daß dies schon eine ganz werthlose und herabgesunkene Arbeit ist. Ihr nachstehen wird vielleicht noch der Parzival[50]) einer Handschrift in Donaueschingen, welcher Wolfram's Gedicht durch eine Uebersetzung aus Manessier erweitert und ergänzt, dem Fortsetzer des Parzival von Chretien de Troyes, dessen Ueberlieferung und Sage Wolfram und Kiot entgegenstanden. Auch jetzt aber war noch nicht das äußerste des Verfalls Wolfram'scher Dichtung und Dichtungsmanier gekommen. Wir werden unten hören, daß im 15. Jahrh. noch einmal vorübergehend unter dem Fürstenstande die Theilnahme an den untergegangenen Ritterpoesien auftauchte, und daß man dann Alles hervorsuchte, was nur zu erreichen war, um es nach dem rohen Geschmacke der bäurisch gewordenen Zeit umzuschmelzen. In dieser Zeit (um das Ende des 15. Jahrhs.) entstand eine cyclische Bearbeitung

50) Er ward auf Kosten Ulrich's von Rapoldstein ausgeführt von Klauß Wiße und Philipp Colin, Goldschmied in Straßburg, denen ein Jude Samson Pine als Dolmetscher behülflich war, und vollendet im Jahre 1336. S. Uhland in Schreibers Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschl. 2, 259. Keller's Romvart p. 647. 652 ff.

poetischer Romane[51]) vom Gral und der Tafelrunde durch den Münchner Maler Ulrich Füterer, der auch eine bairische Chronik verfaßte. Aufgemuntert von Herzog Albrecht IV. von Baiern dichtete er seine dreizehn Abenteuer[52]) in der Strophe des Titurel, und „die längst aus dem Leben geschiedenen Redeweisen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunst sich aneignend, mischt er unter diese disjectorum membra poetarum die unritterlichen gemeinen Ausdrücke seiner Zeit oder seiner bürgerlichen Bildung, sammt allen Härten seiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und seinen Fürsten sehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend sonst sein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht sowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns[53])."

---

3. Berührungen mit der niederländischen Literatur.

Reimchroniken und karolingische Sagen.

Zwei der letztgenannten Werke machen uns auf den Stand der Literatur in den Niederlanden aufmerksam, der Lohengrin, weil er offenbar brabantische Bestandtheile hat, der Alexander, weil dieselbe lateinische Quelle (Walther von Chatillon) ungefähr gleichzeitig mit Ulrichs Bearbeitung (oder nach Jonckbloet schon zwischen 1245—8) auch niederländisch von Maerlant[54]) behandelt wurde. Wir haben, wie in so vielen andern Punkten, auch hier eine Berührung der absinkenden Ritterdichtung mit der aufsteigenden im 12. Jahrh., denn auch damals fanden wir eine enge Beziehung der deutschen zur niederländischen Literatur. Damals begannen unsere Uebersetzungen französischer Poesien, und Flandern schien die deutschen Nachbarlande anzuregen, wie in der Geschichte unserer Dichtung des 18. Jahrhs. England that. Seit jener Zeit mochte die flämische Dichtung in der Volkssprache von der französischen vielfach bedrängt worden sein, obwohl sie nicht ganz verdrängt werden

---

51) Außer dem, was in Michaeler's Iwain daraus gedruckt ist, kann ich auf nichts als auf Hofstätters Auszüge von dem was den Gral betrifft verweisen, in den zwei Bänden seiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

52) Vom Ursprung der Helden- und Ritterordnung und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont; Meleranz von Frankreich; Iwain; Persibein; Poytislier und Lanzelot.

53) Docen in den Wiener Jahrb. Bd. 15. S. 68.

54) Hs. in München.

konnte. Die Bedeutsamkeit der deutschen Dichtung in ihrer Blütezeit konnte schon allein den französischen Einwirkungen hier ein Gegengewicht halten. Sind doch selbst die Nibelungen im 13. Jahrh. ins Niederländische übersetzt worden[55]). Mußten doch die Uebersetzungen unserer ritterlichen Dichter aus dem Französischen den Niederländern ein Sporn zum Wetteifer sein, denen die Quellen, die Sagen, die Geschichten, die nach Deutschland aus Frankreich verpflanzt wurden, so viel näher lagen. Es sind uns denn auch eine Reihe von niederländischen Bearbeitungen französischer Romane erhalten, entweder vollständig (wie die von Flore, Parthenopeus, Karl und Elegast, Ferguut, Moriaan, Walwein, Lanzelot, den Lorreinen) oder in Bruchstücken (wie die von Garin von Montglaive, Aubry von Burgund und Hugo von Bordeaux) die der neueste Geschichtschreiber der mittelniederländischen Dichtkunst Alle (wir lassen dahingestellt ob mit Recht) theils in die Blütezeit des 12. und 13. Jahrhs., theils in die spätere Hälfte des 13. Jahrhs. hinaufrückt. Trotz allen diesen erhaltenen Zeugnissen der niederländischen Vulgardichtung aber ist es unstreitig, daß bei dem großen Uebergewicht der eingedrungenen französischen Poesie die Epik hier keine freie Entwicklung hatte, daß sie nicht von Hand zu Hand begabter Dichter ging, die bei ihren Schöpfungen eigenen Eingebungen folgten, daß hier vielmehr an den ritterlichen Mähren der Franzosen mehr nur eine mechanische Uebersetzungskunst geübt ward.

Noch bis zu Heinrich III. von Brabant muß die französische Poesie hier in schönster Blüte gestanden haben, der selbst noch französische Lieder dichtete, und der den Adenes als roi d'armes an seinem Hofe hatte, welcher die Romane von Berthe aux grands pieds, Cleomades, Buenon de Commarchis und Ogier zwischen den 60er und 90er Jahren des 13. Jahrhs. verfaßte. Adenes' Verbindung mit seines Herzogs Tochter, Maria von Frankreich, die ihm am Cleomades geholfen haben soll, bezeichnet aber alsdann gleichsam eine Rückwanderung der wälschen Poesie nach Frankreich; Mariens Bruder, der berühmte Herzog Johann I. von Brabant, dichtete in Volkssprache und seine Lieder gingen zum Theil nothdürftig verhochdeutscht in unseren Minnesingercodex ein. Sein Sieg bei Wörringen (1288), der Stolz jener Zeit und jener Lande, begeisterte einen Dichter, van Heelu[56]), ihn (1291—2) in einem historischen Gedichte in der Volkssprache zu besingen, das dann in den Geschichtsspiegel des Jacob von Maerlant († 1300) einging. Dies ist denn der berühmte

55) Bruchstücke in Mone's Anzeiger 4, 191 ff.
56) Ed. Willems. 1836.

Mann, der den Stand der Dichtung in den Niederlanden ganz veränderte, indem er aus dem Standpunkte des gelehrten Polyhistors seine feindlichen Angriffe auf die ritterlichen Fabeln eröffnete. Früher selbst ein Verehrer der Ritterromane, selbst Verfasser eines trojanischen Kriegs und eines Alexander, legte er nachher diese Vorliebe unter einer ähnlichen inneren Umwandlung ab, wie unser Rudolf von Ems, klagte sich seines Leichtsinnes an, in dem er sich mit lügenhaften Dingen abgegeben habe, dichtete nun Legenden (Leben des heiligen Franciscus) und geistliche und gnomische Gedichte, und führte mit eindringlicher Wirksamkeit zu dem Geschmack an der Lehrdichtung und besonders an der geschichtlichen Reimchronik über[57]). Schon aus seinen Jugendarbeiten konnte man diese Wendung ahnen. In seinem Trojanerkriege verräth sich schon seine kritische Sucht nach Wahrheit in den Verbesserungen, die er in der Erzählung bereits aus klassischen Schriftstellern eintrug. In seinem Alexander aber ist die Wahl der Quelle bezeichnend, da Walther's lateinischer Alexander schon einigermaßen den Geist angab, den Maerlant fortsetzen sollte, und den Schulen ausdrücklich zu dem Zwecke empfohlen wurde, den karolingischen Fabeln entgegenzuwirken. Maerlant behandelte dann später in umfangreichen Werken in seiner Rymbybel (1270 geendet) die heilige, in seinem Geschichtspiegel[58]) (1283—96) die profane, in seinem bestiaris oder Naturen bloeme die Naturgeschichte (nach Thomas Cantipracensis de rerum natura). Von dieser Zeit an beginnt ein lebhafter Kampf gegen die wälschen Poeten, die die wahre Geschichte tödteten, in der niederländischen Literatur und Sprache. Man verfolgte die Minstrels und ihre falschen Mähren von Wisselau und Fierabras, von Wilhelm von Oranien und den Haimonskindern, und duldete höchstens die ehrwürdige Karlsage ächten Stammes, wo man den Turpin dem Eginhard und Siegbert von Gemblours an Glaubwürdigkeit gleich schätzte. Eine Reihe von geschichtlichen Reimchroniken schloß sich an Maerlant und Jan van Heelu an, die zum Theile schon früher bekannt waren, zum Theile jetzt unter dem vaterländischen Aufschwunge in Belgien und unter deutscher Beisteuer zuerst in den Druck gekommen sind[59]). Diese Werke sind von entschiedenem geschichtlichen Werthe und zu großen Theilen mit Urkunden belegbar.

57) Vgl. die Einleitung von Willems zu seiner Ausgabe des Jan de Klerk.

58) Herausg. von Jonckbloet. Deventer 1849.

59) Der Spiegel historiael von Velthem aus dem Anfang des 14. Jahrhs., hrsg. v. Le Long. 1717. Die brabantsche yeesten door Jan de Klerk (zwischen 1318 bis 50) hrsg. v. Willems. 1837. Die Reimchronik von Melis Stocke, hrs. v. Huydecoper 1772. Die flandrische Chronik, die Kausler aus der Comburger Hs. herausgab, und die bis zum Jahre 1404 reicht u. A.

Dadurch unterscheiden sie sich von unsern halb heiligen, halb sagenhaften Chroniken, die wir in Wien und unter den Händen Rudolf's von Ems entstehen sahen, und von den schon früher im 12. und 13. Jahrh. verfaßten französischen, zum Theil von diesen belgischen Landen ausgegangenen Chroniken, (wie die vor 1242 geschriebene des Bischofs von Tournay, Philipp Mouskes[60]), die noch Geschichte und Mähren ohne Kritik verbinden. Was die vorzugsweise Entstehung und Begünstigung dieser Werke in diesen Gegenden angeht, so erklärt sie uns der ganze Charakter jener Lande und jener Bevölkerung, die ganz auf Industrie, Handelsverkehr und Fabriken angewiesen war und die seit eben diesen Zeiten ihre großartige städtische Entwickelung begann; es erklärt sie uns der Mangel eigentlichen poetischen Sinnes in dem ganzen deutschen Norden, wo wir, je weiter später die Dichtung dahin vordringt, desto entschiedener immer wieder die Befähigung für eigentliche Verstandeserzeugnisse und ernste Wissenschaft entdecken werden. Nichts hat daher auch in dem eigentlich deutschen Norden aus unserer Dichtung früher Boden gefaßt, als, wenn wir von dem altniederdeutschen Heliand absehen wollen, die historische Reimchronik. Wir haben sie, wenn nicht vielleicht der Anfang des Oorlog van Grimbergen älter ist[61]), schon früher in niederdeutscher Mundart im 13. Jahrh. als wir sie selbst in den Niederlanden nachweisen können und es liegt nahe, anzunehmen, daß von unsern platten Reimchroniken den belgischen Landen sogar die erste Anregung zu dieser Gattung gegeben wurde, die der spätern Regsamkeit nach zu urtheilen dort zu Hause scheinen sollte. Wir haben eine aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard[62]) schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhs., in langen Versen geschrieben; und eine Chronik der Fürsten von Braunschweig[63]), wie sie bei Leibnitz heißt, die aus allerhand Quellen von dem Verfasser aufgetrieben ist und bis auf Albert I. (†1279) reicht. Beide sind in niederdeutscher Mundart, und aus dem Gesichtspunkte geschrieben, dem wir schon so oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen. Dieser Gesichtspunkt brachte dann freilich weder der

60) Ausg. v. Reiffenberg. 1836.

61) Er behandelt den Krieg der Herrn von Grimbergen gegen Herzog Gottfried III. von Brabant (1142—59) und ist im 13. Jahrh. begonnen, und von einem spätern Dichter fortgesetzt. Vgl. Mone Uebersicht der niederländischen Volkslit. p. 105.

62) In Leibnitz scriptt. brunsvic. t. III.

63) Ebd. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronica fan Sassen. Brunswyk. 1826.

geschichtlichen Aechtheit viel Segen, noch dem dichterischen Bestreben; und nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die nun auch gedruckte Reimchronik von Cöln von Meister Gottfried Hagen[64]), welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöfe statt hatten. Wenn diese Chronik nur irgend verbreitet war, so lag sie einem van Heelu so nahe, daß nur sie allein für ihn eine Aufforderung sein konnte, mit Cöln dichterisch wetteifernd seine Wörringer-Schlacht in Volkssprache zu besingen. Und daß die deutsche Dichtung überhaupt die niederländische Vulgarpoesie vielfach bestimmte, ist aus jenen flämischen Uebersetzungen französischer Dichterwerke des 13. Jahrhs. leicht ersichtlich, denn hier herrscht Manier und Stil der hochdeutschen Dichter in so treuer Verwandtschaft vor, daß man sie kaum aus den gemeinsamen Gesetzen der Sprachzweige erklären kann; weßhalb denn auch spätere deutsche Uebersetzer solcher flämischer Romane die leichteste Arbeit hatten.

Der Geschmack an historischen Gedichten breitete sich seit dem 14. Jahrh. über ganz Deutschland schnell aus. Wir finden sie bald an den, den Niederlanden entgegengesetzten, äußersten Grenzen Deutschlands im Nord- und Südosten. Am bekanntesten ist die österreichische Chronik des Ottokar von Steiermark[65]), eines Mannes niederer Geburt, der bei einem Meister Konrad von Rothenburg die Schule Dichtens gemacht hatte und im Dienste des steirischen Edlen Otto von Lichtenstein, Ulrich's Sohnes, stand. Ehe er seine Zeitgeschichte, die er selbst eine österreichische Chronik nennt, (ein breites Werk von beiläufig 100,000 Versen) verfaßte, hatte er schon eine Weltchronik oder ein „Buch der Kaiser" geschrieben bis auf Friedrich II.[66]); wäre sie uns bekannt, so würden wir

64) Ed. Groote. 1834.

65) In Pez scriptt. t. III. Vgl. Jacobi, de Ottocari Chronico Austriaco. Vratisl. 1839.

66) In der Vorrede:

Von mîner kleinen kunst nam ich mich an ze suochen
ûz den alten puochen der keiser zal unde pfaht,
und hân daz ze liehte prâht ze tiutsche von latîn.
Als verre der sin mîn mohte geziugen.
sô hân ich sunder liugen ir keinen hinden lâzen,
die an dem gewalte sâzen, des êrsten in Assyriâ,
ze Kriechen und in Persiâ, dar nâch im rœmischen rîchen
unz an den keiser Vriderîchen.

Pez wollte diese Weltchronik 1722 noch gesehen haben.

zuverlässig in ihr schon einen Gegensatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht so schroff wie in jenem spätern und bekannteren Werke, das von 1250—1309 reicht. Hier geht Alles auf die Zwecke der Geschichte hinaus, und Schade, daß Ottokar keine Prosa vorfand. Bei seinem Talente und seiner Richtung, seiner Erfahrung und seiner scharfen politischen Farbe hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geschichtswerk von ihm erhalten hätten, welches wir den Vulgargeschichten der Italiener und Franzosen doch einigermaßen hätten vergleichen dürfen, und wenigstens mit mehr Recht, als das, was das 14. Jahrh. dieser Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war unsere deutsche Literatur durch ihre ganze Dauer von dem Schicksale verfolgt, daß nur selten im rechten Maß die Sprache der Prosa und die der Poesie ausgebildet und von einander geschieden ward. So sehen wir denn hier Verse und Reime an einen unverträglichen Stoff verschwendet; und es ist in dem guten Ottokar sehr wenig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen Enenkel's sind ganz verschwunden, kein Zug fast erinnert mehr an die Behandlungsart und Gewandtheit der früheren Dichter. Wenn der Chronist bei Ottokar's Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt, wenn er den Verlust von Ptolemais und den Untergang so vieler frommen Christen beklagt, so versucht er auf dem Kothurn der epischen Dichter zu schreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere Chronikendichter bei solchen sittlichen oder frommen Ergießungen erheben. Er behält zwar die persönliche Dichtungsweise der ritterlichen Romantiker bei, er vergleicht, er erwähnt ihre Abenteuer, besonders aus den Wolfram'schen Gedichten, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilderei nach, er nimmt die jetzt stehenden Lieblingsgegenstände der Minnedichter auf (wie wenn z. B. um die Allmacht der Liebe zu schildern die historischen Beispiele des Salomo und Samson angeführt werden, was jetzt in jedem Dichter einmal vorkommen muß); allein man lese nur seine Liebesscenen (c. 174. ff.), seine minniglichen Gespräche und Spiele, seine Unterredung mit der Minne, ob man nicht sogleich an den plumpen Lautenspieler und Liebkoser der Fabel wird erinnert werden. — Nächst Ottokar haben wir eine Livländische Chronik anzuführen, die 1296 von Ditlieb von Alnpeke zu Reval abgeschrieben ist [67]). Der Herausgeber hält den Dichter für einen Mitteldeutschen, der vielleicht Ordensritter

---

67) Herausg. von Pfeiffer. Stuttg. 1844.

gewesen war und eigene Anschauung der Oertlichkeiten zu verrathen scheint. Pfeiffer vermuthet einen Kriegsmann in ihm, weil die Beschreibung der Kämpfe und Schlachten ungleich lebendiger ist, als die unbeholfene, durch Wiederholung ermüdende übrige Erzählung. Dennoch, so sehr auch das Werk unter die strengern historischen Chroniken gehört, trägt es weit nicht den prosaischen Anstrich des Ottokarischen Gedichtes, es hält vielmehr den blühenderen Vortrag der Ritterromane mit so viel Geschick fest, als nur bei einem solchen Gegenstande zu erwarten ist. Darin und in dem Festhalten Eines Zieles steht es sogar über der Chronik des deutschen Ordens von Nicolaus von Jeroschin[68]) (geht bis auf 1326), die nach dem Lateinischen des Peter von Duisburg um 1341 bearbeitet ist, wie wir jetzt überhaupt häufiger zu lateinischen Quellen zurückkehren. Jeroschin hatte das Beispiel des Hochmeisters Luther von Braunschweig vor sich, der selbst eine Legende von der heiligen Barbara gedichtet und auch andere Dichter angeregt hatte. Auf dessen Bitte hatte er die Chronik zum großen Theile übersetzt; in dieser ersten Gestalt aber ward sie vertilgt; das erhaltene Werk schrieb Jeroschin dann auf den Wunsch des Hochmeisters Dietrich von Altenburg. Auch dieses Werk hat wieder neben Ottokar und Enenkel seine besondere Eigenthümlichkeit. Es ist aus dem Sinne des Rudolf von Ems geschrieben, der seine Begriffe von Geschichte aus der Bibel holte und daher sogleich von mystischen und religiösen Beziehungen voll ist. Auch Jeroschin gibt sich gewissenhaft an sein Geschäft wie ein Prediger, mit bedächtiger Ueberzeugung; er widmet sein Werk der Maria und erwartet von ihr Befähigung und Unterstützung für seine Arbeit, die er zu seinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtet, um dessen Wunder an dem deutschen Orden zu zeigen. Von dergleichen hielt sich Ottokar ganz frei und dies eben hätte ihn zu einem tauglicheren Geschichtenschreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen. Dies macht seine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und allerhand frommen Episoden wimmelt, überall der Pfaffe und Kaplan hervorsieht, sowohl in dem Anführen der Sprüche und Sittenlehre der Kirchenväter, als in dem lehrhaften Vortrage überhaupt und jenen mystischen Deutungen und Vergleichungen geistlicher und weltlicher Dinge, so wie in dem Bestreben, in den Geschichten überall einen geistlichen Sinn verborgen zu sehen und sie auf testamentliche Stellen oder diese auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrge-

68) Cod. Pal. No. 367. f. 1. ff.

dichten und Heiligengeschichten werden wiederkommen sehen. Gegen dergleichen Stellen sticht alsdann der trockene Chronikenstil in dem streng geschichtlichen Theile grell ab und diese enge Berührung des Platten mit dem Bombastischen wird in allen den frommen und tiefsinnigen Gedichten dieser Zeit, die sich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, so wie auch überhaupt die poetische Farbe dieses Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerksam jetzt die deutsche Poesie in diesen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unser Jeroschin, der nicht einmal des Deutschen ganz Meister zu sein bekennt, in seiner metrischen Kritik[69]), die fast gegen Ottokar's kurze Verse gerichtet scheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Gewohnheit des sogenannten Reimbrechens (den Schluß des Sinnes von dem des Verses und Reimes zu trennen) ankämpft, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Boner'schen Fabel das Entgegengesetzte durchführt.

Wir kehren zur Betrachtung der niederländischen Literatur zurück, die seit jener Zeit ihres Aufschwungs unter Maerlant's fruchtbarer Thätigkeit noch weitere Berührungen mit der unsrigen darbietet und wenn sie im 13. Jahrh. Einwirkungen von der deutschen erlitt, diese weiterhin mit einigen Rückwirkungen auf die unsere vergalt. Wie eifrig man in Brabant und Flandern am Ende des 13. Jahrhs. die französischen Romane zu verfolgen anfing, so konnte man es doch nicht dahin bringen, daß dergleichen nicht weiter gelesen und übersetzt worden wären. Es hatte der Einzelne die inneren Seelenerfahrungen immer wieder zu machen, die Maerlant und die ganze Zeit gemacht hatte; man gab seine Jugend den romantischen Mähren hin und kehrte im nüchternen Alter zur Geschichte zurück. So dichtete Jan der Schreiber, der in seinen brabantischen Gesten dem Maerlant so beredt seine Ausfälle auf die

69) Cod. 367. f. 2c.
Ouch des tihtêres zunge
an der materjen strâze sol die rehte mâze
behalden an den rîmen, glîch ze glîchem lîmen,
an lenge, sinne, lûte, daz ich alsus bedûte:
vil wort man glîche schrîbet, der lût unglîch sich trîbet,
sulch rîmen sol man mîden, den sin ouch niht versnîden;
die lenge helt der silben zal, darunder man ouch merken sal,
daz vunf silben sint ze kurz, zêne hânt ze langen schurz;
zwischen den zwên enden rîment die behenden,
die büecher pflegen tihten, und dar nâch sal ich rihten
mich an dis getihtes vart u. s. w.

Minstrels nachspricht, den Ogier, den wir in einer deutschen Uebersetzung besitzen. Andere Uebertragungen noch anderer karolingischer Sagen aus dem Niederländischen schlossen sich dieser an; die unmittelbare Verpflanzung dieser Sagenzweige aus dem Französischen hatte kaum mehr Statt. Es gibt zwar noch ein großes Sammelgedicht von Karl dem Großen aus diesen Zeiten des Verfalls der Ritterepen, dessen Sammler die Jugendgeschichte Karls nach der ziemlich räthselhaften Einleitung aus dem Wälschen übersetzt hat, mit dieser Quelle dann aber die eigentlichen Karlssagen, Uebersetzungen lateinischer Chroniken, Stellen aus Eginhard, einzelne Abenteuer wie das von Karl und Elegast u. A. hat zusammenwachsen lassen zu einem Werke von über 35000 Versen. Die Kenner vermuthen aber, daß diese Compilation schwerlich je in anderen Exemplaren als in der Einen Papierhandschrift des 15. Jahrhs., die sich in Darmstadt befindet, existirt habe. Und dies ist selbst von jenen Uebersetzungen karolingischer Sagen aus dem Niederländischen anzunehmen, daß sie wenige unmittelbare Verbreitung in Deutschland erhalten haben. Es sind diese außer dem zweitheiligen Gedichte von Ogier, eines von Reinald (Haimonskinder) und eines von Malagis, deren flandrische Originale an das Ende des 13. Jahrhs. fallen; von dem niederländischen Reinout und Malagis sind auch Bruchstücke bekannt geworden[70]). Diese Romane sind ihrerseits aus dem Französischen übersetzt, und ihre Berufungen auf die wälschen Originale sind sogar in den deutschen Uebersetzungen stehen geblieben[71]). Hier bewegen wir uns in der Vasallensage des karolingischen Kreises, die wir in Deutschland bisher nur im Willehalm von Wolfram haben kennen lernen. In diesem war der ursprüngliche Geist der fränkischen Sage und ihre edlere Gestalt noch geblieben. In unsern niederländischen Gedichten aber von Reinald und Malagis ist ein ganz anderer Geist schon eingedrungen, der in dem ersteren Gedichte gleichsam auf ältere Zustände zurück, im Malagis auf neuere vorwärts weist. Die Sagen und Gedichte von den übermüthigen

70) S. Hoffmann's Fundgruben 1, 207. horae belgicae V, 451. Bilderdyk nieuwe taal-en dichtkundige verscheidenheden IV, 153 sqq. und I, 113 sqq. Bormans, notae in Reinardum Vulpem, Fasc. I. p. 16—18. Mone, Anzeiger 6, 62 ff. Von dem niederländischen Volksbuch der Haimonskinder, das den erhaltenen Bruchstücken nach dem niederl. Gedichte auf dem Fuße folgt, gibt Jonckbloet 2, 332 ff. seiner Geschichte der mnl. Dichtk. einen Auszug; er weicht nur wenig von unserem deutschen Gedichte ab.

71) Vgl. in Reinald cod. pal. N. 340. f. 46. „Die welschen sagen das fur ware" und oft ähnlich.

Vasallen, die vor und nach dem großen Karl die fränkischen Könige ihre Uebermacht fühlen ließen, sind der Grundstock der französischen Volksepen, in dem die Rolandsage wie ein feineres Kleinod hervorsticht. Die geschichtlichen Grundlagen jener Sagen von der rebellischen Größe der aquitanischen, lothringischen, burgundischen, deutschen Vasallenhäuser und ihrer Helden Wilhelm, Garin, Girard und Ogier, mögen theilweise noch auf die Zeiten vor Karl zurückweisen, doch scheint uns die Annahme sicher, daß die Jongleurgesänge, aus denen die uns erhaltenen Gesten erwuchsen, die Züge die diese charakterisiren nicht früher werden angegeben haben, als unter den Einflüssen und Ereignissen, die seit Ludwig dem Frommen und Karl dem Kahlen auch die französische Geschichte ähnlich charakterisiren, in deren Zeiten auch die meisten Vasallensagen spielen. In diesen Dichtungen ist, wie Jonckbloet sagt, „Alles Eisen und Stahl, die Rüstung und das Herz das darunter schlägt." Und dies in dem Maße, daß selbst die Zeit der freiesten Ausbildung der höfischen Sitte und Kunst auf Form und Inhalt dieser heroischen Ueberlieferungen wenig mildernden Einfluß äußern konnte; im Laufe des 13. Jahrhs., wo in den Reichen, in Deutschland, in Flandern und Brabant Raubsucht, Selbsthülfe, Verwirrung die ähnlichen Zustände wieder schufen, wie die, unter welchen jene rohen Gedichte entstanden, wurden dieselben eifrig hervorgesucht, erweitert, und ihre grelle Farbe greller aufgefrischt. Man kann bemerken, daß in jenen feineren Zeiten die herkulischen oder simsonartigen Figuren, wie der Waltharius in der Chronika Novalese, wie Rennewart im Willehalm, wenigstens von der Liebe gebändigt erscheinen; jetzt aber treten die Reinalde wieder heraus in all der plumpen Wildheit, die ihnen früher eigen sein mochte, und streifen die unnatürliche Empfindsamkeit wieder ab; dies geschieht wie in der fränkischen so auch in der deutschen Sage. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinspielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die bis zu den rohesten Widerbellerinnen herabsinken, die unsauberen Minneregeln, die nun ertheilt werden, und, sollen wir auch einen schöneren Zug hinzusetzen, die Rückkehr zum Vorherrschen der Mutterliebe im Reinald, all dies und ähnliches versetzt uns in die Zeiten vor der höfischen Kunst weit und weiter zurück. Grausamkeit, Blutdurst und Blutrache, der barbarischste Stumpfsinn, eine Sympathie zwischen Mensch und Thier oder Held und Waffe, wie sie nur uralten Zeiten des Naturstands eigen, bezeichnen den Charakter dieser Gedichte; Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Fühllosigkeit gegen Marter und Schmerz, wie sie in den höfischen Rittern der hohenstaufischen Zeit

unmöglich gewesen wäre. Die heilige Scheu vor dem Ritterthume, der hohe Begriff von der hohen Würde dieses Ordens sinkt völlig herunter. Ueberall kehrt man in das volksmäßigere aus dem höfischeren zurück. Der Knappenstand liefert jetzt Lieblingshelden in die Romane, die nicht selten sehr über die Herren hinwegstrahlen. Der Vortrag wird vollkommen volksmäßig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang; der Witz schlägt schon ganz in den niedrigsten Ton um; der Geschmack am Gräßlichen (wie die Beschreibung des Todes der Rosa im Malagis durch wilde Thiere) verräth die erweiterte und geänderte Gesellschaft, für welche diese Gedichte wieder berechnet waren, und im Malagis erscheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bankelsängerscene auf. War in den französischen Quellen dieser Gedichte das Herabsinken der ritterlichen Würde, des feinen Hoftons der Erzählung und Rede schon begonnen, so ist doch wohl vorauszusetzen, daß die Niederländer in ihren Bearbeitungen dies noch weiter getrieben haben, denn selbst noch die französischen Volksbücher sind von den unsrigen, die aus den niederländischen Gedichten hervorgegangen sind, sehr verschieden; sie gaben diesen Erzählungen wohl erst entschiedener den Stil der niederen Kunst, der sie so sehr befähigte, später in Prosa und Volksbücher überzugehen; sie fügten einzelne satirische Züge gegen das Ritterwesen vielleicht erst hinzu, und in dieser Gestalt verbreiteten sich diese Materien dann auch in dem Volke deutscher Zunge[72]). Die Ritterdichtung erscheint hier in einem neuen Grade und gleichsam von innen heraus verderbt und entstellt; ihre alte Feierlichkeit und Höhe ist ganz herabgezogen in das Gemeine. Im Lohengrin behielt der Dichter den Ernst und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweise ins Komische gezogen. Alles fängt an menschlich zu werden. Selbst die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menschen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in sich geübt haben. Selbst die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenschaften nur menschlichem Fleiße und Studium. Die Zwerge sind nur kleine geschickte Menschen, keine besondere Gattung von Wesen; und es scheint, als ob sich schon hier das Wunder wieder aus der menschlichen Gesellschaft weg in die Thierwelt herab und in die Geisterwelt hinauf

72) Malagis f. 16.
Diss ist das kint, das sider bant den fiant von der bitteren hellen,
da die menige in dutsch von zellen und dem man git so grossen pris,
in dutsch heist man in Malagis.

hätte begeben wollen. Vielfach werden wir in Gesinnung, Rede und Form an Reinhart Fuchs erinnert, ja man kann mit Recht darauf aufmerksam machen, wie sogar der ganze Geist dieser Dichtungen entsprechend ist, wie das Anarchische, das Thierische und Rohe, das Empfindungslose hier und dort sich sehr ähnlich sieht, wie die Hof- und Reichszustände dort und hier von einander entlehnt, wie sogar solche beliebte Scenen, wie die Rettungen vom Galgen weg und die Belagerungen und Verspottungen der Belagerer, entlehnt scheinen; und endlich ist im Malagis sehr deutlich und mit ausdrücklichen Worten die Lehre des Reineke gleichsam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgestellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dies liegt sehr klar in der Gegeneinanderstellung des Malagis und Vivien.

Diese Gedichte nun sind in deutschen Uebersetzungen ganz erhalten, welche wohl erst in das 15. Jahrh. fallen; obwohl darüber sehr schwer zu urtheilen ist, indem sie alle mehr oder weniger sklavisch der flandrischen Urschrift folgen und dadurch bei der größten Unreinheit und Mischung der Worte, Reime und Laute doch die entschiedene Färbung alterthümlicher Erzählung und Rede behaupten, und ganze epische Verse der älteren Zeit, vergessene Worte, verlorene grammatische Eigenheiten wieder erneuern[73]. Wir erwähnen sie schon an dieser Stelle, weil wir nun überhaupt, zunächst auch in den Dichtungen deutscher Sage, dem ganzen Verlaufe der epischen Poesie bis ins 15. Jahrh. hin folgen, wo sie sich in Prosa auflöste; sodann weil der ganze Geist dieser Dichtungen und ihre Richtung gegen das vergeisterte und übersteigerte Ritterthum, als Gegensatz zu dem Titurel, uns zu wichtig für die Anschauung der Wege ist, auf welchen die Ritterdichtung ihren Uebergang zu der Volkspoesie machte. Diese Wege wurden, wenn auch gerade diese Gedichte erst viel später übersetzt sein sollten, in Deutschland schon im 13. Jahrh. einge-

73) Der Uebersetzer des zweiten Theiles des Ogier ist der roheste; er setzt, oft selbst da, wo es leicht thunlich ist, Reime und Worte ins Hochdeutsche nicht über und läßt innerhalb des Verses selbst platte Worte ohne Noth stehen. Im ersten Ogier und Reinald müßten dem Uebersetzer, wenn er derselbe sein sollte, die Schwingen schon gewachsen sein; noch immer aber wagt er sich nicht von dem Original zu entfernen. Im Malagis hat aber der Uebersetzer, unstreitig ein anderer, seinem eigenen Geständnisse nach ganze Zusätze gemacht:

Nu tu ich uch bekant, als ich diss buch in flemsch fant
da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
in diser oberlendschen gramnitz, hab ich dorechtigen gauckelwitz
gebrucht williclich darinne, damit dass auch die sinne
uns groben Contzen wurden wise; Lob hab immer gott im paradise.

schlagen, wie wir sogleich aus der Gestaltung unserer nationalen Dichtungen in dieser Zeit erfahren werden. Schon die Berührung mit diesen deutschen Mähren (besonders dem Otnit und Wolfdietrich) macht uns die niederländischen Karolingergeschichten wichtig, denn nicht allein erinnern die Abenteuer an einander, nicht allein ist in den Namen, wie Hayme (für Haimon) im Reinald, und Suters im Ogier Verbindung mit dem deutschen Kreise gesucht, sondern auch der ganze Ton und Bau jener nationalen Gedichte, der burleske Ton, der Eintritt jener Ideen von Vorherrschaft der List und Klugheit vor roher Stärke zeigt eine Verwandtschaft an, die uns diese niederländischen Gedichte besonders wichtig macht, in denen wir die Veränderungen in Stoff und Behandlung besser ausgesprochen finden. In diesen fränkischen Vasallensagen entwickelte sich fortdauernd jene erste Anlage zu sinnlicher Anschaulichkeit und Charakteristik, die den britischen Romanen so sehr mangelte; die romantische Dichtung erhält hier einen Körper, den man sonst vermißt; die Charaktere werden fester, wenn auch oft carricaturartig; die Begebenheiten mannichfaltiger, besonderer, anschaulicher; der Vortrag lebendiger, natürlicher, wenn auch roher; die Erzählung fängt an zu blühen, die vorher dürre war, und die Betrachtung wird dürftig, die früher die Erzählung allzu oft unterbrach, so daß nun selbst die Gebete u. dgl. alles Lyrische verlieren und zu epischen Erzählungen von Christs Martern oder etwas Aehnlichem werden. Mit diesen Eigenschaften befähigten sich die karolingischen Sagen immer mehr, bei der höchsten Ausbildung der Ritterpoesie in Italien vor den britischen Mähren bevorzugt zu werden und den Stoff zu liefern, während sie auf der andern Seite bei uns, wo die Ritterdichtung zu dem Volke sich herunterließ, die beliebtesten Volksbücher wurden.

Jener Gedanke, daß Weisheit die Gewalt überwinde und geistige Kraft der physischen vorstehe, ein Gedanke, der dem aufkommenden Bürgerthum schmeicheln mußte, durchdringt den Malagis[74]), und er ist darin nicht blos wie in den britischen Romanen neben das Gedicht unverbunden hingelegt, sondern er ist poetisch versinnlicht. Das ganze Werk stellt gleichsam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten dar. Es führt ganz eigentlich die Geschichte unserer Dichtung noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichsam der Held, hier ist der Held ein Gelehrter, ein Nekromant; dort lag die Gelehrsamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Hand-

74) Cod. Pal. N. 315.

lungen im Gedichte, hier gestaltet sie die Handlungen und erscheint nur verkörpert in dem Helden. In der Erzählung liegt auf den Zauberkünsten des Malagis immer das Hauptgewicht und der Hauptreiz; und dieser Reiz wird auszuüben gesucht durch den groben und schnurrigen Volkston, in dem später die Streiche des Eulenspiegel und die Zauberschwänke des Faust vorgetragen werden. Der Erzähler gefällt sich in diesem Stoffe so sehr, daß sich die sehr ähnlichen Zauberspäße an verschiedenen Stellen des Gedichtes immer aufs neue wiederholen. Dem Christlichen und Ritterlichen wird dabei überall aufs ärgste mitgespielt, der Zauberer vexirt mit seinen Possen den König, die Königin und ihre Helden; er bricht mit teuflischen Künsten die Gewalt des Teufels, indem er das berühmte Roß Bayard aus dem Vulcane und der Obhut der Hölle befreit; er wetteifert in diesen Künsten im Anfang mit seinem Meister Baudri und am Ende mit seinem kleinen Diener Spiet.

Ein anderer Geist dagegen durchzieht das Gedicht von den Haimonskindern oder Reinold von Montalban[75]), dessen Charakteristisches in dem Blutigen, von aller zarteren Empfindung Entblößten, besonders in der Person des Reinold liegt, der uns ganz wieder, neben Ylsan in der deutschen Sage, auf die älteren Zeiten zurückführt, wo der Minnedienst das Ritterthum noch nicht geheiligt und geläutert hatte, sondern wo Buße und Marter dem sündhaften Gewaltleben ein Ende machen. Wir übergehen jede andere Beziehung; in dem romantischen Epos würde Reinold mit Malagis, Mabrian und der Eroberung von Trapezunt zeigen[76]), wie diese Romane überall rhapsodisch nach Verbindung strebten, allein für Deutschland hatte dies jetzt keine Bedeutung mehr; hier im Gegentheil löst sich das Epos stets mehr in seine ursprünglichen Bestandtheile rückschreitend auf, während es im südwestlichen Europa in einer neuen Periode noch einmal in ungeheuren Massen nach encyclischer Zusammensetzung fortschreitend rang. Was aber die historische Anlehnung in diesem Namen und in Ogier angeht, so verweisen wir auf die Legende und andere Nachweisungen[77]), weil dies jetzt vollends kein Interesse mehr für uns hat, wo wir Ort und Zeit der Behandlung

75) Codd. Pall. N. 399 und 340.

76) Schmidt, in den Wiener Jahrb. Bd. 31, 116.

77) Vgl. den eben citirten Aufsatz von Schmidt; wegen Reinold die Acta Sctt. unter dem 7. Januar. Die Bruchstücke, die Becker in der Ausgabe des Fierabras aus quatre fils Aymon Cod. Par. 7182 mitgetheilt hat, zeigen, daß dies nicht das Original des niederländischen Bearbeiters ist; ebensowenig wie der Cod. 7183 und eine andere Bearbeitung in einer Hs. zu Metz, die Mone kennt. Vgl. dessen Ueberſicht der

so bedeutungsvoll sehen, daß auf den Stoff kaum mehr etwas ankommt. Auch dünkt es uns so thöricht, in den alten Volksliedern, die den Autharius oder Otgarius des 8. Jahrhs., zuerst wahrscheinlich in deutscher Sprache, besangen, außer der allgemeinsten Grundlage etwas von dem Stoffe des Romans dieser Zeit zu suchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Wittich in der Viltinasage vermuthen wollte. Wir lassen von diesem Gedichte einen gedrängten Auszug folgen, um wenigstens von Einer der französischen Vasallensagen eine etwas vollständigere Analyse gegeben zu haben.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordona Lehen für seine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. Karl weigert sie, und auf Hug's Fluch schlägt er ihm ohne Weiteres den Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beschuht er seiner Leute Pferde. Er erzwingt so einen für Karl beschimpfenden Frieden und erhält dessen Schwester Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieser es abschlägt, erzürnt sich Haimon so, daß er schwört, alle Verwandten Karl's zu verfolgen und zu erschlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren sie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müssen. Als einst Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens schenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre sanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in dreißig Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann seine vier Söhne vor. Als Haimon zum erstenmale am Hofe mit ihnen erscheint, spielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchsesse, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüsseln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäste aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karl's Sohn Ludwig, der sich gleich Anfangs gehässig gegen Haimon's Söhne benommen, im Steinwurfe besiegt, so verwickelt dieser, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachspiel um den Preis des Lebens, verliert aber und schlägt im Zorn seinen Gegner blutig. Reinold trifft seinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und ist auch wirklich drauf und dran, ihn zu erschlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit sage. Reinold schlägt darauf dem Ludwig das

niederl. Volkslit. älterer Zeit (1838) p. 50. und Anz. 6, 328 ff. Nach P. Paris, ms. fr. 6, 39. gibt es ältere bessere Texte, als der von Becker benutzte.

Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König bespritzt. Hierauf entspinnt sich ein Gefecht, aus dem kaum die vier Brüder auf dem Bayard entkommen. Haimon wird gefangen, soll erst mit Aya getödtet werden und schwört nachher gezwungen, seine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abenteuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiedersehen; sie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und schlafend, sie küßt ihn so heftig, daß beide aus Mund und Nase bluten. An dieser Stelle ist auch in der Darstellung ganz klar, wie ältere geschlossenere Gedichte hier vorliegen und gleichsam sich auflösen und zerfallen. In beiden Handschriften ist die Scene gleich; sie ist voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es steht nichts davon da, man hört von keinem Widersehen. Ein Späher sagt dem alten Haimon, daß seine Söhne da seien und muthet ihm an, sie seinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erschlägt den Botschafter, will aber dennoch sie fangen lassen, die Brüder aber vertheidigen sich und Reinold wollte erst seinen Vater erschlagen, dann aber begnügt er sich, ihm Hände, Nase und Mund abzuschneiden und ihn so dem Karl zum Geschenk zu schicken! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden fest genommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit seiner Zauberhülfe gewinnt er sein Roß wieder. Die drei Brüder sollen gehängt werden, es erhebt sich aber darüber Zwiespalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere stoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris ist auf Karl's Seite, dem schlägt Ogier den Kopf ab. Man sieht, Alles aufgetragen und gräßlich, wie in den Wachstuchbildern und Erzählungen der Bänkelsänger; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die ähnliche Rettung des Ritsart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwischen liegt, übergehen wir der großen Aehnlichkeit mit Malagis wegen. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlsteine ersäufen. Allein Bayard schlägt ihn entzwei. Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er sein treues Roß wieder fangen. Der Versuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und soll jetzt nicht zusehen, denn von seinem Anblicke bekam das Roß Kraft und Muth. Er versprichts, geht in den Wald und wirft sich schreiend zur Erde. Das sieht Bayard, und noch einmal hebt er sein belastetes Haupt mit großer

Kraft aus dem Flusse, schrie nach seinem Herrn und sah ihn nachher nicht mehr. Wie auch nachher Claradis um das gute Roß jammert, ist selbst in der elenden Darstellung ergreifend. Reinold verschwört nun Rosse und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt sich als Lastträger. Von seinen Gesellen wird er St. Peters Werkmann genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derselben ums Leben.

Was das letzte unserer drei Gedichte, von Ogier dem Dänen (d. h. von den Ardennen) dem Enkel Doolin's von Mainz, angeht, so sind im Französischen drei Bearbeitungen erhalten, die älteste aus dem 12. Jahrh. von Raimbert von Paris[78]), die andere von Adenez aus dem Ende des 13. Jahrhs., eine dritte, die unter Zusätzen den Inhalt Raimbert's wiedergibt, aus dem 14. Jahrh. Die halbhochdeutsche Umschreibung des niederländischen Gedichtes aus dem 14. Jahrh. von Jan dem Schreiber[79]), zu dem wahrscheinlich die kleinen erhaltenen niederländischen Bruchstücke gehören, stimmt in der Jugendgeschichte Ogier's mit allen drei französischen Texten im Allgemeinen zusammen, in dem Hauptgedichte entfernt sie sich von allen, namentlich darin, daß hier der rachsinnende Ogier, dem Karlot seinen Sohn erschlug, nicht (wie in Raimbert's Gedicht) bei dem Lombarden Desier, sondern dem sarazenischen Sachsenkönig Blancardin (dem romanisirten Wittekind) Hülfe sucht. Wir gehen auf Inhalt und Form des deutschen Zwillingsgedichtes nicht näher ein. Es bezeichnet schon den äußersten Verfall, wo in der frostigsten Reimerei die elendesten Abenteuer in der ungeschicktesten Verbindung aufs langweiligste hergezählt werden. Der erste Theil, welcher Ogier's Jugendgeschichte enthält, bezieht sich schon (Bl. 1) auf anderes, und wieder die Fortsetzung auf diese Jugendgeschichte, und zwar so, als ob sie mehrfach im niederländischen behandelt wäre, so daß man wohl sieht, dieser Held war in den Gegenden seiner Heimat, Brabant und Hennegau, eine Lieblingsfigur geblieben. Von demselben Verfasser des Ogier (er starb 1352 als Stadtschreiber von Antwerpen), den wir oben auch als den Urheber einer großen historischen Reimchronik haben nennen hö-

78) ed. Barrois. Paris 1842.

79) Cod. Pal. 363., der erste Theil von f. 1—80. Der Dichter nennt sich Bl. 202.

Gut an anfang und an end quaet
das ist alles ein verlorn staet:
daran neme ein iglicher sin gemerk,
dis lernet uns Johan wol der clerk u. s. w.

ren, rühren noch andere Werke her, die gleichfalls zu uns, und zwar ins Plattdeutsche, übertragen wurden. Sein Leekenspiegel (1326—30), der christliche Geschichte, Dogmatik und Moral umfaßt[80]) und doppelterseits jenen Uebergang der Poesie zu Geschichte und Doctrin darlegt, existirt in einer niederrheinischen Uebersetzung[81]), und das dietsche doctrinael[82]) von 1345 ist gleichfalls in einer plattdeutschen Bearbeitung vorhanden[83]).

Schon aus diesen Uebersetzungen merkt man, wie verbreitete Einflüsse bei uns die niederländische Literatur im 14. Jahrh. besonders auf eine gewisse Aufnahme der niedersächsischen Mundart hatte. Eine Reihe von niederdeutschen Gedichten besitzen wir aus dieser und späterer Zeit, die fast alle auf niederländische Quellen zurückweisen, oder sich mit solchen doch berühren. Die Sammlung von Bruns[84]) enthält eine kurze Erzählung von Flore und Blanscheflur, deren zierliche niederländische Bearbeitung wir schon früher erwähnten; die Abenteuer des heiligen Brandan, die nach einem niederländischen Originale gedichtet sind, welches in zwei Bearbeitungen des 12. und 14. Jahrhs. erhalten ist; eine Legende von Zeno und eine dialogische Bearbeitung der bekannten und verbreiteten Geschichte von Theophilus, welche Sage gleichfalls ein niederländisches, aber verschiedenes und erzählendes Gedicht des 14. Jahrhs. behandelt[85]). Niederländische Bruchstücke eines Namelos und Valentin sind gedruckt erschienen und mit einer plattdeutschen Bearbeitung verglichen worden[86]); auch eine niederrheinische Uebersetzung von Karl und Galiena nach einem niederländischen Originale ist in Bruchstücken erhalten[87]). Wie wir spät im 15. Jahrh., in der Zeit der Wiederaufnahme der Ritterliteratur, die so viele alte Gedichte druckte, abschrieb, veränderte, in Prosa umsetzte, jene Bearbeitung der Gralsage von Füterer

80) Herausg. von De Vries. Leiden 1844.

81) Hs. in Köln. S. Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 4, 61.

82) Herausg. von Jonckbloet. Haag 1842.

83) Laiendoctrinal hrsg. v. Scheller 1825. Ueber die Quellen J. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

84) Bruns altplattd. Gedichte. Berlin 1798. Daran reiht sich de deif van Brugghe, der Diebsschwank von dem Schatz des Königs Rhampsinit, und eine Fabel von Fuchs und Hahn, mitgetheilt in Haupt's Zeitschrift 5, 385.

85) Ed. Gent. (von Philipp Blomaert) 1836.

86) Altd. Blätter von Haupt und Hoffmann 1, 204. Das niederdeutsche Gedicht in Staphorst's Hamburgischer Kirchengeschichte 4, 231.

87) In Maßmann's Denkmälern S. 149. und Benecke's Beiträgen zur Kenntniß der altd. Spr. u. Lit. 2, 613.

gefunden haben, und späterhin Drucke und Bearbeitungen des deutschen Heldenbuchs finden werden, so haben wir auch noch eine solche verspätete und vereinzelte Erscheinung innerhalb unserer Bezüge zu der niederländischen Literatur in der Uebersetzung der Kinder von Limburg[88]) (Margrete von Limburg) durch Johann von Soest, den Sing- oder Kapellmeister des Churfürsten Philipp von der Pfalz, der auch sein eignes Leben in Reimen beschrieben hat[89]). Das Werk ist nach einem erhaltenen niederländischen Gedichte[90]) von Heinrich, der es (es scheint 1357) aus dem französischen übersetzte; die deutsche Uebersetzung ist von 1470, und das Gedicht war wohl in flandrischer Sprache im Besitz der Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, aus deren Bibliothek es Püterich schon 1442 erwähnt. Wir finden noch einmal alle Eigenheiten der Ritterliteratur neben manchen neueren Zügen. Mehrfache Liebespaare, abwechselnde Verfolgung gleichzeitiger Abenteuer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meisten der Prosaromane; schlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Erinnerungen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorie, ja ganz eingeschaltete Allegorien der Art, wie wir sie unten werden kennen lernen; die Versetzung aus den großartigen Ritterabenteuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältnisse, wie wir schon in mehreren in diesen niederländischen Gegenden entstandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heidenkämpfe, all das liegt dicht nebeneinander. Das Feßelndste ist darin die Liebe der drei verschiedenen Paare; der Eingang des Tones aus dem Volksliede ist hier fast so entschieden, wie der des Minneliedes in die alten poetischen Romane; auch herrschen in der Manier des Dichters Eigenthümlichkeiten der Meister- und Volkssänger, wie z. B. daß er seinen Gönner Pfalzgrafen Philipp stets nur mit dem Anfangsbuchstabeu seines Namens bezeichnet. Zwischen Evar und Sibylle herrscht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer sie in den 20000 Versen des Gedichtes suchen will, in der Liebe des ruhigen

88) Cod. Pal. 87. Daß der Verfasser dieser Uebersetzung mit den Bearbeitern des Reinald, Malagis und Ogier Eine Person sei, wie Hoffmann (horae belg. V.) will und wie sogar Jonkbloet unbedacht nachschreibt, ist ganz unmöglich.

89) S. Hoffmann in Prutz lit. Taschenbuch. 4, 191 und Fichard's Frankf. Archiv für ältere d. Lit. u. Gesch. 1, 75. Der Dichter heißt eigentlich Grumelkut und nannte sich nach seinem Jugendaufenthalte von Soest. Er lebte von 1448—1506.

90) Ausg. von van den Bergh. Leiden 1846.

Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete. Gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen sticht diese Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier so ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart ist, und während in einem seelenlosen Stoffe die alte Form unter den Händen des Singmeisters, der sich in jedem Gesange der Unfähigkeit bis zur Langeweile wiederholend anklagt, stets tiefer sinkt, steigt innerlich die Natur und Menschlichkeit, mit der er seine Seelenschilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man daran gewöhnt ist, desto mehr überrascht es, wie hier alles so natürlich beredt, so rein und eben fließt; wie so praktisch und verständig die kühlere Frauennatur dem Ungestüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegensatze geschickt benutzt wird. Dieser neue Geist hängt innerlichst mit den Veränderungen zusammen, den das Liebeslied und der Prosaroman gegen das Ende des 15. Jahrhs. unter den Einflüssen der Volksdichtung und der klassischen Literatur erlitt, worauf wir weiter unten zurückkommen.

---

4. Deutsches Nationalepos.

Wir können im Verlaufe unserer epischen Dichtung bemerken, daß der Sagenkreis der britischen Romane, soweit er bei uns in Uebersetzungen behandelt ward, sich in einen kleinen Zeitraum um die Blütezeit unsrer ritterlichen Dichtung zusammendrängte. Die karolingischen Sagen, erst in des Pfaffen Konrad, dann in Wolfram's Händen, zuletzt in den eben betrachteten Gestalten lagern sich in einem weiteren Umkreise um sie herum. Unsre Dichtungen deutschen Stammes aber umschreiben diesen Mittelpunkt in einem noch weit größeren Zirkel. Denn wie wir sie rückwärts bis zu ihren rhapsodischen Anfängen (im Hildebrandliede) beobachten konnten, so können wir sie auch jetzt vorwärts bis zu ihrer Wiederauflösung in die einzelnen Liederbestandtheile verfolgen. Wenn uns im britischen Sagenkreise vor Allem die Form von Wichtigkeit war, weil er dieselbe auch fremden Sagen und sogar dem Ariost mittheilte, im fränkischen aber der Stoff, der sich hier am reichsten gestaltete und aufnehmend anwuchs, mischte und änderte, verschob und aus den großen Massen zuletzt das Anziehende und Gefällige festhielt, so fesselt uns im deutschen Kreise hinfort weder die Form, die hier vergleichsweise trotz der großen Einwirkung von außen mit sonderbarem Eigensinn sich in ihrer Dürftigkeit behauptete, noch auch der Stoff, der, soviel er eigenthümlich

ist, höchst arm, sonst aber überall entlehnt und keineswegs mit der Geschicklichkeit, wie in den fränkischen Romanen, entlehnt erscheint, sondern hier ist im Ausgang wie im Anfang die geschichtliche Entwickelung des Epos das, was am meisten anzieht und lehrreich ist. Die fremden Kreise verfielen, indem sie ins verfeinertste überbildet, ins riesenmäßigste erweitert und in Prosa aufgelöst wurden; der deutsche dagegen, indem er nach einer mäßigen Ausbildung in Rohheit zurückfiel, stufenweise verkürzt ward, die poetische Form bis ins Volkslied und Drama behauptete, und in prosaischer Gestalt fast nur auszüglich, und selbst da nur in der fremden Viltinasage, auftritt. Den fremden Kreisen konnten wir demnach in ihrer Entwickelung nicht ausführlich folgen: der Anfang des britischen berührte die deutsche Dichtung noch nicht, das Ende des fränkischen nicht mehr. Dem Deutschen allein folgen wir vom Anfang bis zum Ausgang. Wir finden ihn dabei überall von den fremden Dichtungen gedrängt, angegriffen, überschwemmt, entstellt oder in Schatten gerückt; nur in zwei großen Werken so eigenthümlich vorragend vor jenen, daß man eine Ueberlegenheit ahnt, die doch nicht gesiegt hat, einen Vorzug, der doch im Nachtheil erscheint. Dies liegt darin, daß man in Deutschland eine volksmäßig fortgebildete schlichte Sage von größerem Alter streng episch darstellen wollte in naturgemäßer Entwickelung, während ganz Europa neuere Thaten der Gegenwart anfing poetisch zu behandeln, die Zustände derselben in alte Sagen zu übertragen, ihre Ideen mit ganz fremden und widersprechenden Handlungsweisen zu mischen, wodurch man sich bald darauf hingewiesen sah, auf Zusammenraffung des Mannichfaltigsten, Fernsten und Nächsten, Uebersinnlichsten und Materiellsten, Verstandenen und Unverstandenen zu denken. Diesem Geiste des Romantischen widerstrebte das deutsche Epos in seiner Einfachheit nicht ganz mit Erfolg, aber doch so, daß es ehrenvoll aus dem ungleichen Kampfe schied. Im Ruther und Biterolf sahen wir bereits die fremden Einflüsse siegreich herrschen. In den Nibelungen und Kudrun, zur Zeit, als dichterische Einsicht mit einem gewissen Bewußtsein die Sagen kritisch verglich, hielt man das Volksthümliche bis auf einen gewissen Grad fest. Hart daneben aber versuchten sich doch fortwährend, nach dem Beispiele des Verfassers des Biterolf, einzelne ritterliche Dichter untergeordneter Stellung und Begabung an einzelnen untergeordneten Stoffen der deutschen Sage, denen sie ein fremdartiges Gewand anlegen durften, weil kein fester gediegener Inhalt, wie in Kudrun und den Nibelungen, Widerstand leistete. Theils unter diesen Einwirkungen fremder Formen, von fahrenden Dichtern geübt die der höfischen Kunstpoesie nach-

strebten, theils unter den Erstarren in dem ungelenken eigenthümlichen Formen der deutschen Sage und ihrem dürftigen Inhalte, entarteten die heimisch deutschen Epen stufenmäßig, bis sie zur rohen Bänkelsängerei im 15. und 16. Jahrh. herabsanken.

Noch in und bald nach der Blütezeit der höfischen Kunst finden wir, was sonst in der gesammten deutschen Sagendichtung nicht vorkommt, ein Paar Dichter mit Namen genannt, die sich an Gegenständen der Dietrichsage versuchten. Albrecht von Kemenaten, ein Thurgauer, der von Rudolf von Ems erwähnt wird, schrieb, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhs. noch, ein Gedicht von dem Zwergen Goldemar, der mit der Dietrichsage zusammenhängt und im Anfange des Heldenbuchs erwähnt wird; ein Bruchstück davon hat sich gefunden[91]). Es erscheint in dem rohen unhöfischen Vortrage, in Ton und Behandlung, in den Eigenheiten der Sprache und den Ungenauigkeiten des Reims, in dem Strophenbau (der sog. Berner Weise) dem Sigenot und Eckenlied[92]) so verwandt, daß Haupt geneigt ist, alle drei dem gleichen Dichter zuzuschreiben. Die beiden letzteren sind auch ausdrücklich durch den Schluß des Sigenot mit einander verbunden. Und daß das Eckenlied, dessen erhaltener Text zwar ins 14. Jahrh. gehören wird, doch seiner Entstehung nach bis in die Zeit Albrechts von Kemenaten hinaufreicht, ist aus der Anführung einer Stelle daraus in der lateinischen Handschrift, aus der wir den Archipoeten Walther näher kennen gelernt haben, ausgemacht. Wenn den einzelnen Abenteuern, die in diesen Gedichten erzählt sind, ältere Ueberlieferungen zu Grunde liegen sollten, so verräth doch schon die absichtliche, theils gelungene theils mißglückte Einfügung in den Kreis der übrigen Sagen, daß dabei viele Willkür und Erdichtung im Spiele ist; und die kindische künstlerische Anlage in beiden letzteren, im Eckenliede besonders im ersten Theile, verräth dies noch mehr. In beiden hängen die vielen kleinen Episoden unter sich und mit der Hauptbegebenheit besser zusammen, als man sonst in der epischen Dichtung des Mittelalters gewöhnt ist. So unterhalten sich im Eingang des Sigenot Dietrich und Hildebrand, wie einst Dietrich den Alten aus den Händen eines Riesenweibes errettet habe, jetzt vergilt es ihm Hildebrand in ähnlicher Weise. Der gefährliche Kampf mit dem behaarten Riesen soll

91) In Haupt's Zeitschrift 6, 520.

92) Ein schön und kurzweilig Gedicht von einem Riesen, genannt Sigenot, herausg. von Laßberg 1830. Eggenlied, herausg. von Laßberg 1832. Beide Gedichte, mit der Klage, von Schönhuth. Tübingen 1839.

Dietrich von dem noch stärkeren Sigenot eben so abschrecken, wie in Ecke der von Dietrich geschlagene Helfrich den Riesen. Aehnlich zeigt auch die Anlage des Rosengartens eine solche einfache Absichtlichkeit und Berechnung.

In diesen kurzen Gedichten hält Ton und Charakter der deutschen Sagendichtung immer noch vor; in dem Gedichte von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Hunnen, oder dem Buch von Bern, wie es am Schlusse heißt, von Heinrich dem Vogler[93]), scheint dieser Charakter, wenigstens im Anfange, ganz verleugnet werden zu sollen. Man ist geneigt und der erhaltenen Gestalt nach auch berechtigt, dies Gedicht in das 14. Jahrh. zu setzen; wenn man aber die Darstellung und den Inhalt betrachtet, so gehört es unstreitig in die Zeiten, wo der Titurel entstand, und auf ein früheres Werk weist es auch überall hin[94]). So ists fast mit allen hierher gehörigen Gedichten; ihr Ursprung liegt im 13. Jahrh., dann erscheinen sie im 14.; oder sie entstehen in diesem, so haben wir hauptsächlich die Bearbeitungen des 15. übrig; und genau so sahen wir früher im 13., daß wir überall spätern Bearbeitungen früherer Werke des 12. Jahrhs. begegneten. Der Dichter von Dietrich's Ahnen ist, wie er noch nach der Art der höfischen Dichter seinen Namen nennt, so auch seiner Manier nach ganz ihnen zugehörig. Er kennt die höfischen Epen sehr gut, er ahmt Verse des armen Heinrich nach, und scheint Gottfried von Straßburg zum Vorbild zu haben; er urtheilt, schiebt sich überall vor, verharrt geschwätzig auf allen Gegenständen der Beschreibung, auf Festen, Turnier und Maizeit; er wirft tadelnde Blicke auf die Sitten der Zeit und fährt heftig gegen die unmilden Fürsten und die öden Höfe los, gegen Unstäte, Unzucht und Schande. Sein Werk reiht sich daher ganz an den Biterolf an; sagenmäßige Grundlage ist hier so wenig wie dort anzunehmen. Auch hat selbst W. Grimm hierin gezweifelt[95]), hat die ungeschickte Genealogie, so wie andere Widersprüche in der Stellung der Helden nachgewiesen, und nur die Helden Dietrich's für eigenmächtige Zusätze zu erklären will er sich nicht entschließen, da

93) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser. Der Dichter nennt sich V. 7977.

94) V. 1837.
Der uns daz mære zesamen slôz,
der tuot uns an dem puoche kunt, daz weder nu noch bî der stunt
nie kein hôchzît sô schœne wart.

95) Deutsche Heldensage S. 185.

sie auch in andern Gedichten dieser Periode erscheinen. Der Ton, den der Dichter im Anfang seiner Erzählung behauptet, so lange sie sich um Dietmar's Werbung um König Lademer's Tochter Minne dreht, fällt indessen, sobald er von da weiter schreitet, noch mehr als bei Konrad im trojanischen Kriege. Die Lebhaftigkeit und der Schwung hören im Fortgange auf und sinken in eine lahme, breite, langweilige, dürre Erzählung herunter. Dies liegt am Stoffe. Denn wir werden erst in eine patriarchalische Genealogie der Ahnen Dietrich's geführt, die alle mehrhundertjähriges Alter haben, wie die Gralhüter; und wie nachher Ermenrich's Anschläge gegen Dietrich beginnen, sieht man immer deutlicher, wie der knappere deutsche Stil den ritterlichen, höfischen des Anfangs verdrängt, wie das fremde Gewand abgestreift wird, wie des Dichters Kraft sich verliert. Nun gibt es aber auch im Gedichte weiter nichts mehr als ungeheure Schlachten, wie im Titurel, ohne Thatsachen, ohne Einzelkämpfe, mit einem ungeheuren Schwall unerhörter Namen, mit vielen herzbrechenden Klagen, obgleich der Mord nicht so arg ist; dann da der Dichter wegen anderer Sagen, auf die er mit seiner Erdichtung Rücksicht nimmt, seine Helden, die später noch vorkommen, nicht umbringen darf, so ist in all diesen Schlachten keine Waffe tödtlich, außer die Langeweile für den Leser.

Ganz verwandt ist das in der Nibelungenstrophe abgefaßte Gedicht von der Ravennaschlacht[96]), das W. Grimm daher (Athis und Prophilias p. 62) dem Verfasser der Flucht Dietrich's zuschreiben möchte. Es weist noch etwas näher auf die Manier des Titurel, obwohl in beiden Gedichten, in der Flucht noch entschiedener als hier, der schwülstige Ton vermieden ist. Auch dies Werk ist in der Abfassung, in der wir es besitzen, dem 14. Jahrh. angehörig, weist aber ebenfalls auf eine ältere Quelle, und verräth in dem Vortreten des Dichters, in seinen Klagen über die geschwundene Zucht, Milde und Ehre, über das herrschende Laster und die verderbte Jugend, das 13. Jahrh. Der Vortrag ist überall bei zwar entsetzlicher Leere und Gewöhnlichkeit anspruchvoll. Der Dichter betrachtet seine Erzählung jeden Augenblick; es ist als ob er die Aufmerksamkeit spornen wollte; er warnt den Leser ausdrücklich, sich nicht von der Langenweile übermannen zu lassen, er zwingt sich zur Bewegung, und wenn er eine neue Wendung, einen neuen Reim oder Gedanken hat, so weiß er damit ganz eigen schönzuthun, obwohl nicht leicht sonst so viel Gedankenarmut und so viele Flickereien gefunden werden.

96) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser.

Der Inhalt ist so gut wie keiner; eine einzige jener langweiligen Schlachten, die nun so beliebt sind, daß selbst in allegorischen Gedichten die Schlachtordnungen der Tugenden und Laster ganz in derselben Weise Eingang finden; eine dreimalige Aufzählung einer Masse von Namen, wie in der Flucht; und was den Geschmack des Vortrags dem Titurel wieder nähert, in der Hauptepisode von dem Tode der Söhne Etzels, Ort und Scharf, ist durchaus auf Rührung hingearbeitet, aber mit jener ungeschickten häufenden Manier, daß, wie bei dem Unglück des Schionatulander und der Sigune, keinerlei Wirkung Statt hat, als Verdruß und Ermattung.

Beachten wir nur, wie merklich verschieden von den karolingischen Gesten sich hier die Masse auflöst und im Fortgang der Zeit von dem Kriege auf die Schlacht, von der Schlacht auf den Zweikampf, von dem Ganzen auf die Episode herabgegangen wird, während in den fremden Kreisen auf Einen Helden, Einen Mittelpunkt alles außerhalb Gelegene zusammengehäuft wird. In Einer Linie könnte man daher mit beiden genannten Gedichten Alpharts Tod[97]) sehen, der uns nur aus von der Hagen's Ueberarbeitung bekannt ist. Kenner der einzigen noch nicht herausgegebenen Handschrift setzen das übrigens ganz bedeutungslose Stück noch in die gute Zeit. Seinem Inhalte nach steht es mit der Flucht und der Rabenschlacht in Widerspruch, und in der Form kehrt es zu der vierzeiligen Strophe des Volksepos zurück, die aber in allen Gedichten dieses Schlags und dieser Spätzeit mehr oder minder verderbt wird. Wir finden die Erwähnung des Alphart an dieser Stelle darum nicht unpassend, weil W. Grimm ganz mit Recht das Gedicht für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich in der Ravennaschlacht hält[98]).

Denselben Gegensatz nun, welchen der an Thatsächlichem ärmere Titurel gegen die karolingischen Vasallensagen macht, die daran stets wachsen, machen die genannten deutschen Gedichte zu dem Ortnit, und dem Hug- und Wolfdietrich[99]), die auch in sich wieder ähnliche

97) In dem Heldenbuch von von der Hagen. Berlin 1811.

98) Deutsche Heldensage S. 355.

99) Der Ortnit ist herausgegeben von Mone 1821, und nach älterem Texte von Ettmüller. Zürich 1838. Den Hug- und Wolfdietrich wird Müllenhoff herausgeben. Er ist vollständig in älterer ächterer Gestalt in einer noch nicht gedruckten Ambraser Hs. erhalten. Von einer jüngern Gestaltung ist ein Bruchstück übrig, aus der Wiener Hs. 2947 gedruckt in Haupt's Zeitschr. 4, von der wieder das alte Heldenbuch eine erweiterte Ueberarbeitung hat. Wir folgen unterdessen der Heidelb. Hs. 365.

und stärkere Neigung zu Malagis und Reinold oder Salomon und Morolf haben, wie die Flucht und Rabenschlacht zum Titurel. Daß auch diese Gedichte an dem Ende des 13. Jahrhs., also gleichzeitig mit jenen entstanden sind, nimmt W. Grimm an, und läßt sich vielleicht aus dem Wolfdietrich an einer Zeitbestimmung errathen[100]). Deutsches, Französisches und Britisches mischt sich in diesen Werken ganz in derselben Art, wie in den karolingischen Romanen, nur ist es bemerkenswerth, wie nachgiebig sich in diesen die Form nach dem neuen Inhalte ändert, wie fest und schroff dagegen die deutschen Gedichte troß der neuen unserm Volksgedichte ganz fremden, wechselnden, rasch vorübergehenden Abenteuer die eintönige Nibelungenstrophe, den Hildebrandton, in noch eintönigerer Veränderung, mit der ganzen Steifheit der alten Manier festhalten und sich vergnüglich in einem Kreise von vierzig oder funfzig Reimen herumtreiben. Unter den drei nach Inhalt und Verknüpfung, wie nach der gemeinsamen Heimat in Tirol, zusammengehörigen Gedichten ist der Ortnit dasjenige, das die meiste Willkür und neue und fremde Bestandtheile verräth; schon die wunderliche Quellenangabe, die Berufung auf ein Buch, das die Heiden einst in Syrien vergraben hätten, wird jeden Gedanken an alte Ueberlieferung verscheuchen. In dem Inhalte des Gedichtes ist der Zwerg Alberich diejenige Figur, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Riesen und Zwerge stehen sich in der deutsch-nordischen Mythe feindlich im Kampf der Gewalt und der Klugheit gegeneinander über. Daß nun im Anfang die Riesen im Vortheile waren, ist die Ansicht der Vorrede unseres Heldenbuchs (Frankf. 1590), so wie auch in den Nibelungen noch die Zwerge den Helden dienstbar sind. Aber im Ortnit ist Alberich der Schützer und sogar der Vater des Helden; die Geschichte dieser Zeugung scheint der Sage von Alexander und dem Zauberer Nectanebus (so wie auch im Hugdietrich die Geschichte des Achill und der Deidamia) nachgeahmt; und als ein Zauberer wie Spiet im Malagis, oder wie Malagis selbst, als der Helfer und Retter durch Kunst und Geschick, wo Gewalt und Kraft nicht aushilft, erscheint er in dem Gedichte überall. Man sieht also, daß die Ansicht und die Geschichte der ganzen Zeit, wo die gelehrte Ritterschaft die bewaffnete allmählich aussticht, sich auch in diesen passend

100) Wolfdietrich kommt nach Ackers in das deutsche Haus, wo gerade die Brüder 110 Mann verloren hatten. Dies wäre doch wohl vor dem Verlust von Ptolemais gedichtet und deutete vielleicht auf die Eroberung der Burg Korain im Gebiete von Ptolemais, die den deutschen Rittern gehörte (1271).

hervorgesuchten und theilweise neuerfundenen Stoffen geltend macht. Die Neckereien, die sich Alberich mit Ortnit erlaubt, die Hülfe, die er ihm auf seinem Werbungszuge um die Tochter des Königs Nachaol von Jerusalem leistet, die Vexationen des armen Königs, den er unsichtbar mit Ohrfeigen und Raufen mißhandelt, sein Erscheinen als Engel und dergleichen mehr sind lauter Züge, die an die Lieblingsscenen der fränkischen Sage oder an die Thierschwänke unserer deutschen Mähren des 13. Jahrhs. erinnern, nur daß der Scherz in der pathetischen Strophe weniger deutlich wird, und Farbe und Lebhaftigkeit in der Zeichnung des Alberich geringer ist, als in der des Spiet. Doch zeichnet sich die Scene, in der Alberich den Ortnit hohnneckt und ihm endlich entdeckt, daß er sein Vater ist, gegen das Uebrige durch Verleugnung des strengen und ernsten Tones aus, der dann im Hug- und Wolfdietrich wieder so vorherrscht, wie etwa im Reinold gegen den Malagis. Der Hugdietrich ist eine bloße Vorgeschichte zu Wolfdietrich; sein Inhalt ist, wie der Held (König von Konstantinopel) als Weib verkleidet mit der Tochter des Königs von Thessalonich seinen Sohn Wolfdietrich erzeugt. Zu beiden Gedichten hat Müllenhoff, wie früher angeführt wurde, eine geschichtliche Grundlage nachgewiesen; mit ihr hängt gerade auch der Grundzug, den wir allein als alt und deutsch darin erkennen dürfen, zusammen; jene Treue der Vasallen gegen ihre Lehnsherrn und die Anhänglichkeit des Lehnsherrn an seine Vasallen, die hier in vereinzelten sehr schönen Zügen geschildert ist. Auf der einen Seite steht die rastlose Thätigkeit Wolfdietrich's, trotz aller Hemmnisse und Gefahren seine armen gefangenen elf Dienstmannen zu befreien; auf der andern die rührende Treue des alten Berchtung von Meran, (als Berther schon im Ruther erscheinend), der in dem Kampfe Wolfdietrich's mit seinen Brüdern, die ihn aus seinem Reiche verdrängen, seine eigenen Söhne fallen sieht, und jedesmal, so oft einer fällt, den Wolfdietrich anblickt und lächelt, damit der junge Mann nicht verzage, ein Zug, der in der veränderten Erzählung in Wolfdietrich und Saben[101]) eine etwas andere Wendung erhalten hat. Außer diesem Grundzuge aber der Treue zwischen Herrn und Diener, den wir schon im Ruther als Gegensatz gegen die fränkischen Vasallensagen bemerkten, ist Alles in der Ausführung und Scenerie im Wolfdietrich fremd. Das rauhe Elfenweib, das ihn verfolgt, das ihm Schwert und Roß raubt, ihn in den Wald lockt und bethört, daß er

---

101) In der Sammlung von von der Hagen und Primisser, im Abdrucke des Heldenbuchs von Caspar von der Roen.

unsinnig ein halbes Jahr lang herumirrt wie ein Thier; der Engel, der sie dann ihn wieder heilen heißt; der zauberische Brunnen, in dem sie sich ihrer rauhen Hülle entledigt; die abenteuerlichen Linden und Brunnen; die Rettungen Bedrängter von Riesen und Drachen; die siegreichen Kämpfe mit überfallenden Schächern; der Zug nach dem gelobten Lande; das Abenteuer bei dem Heiden Bellian, der Messerwurf mit ihm, die Versuchungen mit seiner Tochter, die Zauber seiner Burg, die Linde mit künstlichen Vögeln, die durch Blasebälge in Gesang gebracht werden; der mit der Drachenzunge überführte arglistige Bewerber um die Siderat, endlich das Klosterleben des Wolfdietrich und seine Wunder — Alles dieses sind Züge, die bald an sämmtliche britische Romane zugleich, bald im Besondern an Iwein, an Lanzelot, an Tristan, dann wieder an Ogier und Reinold erinnern.

Wie sich nun jene Gedichte von der Flucht, Rabenschlacht und Alphart episodisch gleichsam auseinander schoben und ablösten, in ähnlichem Verhältnisse erscheinen die vereinzelten Riesen- und Zwergabenteuer im Luarin[102]) oder dem kleinen Rosengarten und in Etzel's Hofhalt oder dem Wunderer[103]). Grimm sieht in ihnen Volkssagen, die zu Grunde lägen, die nur „durch Umtausch der Namen und äußeren Verhältnisse gleichsam in eine andere Familie übergetreten seien," und diese Umwandelung sei dann im 14. Jahrh. erfolgt, indem der Geist der Gedichte darauf hindeute und auch kein früheres Zeugniß dafür aufzufinden sei. Für Luarin gibt es übrigens ein Zeugniß im Wartburg-Krieg, wo jedoch nichts von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich vorkommt; und eine spätere Bearbeitung und Fortsetzung desselben[104]) läßt auf eine ältere, vielleicht schon dem 12. Jahrh. angehörige Gestalt der Fabel schließen. Was darin von älteren Sagenelementen enthalten sein könnte, ist unstreitig nur von sehr vager Art. Die Nachahmung des Rosengartens im Luarin ist so gar kindisch, und selbst der Rosengarten kann nicht wohl eine ältere Sage enthalten[105]). Das Elfenwesen aber, der Uebermuth der Zwerge, ihre neckische Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dies scheint in Deutschland lange geruht zu

102) Hrsg. von Ettmüller 1829.

103) Im Heldenbuch von Roen.

104) In Nyerup Symbol. ad Lit. teut.

105) Von seiner Fabel sagt auch W. Grimm, sie verdanke ihr Dasein dem Triebe der Phantasie nach Ergänzung und Erweiterung der Sagen, die Siegfried und Dietrich einmal gegeneinander überstellen wollte.

haben und erst in diesen Zeiten des 13. bis 16. Jahrhs. zu mehrerer Verbreitung gekommen zu sein, wo man mit der Emporbildung der untern Volksklassen gleichsam eine neue deutsche Geschichte beginnen kann und wo sich dann Alles, was in der germanischen Urzeit die Mythe von übermenschlichen Wesen wußte, in schwächerer Form wiederholt. Was möchte in dem Ecke von dem nordischen Riesen Oegir übrig geblieben sein, falls er mit ihm zusammenhängen sollte? und was sollte ein älteres Lied von Luarin mit dem uns erhaltenen gemein haben, das so viele Spuren der höfischen Kunst an sich trägt, so daß es sich erklären läßt, warum man ihm im Heinrich von Ofterdingen einen Dichternamen geben wollte[106]). An einzelnen Stellen ist die Sprache blühend und nett, es ist häufiger von höfischen Sängern und höfischer Würdigkeit die Rede.

Einen grellen Absturz von diesen letzten Versuchen, die Höhe der ritterlichen Kunstdichtung zu behaupten, macht man, wenn man von dem Luarin zu Etzels Hofhaltung übergeht. Hier ist das Aeußerste an Rohheit, nicht allein in Form und Vortrag, sondern auch in dem Inhalt, in dem man zu Menschenfressern, wie auch in dem Meerwunder in Kaspar von der Roen's Heldenbuch und in Dietrich's Drachenkämpfen[107]), zurückkehrt. An Barbarei und Gesunkenheit kommt diesen Dingen nichts bei. Die Drachenkämpfe, wie Ecke und Sigenot in der Berner- oder Herzog Ernst-Strophe, können vielleicht als ein Beweis angesehen werden, wie wenig der deutsche Roman zu Ausdehnung und zu Erweiterung geschaffen war. Die langweiligen Wiederholungen sind selbst für den geduldigsten Leser unüberwindlich.

Den Rosengarten[108]) würde man in dieselbe Reihe setzen, wenn er sich nicht dadurch unterschiede, daß er in seiner strophischen Form und in den handelnden Personen sich treuer an das ächte Epos, an die Nibelungen, anschließt, und keine fremden Elemente aufnahm. Auch liegt er

---

106) V. 2929—40. Heinrich von Ofterdingen
diz mære getihtet hât, daz sus meisterlichen stât.
des wâren ime die fursten holt, sie gâben im silber unde golt,
dâ zuo pfenning und riche wât.

107) Cod. Pal. N. 324.

108) Die Texte der Heidelb. und Straßb. Handschriften sind vereint gedruckt in der Sammlung von von der Hagen und Primisser; bei Weitem lesbarer ist der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung von Roen, die auf eine verlorene Gestaltung dieser Sage hinweist. Den Text einer ehemals in Frankfurt befindlichen Handschrift gab zuerst W. Grimm 1836 heraus, bei dem der Leser, dem unsere allgemeine Betrachtung nicht genügt, die einzelnen Analysen nachlesen muß.

seiner ersten Entstehung nach wenigstens früher als die roheren der zuletztgenannten Stücke. Charakteristisch verschieden ist er auch von allen übrigen Stücken der deutschen Sage dieser Zeit durch die Beabsichtigung komischer Wirkungen, und dies vergleicht ihn dann den karolingischen Sagen mehr, und zeigt neben den Rohheiten, die er mit allen andern theilt, wie seine erste Entstehung in die Zeiten des Ausgangs (W. Grimm meint der Mitte) des 13. Jahrhs. fällt. Dieses Komische und Derbe empfahl dann dies Gedicht den spätern Zeiten des 15. Jahrhs. und die mehrfachen Bearbeitungen, die davon existiren, verrathen bis zu denen des Heldenbuchs und bei Kaspar von der Roen einen steten Anwachs und eine größere Freude an solchen schnurrigen Zügen. Auch den sämmtlichen übrigen Gedichten, die wir hier besprechen, sind diese Züge nicht fremd, doch sind sie dort vereinzelter. In nichts sind sie hervorstechender als in Uebertreibungen. Wenn der Riese Sigenot im Schlafe athmet, so beugen sich die Aeste der Bäume über ihm. Wenn er auf Dietrich mit ausgerissenen Bäumen losschlägt, so meint dieser, er sei doch der Ruthe entlaufen. So fegt Ecke mit seinem Schwerte in den Zweigen der Bäume und von dem Feuer seines Helms entzündet sich der Wald. Der ganze Zwerg- und Riesenkampf im Luarin zielt aufs Komische ab; und wo auch einmal diese Absicht weniger im Vortrag liegt, wie in den Riesen des Wolfdietrich und der Drachenkämpfe, und wie im Rosengarten, wenn dem Heime vier Ellenbogen zugeschrieben werden, so ist dies nur um so merklicher. In andern Scenen erinnert man sich an die bürgerlichen und groben Züge, die wir in den österreichischen und niederländischen Dichtern fanden. Wo im Sigenot der alte Hildebrand von Frau Ute scheidet, macht sich Wolfhart über sie lustig: die Alte solle sich nicht kümmern um Hildebrand's etwaigen Tod, sie solle sich dann einen Jungen nehmen; im Uebrigen, wenn sich Hildebrand des Abschiedskusses erinnere, so sei es um den Riesen geschehen. Frau Ute räth ihm, sich auch ein Weib zu nehmen; er antwortet, es möge ihn keine; spräche er ja eine an, so kehre sie ihm das Hintertheil. Im Anfang des Eckenliedes macht Alles den Eindruck, den der Lohengrin in seinen heimatlichen Stellen macht. Man spricht ordentlich menschlich mit einander, überall ist Bedacht auf die Wahrscheinlichkeit genommen. Den Riesen Ecke trägt kein Pferd; beim Eingehen in gewöhnlicher Menschen Häuser muß er sich hübsch bücken; die Leute sehen ihn auch für was Besonders an, und laufen vor ihm weg oder gaffen ihm nach. Er hat auch noch einiges Mitleid und menschliche Gefühle; er ist ein guter Christ; und wenn er zum Kampf mit Dietrich auszieht, so sucht er ihn in seiner

Stadt auf, und läßt sich auf die Fährte weisen, während sonst einer nur auszuziehen braucht, um den gewünschten Gegner sogleich zu treffen. In dem Rosengarten nun ist das Hinarbeiten aufs Spaßhafte am meisten durchgeführt. Wir wollen einige Züge der verschiedenen Bearbeitungen zusammenstellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Rosen und Küssen mit Gefahr des Lebens wird sogleich von Dietrich und seinem Helden schnackig und sonderbar gefunden, und so auch von seinem Schreiber, der ihm Kriemhildens „Trutz- und Tratzbrief" liest. Burlesk ist die ganze Figur des Mönchs Ilsan, den sie als zwölften Gesellen aus dem Kloster abholen. Hildebrand begrüßt ihn mit einem Benedicite und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Sie kommen an den Rhein, wo ein schrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrsold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Esel, der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ilsan schlägt den Fährmann zu Boden: Nummer Dummer (in nomine domini), sagt der Verge, solche starke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigestab verdenkt man es der Kriemhild, daß sie mit ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es sei, als ob der Wagen vor die Rinder gespannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhild den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab: das Hurenwerk solle nicht sein, er wolle das seiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küssen; und Siegfried beglückwünscht den Sieger: wer sich an alte Kessel reibe, der mache sich rußig. Ilsan aber spielt hier die Hauptrolle, die Lieblingsfigur der späteren Volkssatiriker, die ihn als den Vertreter der grobianischen Rotte behandelten. Wie er in den Garten kommt, zertritt er die Rosen und wälzt sich darin. Der kluge Hildebrand spornt ihn mit Stichelreden, als er den Volcker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit seinem Predigerstab große Schläge ertheilt. Für 52 besiegte Gegner soll er ebenso viele Küsse von Kriemhilden erhalten; jedesmal reibt er sie mit seinem starken Barte, „das ward sie sehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut." Die gewonnenen dornigen Rosenkränze drückt er, als er heim kommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die sich ungebärdig dabei anstellen und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zusammen und hängt sie über eine Stange. — Man sieht, wie dies Alles jetzt, wo unritterliche Dichter die Sagen behandeln, wieder nach dem Geschmack des Waltharius neigt, der ebenfalls in einer gelehrten Zeit zugerichtet ward und von einem

Gelehrten, der den heiligen Ernst und die Achtung vor dem Heldenwesen nicht kennt, welche die ritterlichen Sänger nicht leicht verleugneten.

In allen diesen Gedichten nun ist die Auflösung des deutschen Epos höchst deutlich erkennbar; wie einst einzelne volksmäßige Rhapsodien sich zu einem Ganzen emporgebildet hatten, so treten wir jetzt wieder unter lauter einzelne Rhapsodien zurück. Aber nicht allein in dem Charakter dieser Stücke unter einander läßt sich diese Auflösung zeigen, sondern auch äußerlich in dem Umfang der einzelnen und in deren allmähliger Entwickelung. Das Heldenbuch des Kaspar von der Roen[109]) kann als einer der äußersten Punkte dieser Auflösung gelten. Es ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. (1472) verfaßt, unglaublich geistlos und roh. Nur das Eine ist dem Verfasser zum Verdienste anzurechnen, daß er vielfach ältere und ächtere Sagengestaltungen, die uns entgehen, bei seinen Bearbeitungen benutzte, und daß die Natur der von ihm gekürzten Gedichte trotz aller Beschränktheit des Bearbeiters durchscheint, indem die sehr merkliche Verschiedenheit des Vortrages und Geistes im Rosengarten, in den Drachenkämpfen, im Ecke, genau bei ihm kennbar ist. Am merkwürdigsten ist uns Kaspar durch seine Abkürzungen. Denn daß diese nicht die bloße Laune eines für die alten Gedichte unempfänglichen Bänkelsängers waren, könnte schon aus der Zuversicht klar sein, mit der er sich diese Beschneidungen zur Ehre und seinen Bearbeitungen als einen Werth anrechnet. Es ist aber auch daraus klar, daß schon in den Jahrhunderten vor ihm diese Gedichte offenbar in völliger Abnahme begriffen waren, und endlich daraus, daß seine Abkürzungen mit wirklicher Ueberlegung, ja es scheint, nicht ohne einen gewissen Geschmack gemacht sind. Von dem Rosengarten hat er doch wohl das Schönste und Beste herausgegriffen; den Riesen Sigenot hat er fast ganz ungekürzt und unverändert aufgenommen; dagegen sein Gedicht von Wolfdietrich und Saben aus 700 Strophen auf 333 zurückgebracht[110]), und die Drachenkämpfe (bei ihm Dietrich und seine Gesellen) aus 408 in 130[111]).

---

109) Abgedruckt in der oft erwähnten Sammlung von von der Hagen und Primisser.

110) Wolfdietrich. Str. 334.
Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manch unnütz wort vernichte oft gmelt man als aus schied
drew hundert drei und dreissigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und endt.

111) Schluß der Drachenkämpfe:



Und dieses letzte Gedicht, das er nur in 408 Strophen kannte, mußte also nothwendig schon große Veränderungen erlitten haben vor ihm, denn die Handschrift, die uns bekannt ist, hat der Strophen wohl über tausend, und gewiß wird jeder zugeben, daß eben hier, wo die Beschneidung am stärksten ist, sie auch am angewendetsten war. Auch im Luarin und im Rosengarten folgern wir aus den verschiedenen erhaltenen Bearbeitungen, daß man in dem Volke sich von der Langweiligkeit der Rittergedichte abwand; und man darf nur an Füterer's Abkürzung der britischen Romane, an die Volksbücher und an die meistersängerischen Bearbeitungen der alten Sage denken, um zu überblicken, wie die thatenfrohe, rüstige Bürgerwelt, die sich jetzt emporschwingt, den matten, inhaltleeren Romanen abgeneigt ist, überall das Wesentliche und das Faßbare herausnimmt, den leeren Rest aber fallen läßt. Auch die Singlust des Volkes bedurfte sangbaren Umfang und Form und die Lieder von Ecke sind in den Zeiten, wo wir die Zeugnisse in den Gedichten des Marners und Konrad's von Würzburg für sie haben, wieder von fahrenden Sängern, wie einst die uralten Dietrichlieder, auf der Straße gesungen worden. So ist auch der Ortnit verschiedene Perioden durchgegangen. In der Mone'schen Ausgabe hat das Lied ohne Ortnits Todesgeschichte 569 Gesätze; in Roen's Vorbild mit dieser 587, in seiner Abkürzung 297. Selbst das mehr abgeschlossene, kunstmäßig behandelte Gedicht von Herzog Ernst, das, wie schon früher erwähnt, in einem altgedruckten Bänkelsängerliede[112]) den Geschlechtern des 15. Jahrhs. mundgerechter gemacht worden war, mußte sich bei Roen (von 89 auf 54 Strophen) noch einmal verkürzen lassen, wo es von seinen Abenteuern die meisten einbüßte und nur das mit der Jungfrau und den Kranichen behielt, das dem lachlustigen Sinne dieser Zeit zusagte.

Und endlich begegnen wir noch im 15. Jahrh. in dem in alten Drucken erhaltenen Liede von dem hörnenen Siegfried[113]) jener kürzeren und zugleich lockern Gestalt der Gesänge, wo das Zusammenfügen einzelner Lieder wieder sichtlich wird, und wo man auch dem Inhalt nach tiefer in Sage und Geist der alten Zeit zurückversetzt wird. Dies Lied selbst erwähnt wieder ein anderes von Siegfried's Hochzeit,

---

Des alten vier hundert und echte ist,
dis hir hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

112) Aus dem Nürnberger Drucke erneuert in Haupt's Zeitschr. 8, 477.

113) In der Sammlung von von der Hagen.

das uns verloren ist. Und zuletzt treffen wir in diesen Zeiten wieder auf das einzige rhapsodische Lied, das uns ein Zufall aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, auf das Hildebrandlied[114]). Zu ihm hat sich noch ein niederdeutsches Seitenstück gefunden in einem Liede von Ermenrich's Tod[115]), dessen ältere Gestalt Jacob Grimm muthmaßend an die Scheide des 12./13. Jahrhs. zurücksetzt. So können wir also geschichtlich in unserm Epos den vollkommensten Kreislauf beschreiben, den wir sogar noch weiter führen könnten, wenn es dessen bedürfte und hier nothwendig wäre, indem uns Aventin's Beschäftigungen mit der Sagengeschichte der Nation wieder zu den Jornandes, die dänische Uebersetzung des Hildebrandliedes aber und die Viltinasage nach Scandinavien zurückführen würden.

So wie wir oben in einer ähnlichen Zeit des Verfalls der deutschen Sage, wie die an der Grenze des 13. Jahrhs., neben dem Ruther und Biterolf den Herzog Ernst und Grafen Rudolf betrachteten, so könnte man auch aus diesen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedsage ganz entsprechende Werke stellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen[116]) ist eine Kreuzfahrergeschichte in Reimen, mit soviel geschichtlich Prosaischem in der Dichtung, wie vielleicht der Graf Rudolf Poetisches in einem ursprünglich historischen Stoffe enthielt. Das Gedicht ist aus dem Anfang des 14. Jahrhs. nicht vor 1301[117]); Ludwig der Fromme und Heilige sind darin in eine Person verschmolzen, die heilige Elisabeth, des Letztern Weib, ist hier die Frau des Ersteren, und Heinrich Raspe sein Bruder. Es ist dies dasselbe Gedicht, das früher stets unter dem Titel Gottfried von Bouillon ging, weil die Einleitung eine Geschichte von der ersten Eroberung des heiligen Landes enthält, und das irrthümlich dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben ward, weil man einige Verse mißverstand, in denen dieser Dichter genannt wird[118]). Der Inhalt dreht sich um die Belagerung von Ptolemais unter König Veit, um die kleine Rolle, die der Landgraf

114) In der Ausgabe des ältern Hildebrandliedes von Grimm.

115) Herausg. von K. Gödecke. Hannover 1851.

116) Ausgezogen in Wilkens Gesch. der Kreuzzüge 4. Bd.

117) Der Dichter scheint ein Schlesier und in Beziehung zu Herzog Bolko von Münsterberg (reg .1302—35) gewesen zu sein.

118) V. 959.
— Ludwigs bruoder Herman, des hôch prîsende tât
ze süezer rede brâht hât her Wolfram von Eschenbach —

von Thüringen dabei spielt, und um kleine leichte Kriegsthaten, an welche jedoch so große Lobeserhebungen verschwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigsten Riesenkämpfe. Im trockensten Ton der Reimchronik wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, Nachtwachen ausgestellt, Kanäle abgeleitet, Vorpostengefechte geliefert und kleine Fourageabenteuer bestanden, Gräben werden gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfällen und Stürmen. Nur einmal sieht die Episode von Arfar und Saphis (S. 62) wie eine Erdichtung aus. Aus unserem Gedichte erfahren wir gelegentlich, daß auch die Thaten des Grafen Leutold von Pleien geschrieben worden waren; wie dieses, so sind auch andere Gedichte, die vielleicht mehr geschichtlicher Natur waren, verloren, so das von Püterich erwähnte über Gottfried von Brabant und ein anderes über den Herzog Heinrich von der Teiserbruck, von Abbick von Hohenstein. Auch Erzählungen romantischen Inhalts sind noch im 14. und 15. Jahrh. an Namen deutscher Fürsten und Herrn angeknüpft; auch diese aber gingen jetzt meist in kurze bänkelsängerische Lieder zurück, die den Rückgang der Literatur in das Volk bezeichnen. Dahin gehören die verschiedenen Meisterlieder und Volksbücher von Heinrich dem Löwen[119]), die eine Sage behandeln, die wir oben auf Reinfried von Braunschweig übertragen fanden, und die andererseits in dem Liede von dem Möringer (bei Uhland) wiederkehrt, das aus dem 14. Jahrh. stammt und im 15. sehr verbreitet war. Ein längeres Gedicht, das hierhin zählt, ist der Wilhelm von Oesterreich[120]) (1314) von Johann dem Schreiber von Würzburg, das seinen Abenteuern und dem Geschmacke des Dichters nach mit dem Wilhelm von Orlens[121]) des Rudolf von Ems in einer Klasse, aber um mehrere Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältnisse wie der

---

119) K. Gödecke (zu Reinfrit) zählt deren fünf auf: ein Meisterlied aus dem 15. Jahrh. von Michel Wyssenhere in Maßmann's Denkmälern 1, 122. und ein anderes in Iduna und Hermode 1813, das deutsche Volksbuch (bei Görres) und ein belgisches (v. d. Hagen, Germania. 8), endlich der Thedel Unvorferd von Walmoden (Magdeb. 1558) von dem Schulmeister Georg Thym in 20 „Punkten" meistersängerlich besungen, worin die Sage von Heinrich aber nur nebenbei berührt wird.

120) Cod. Pal. 143. Auszug in Haupt's Zeitschr. 1, 214.

121) Dies Gedicht selbst ist im 15. Jahrh. umgearbeitet und in mehreren Handschriften in München und Zürich vorhanden, selbst noch im 16. Jahrh. (1522) ist es im Herzog Ernst's Ton umgedichtet. Mittheilungen des Herrn Franz Pfeiffer.

Alexander des Seifried[122]) (1352) zu dem des Ulrich von Eschenbach. Wie in allen diesen Dingen die Abenteuer aufs ekelste entstellt oder aufs elendeste erfunden, wie bodenlos gesunken die Sprache, wie gedankenlos die Anlage, wie abscheulich die Eintönigkeit der Erzählung ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen ohne eigene Kenntnißnahme, man müßte sich denn das Schlechteste, was wir bisher kennen lernten, noch einmal entblößt von dem letzten Reize und dem kleinsten Reste der Eigenthümlichkeit denken, der etwa dem frühern noch geblieben war. Diesen äußersten Grad der Gesunkenheit theilt fast Alles, was im 14. und 15. Jahrh. von älteren Gedichten auch anderer Sagenkreise und Gattungen umgedichtet und überarbeitet wurde, worauf wir nicht weiter eingehen. Weniges erschien, was uns durch Neuheit der Sage, die uns in älteren Behandlungen unbekannt geblieben wäre, anziehen könnte; dahin gehörte der Apollonius von Tyrland[123]), der im Anfang des 14. Jahrhs. von Heinrich von Neuenstadt, einem Wiener Arzte, nach dem Lateinischen bearbeitet ward. Dies war eines der früheren Erzeugnisse der Poesie im 12. Jahrh., wie wir aus Lambrecht wissen, und von diesem älteren Gedicht hatte Heinrich schon keine Kunde mehr, der behauptet, der Inhalt sei nie in Reimen geschrieben worden. Auch die Sagen von Valentin und Namelos, von Brandan, die wir vorhin in niederdeutschen Bearbeitungen erwähnten, besitzen wir in Deutschland nicht in älterer Gestaltung. Hier kehren wir, wie in den letztbesprochenen deutschen und karolingischen Sagen in die größte Barbarei auch des Stoffes zurück. Die Thierheit des Namelos, die Menschenfresser in dem Meerwunder und Etzel's Hofhalt, die Höllen- und Geisterwelt im Brandan sind für den Geschmack dieser Zeiten bezeichnende Züge. Es ist die Periode gekommen, wo die romantische Kunst, nachdem sie die Wunder der fernen Welttheile, des Thierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menschlichen Geistes erschöpft hatte, sich nun in das Reich der Geister und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im schroffsten Gegensatze in Haus und Heimat und in den gewöhnlichen Kreis unserer Umgebungen zurückzukehren.

---

122) Cod. Pal. 347. Auch mehrmals in Wien.

123) Goth. Hs. (im Auszug in Richard's Romanbibl. Bd. 20. Auch in Wien mehrfach vorhanden.) Aus dem Gedichte selbst ergibt sich, daß Heinrich im Anfang des 14. Jahrhs. lebte. Er hat sein lat. Original von dem Pfarrer Niclas von Stadlar, der in Urkunden von 1297—1318 vorkommt. Vergl. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 56. p. 256.

Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverschreibungen und Erscheinungen, Elfen- und Feengeschichten, die gleichsam wieder auf die uralten britischen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergsagen und dergleichen sind daher nun ein Lieblingsgegenstand der Novelle und Legende und es erscheint dergleichen (so in der Sage von Friedrichs von Oesterreich Gefangenschaft unter Ludwig dem Baiern) in der Geschichte. Jene niederdeutschen Behandlungen der Legenden von Zeno und Theophilus zählen hierhin; und auch im Luarin haben wir eine Art Elfensage: „herrliche mit Wunderdingen angefüllte Gärten in dem Inneren der Berge und Felsen," neckische Mädchenräuber, zugleich gutmüthig und boshaft, rachsüchtig und hart in Bestrafung der Verletzung ihres Gebietes. Kämpfe mit unsichtbaren Geistern herrschen hier vor, und in der Fortsetzung des Luarin wird ein ganzer Kriegszug mit einem unsichtbaren Heere gemacht. Liebschaften mit unsichtbaren Schönheiten besingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfensage, die wir in einer netten und gefälligen Bearbeitung (wahrscheinlich aus dem Ausgang des 14. Jahrhs.) [124]) besitzen, was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter machen zu wollen. Ganz verwandt mit dieser Fabel, die man mit Amor und Psyche verglichen hat, deren Hauptmotiv auch dem Parthenopeus unterliegt, ist Friedrich von Schwaben [125]), der in einer sehr späten Bearbeitung übrig ist, die an Werthlosigkeit und Verfall ganz dem Wilhelm von Oesterreich und dieser Klasse gleich steht, nur daß der Dichter ehrlicher seine Wortarmut in seiner knappen Erzählung, seine Gedankenarmut in seinen ewigen Wiederholungen und Nachahmungen älterer Dichter zur Schau trägt, so arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich spricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolfram's Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach solche Geschichtchen an wirkliche historische Personen anknüpfte, scheint die Sage von Heinrich's VII. Abstamme von der schönen Melusine in des freilich späteren Konrad Vecerius Leben Heinrichs VII. zu beweisen; nicht allein die Dichtung, auch selbst die Geschichte liebte die Anknüpfung von Feen und Wundern an geschichtliche Figuren und war die Wahrheit solcher Fabeln zu glauben

124) Nach einer Straßb. Hs. Herausg. von Engelhardt 1823. Aus einem alten Drucke, der den Dichter Eckenolt nennt, erneut in: die Legende vom Ritter Dieringer von Staufenberg in der Ortenau. Hannover 1849. Vgl. Schönemann, Hundert Merkwürdigkeiten der Bibl. zu Wolfenbüttel. Hannover 1849.

125) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6. und 7.

geneigt[126]). Gedichte dieser Art erinnern dann an eine lange Reihe von allegorischen Minne- und Klagegedichten, sinnbildlichen Abenteuern der Dichter, die sich durch das 14. und 15. Jahrh. bis auf die Dichter der Reformationszeit hinziehen, indem von den unsichtbaren Feen zu den allegorischen Figuren dieser neuen Gattung von Gedichten ein ziemlich natürlicher Uebergang ist und eine stete Verflüchtigung jedes plastischen Elements.

---

5. Uebergang der christlichen Dichtung aus dem Epischen ins Didaktische.

So entschieden in Allem, was die erzählende Dichtung am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhs. noch aufweist, dasjenige nachgebildet ist, was ein Jahrhundert früher entstand, und so bestimmt man die alten Zustände, Sitten und Neigungen zu halten sucht, so überblicken wir doch nun auf einmal, wie Alles, was uns dort als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienst, in den sämmtlichen, zahlreichen Epen aller Kreise fast ohne Ausnahme bis aufs Unkenntliche versunken ist. Entweder hat die Gelehrsamkeit die formellen Vorzüge dieser erzählenden Gedichte zerstört, oder der derbe Geschmack des Volkes hat den Inhalt und Vortrag gewaltsam verändert. Alle die Empfindungen, die den schlichten und einfältigverständigen Mann der mittleren Klässen beim Lesen jener Darstellungen einer halbeingebildeten Welt überkommen mußten, und eine Menge von komischen Zügen wurden in die Rittermähren hineingetragen, die aus dem Gegensatze entsprangen, in dem sich der nichtritterliche Leser und Dichter, zu dem nun diese Dichtungen herabkamen, gegen den darin herrschenden, ihm ganz fremden

---

126) Bei Urstisius scriptt. 2. 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melyssinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quin et in oceani Gallici insula quadam novem Gallicenas illas fuisse tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melyssinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

Ideen- und Thatenkreis befand. Selbst in Werke, die sich ihrem Inhalte und dem Sinne ihrer Dichter nach am meisten gegen dieses neue volksthümliche Element sträubten, fand es unmerklicheren Eingang. Dies kann man selbst von der Evangeliendichtung und Legende sagen, einer Gattung, über die wir oben weitläufig genug waren, und auf deren weitere Schicksale in diesen rohen Zeiten wir nicht näher eingehen wollen, indem es dem Leser doppelt lästig fallen müßte, die traurigen Zeichen des gleichen Verfalls, den wir an den Ritterdichtungen bemerkten, an einem ungleich traurigeren Gegenstande zu verfolgen. In welcher Menge die gereimten Bibeln und Evangelien und die Heiligengeschichten im 13. — 14. Jahrh. fort erschienen, zeigt jeder Blick in die Verzeichnisse von Handschriften[127]). Weniges, was von den Legenden des 14. und 15. Jahrhs. gedruckt ist, könnte im Allgemeinen schon ein Bild von der Beschaffenheit derselben geben: die verschiedenen Bearbeitungen des Alexius[128]), das gelegentlich angeführte Leben der Elisabeth[129]), das gegen 1450 von Rote[130]) noch einmal bearbeitet ward; die Siebenschläfer, die Karajan (1839) herausgab; die mehrfach erwähnten Legenden in niederdeutscher Mundart, die Bruns, und die äußerst rohen Stücke, die Staphorst in seiner Hamburgischen Kirchengeschichte abgedruckt hat[131]). Wir würden aber in allen diesen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die stumpfen Werke des 14. und 15. Jahrhs. machen, die noch die alten Gegenstände in dem alten Tone behandeln wollen. Die verschiedenen gereimten Heiligenleben und Mariengeschichten, die seit dem Ende des 13. bis zum 15. und 16. Jahrh. gedichtet oder in Mundarten umgesetzt wurden; haben ferner zum großen Theil eine blos örtliche Bedeutung, eine höchst eingeschränkte Verbreitung gehabt, und daher trifft man in vielen Bibliotheken Deutschlands von Königsberg bis Straßburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien, die man anderswo seltener wiederfindet (im 14. Jahrh. scheinen besonders gerne die weiblichen Heiligen, Barbara, Katharina, Margarete, — beide mehrmals —, Veronica, Dorothea, Marina behandelt worden

127) Z. B. das in den Altdeutschen Blättern 2, 1. 82 ff. Eine Nachweisung der Legenden des 14. und 15. Jahrhs. findet der Wißbegierige in Wackernagel's Literatur-Geschichte, aber auch sie ist nicht vollständig.

128) In Maßmann's Alexius.

129) Band 1. S. 481.

130) In Menckens scriptt. rer. Germ. II. vgl. Bragur 6, 2. p. 140.

131) Van der Bort Christi; van deme Holte des hilligen Krutzes u. s. w. Dazu die heilige Marina bei Bruns.

zu sein, wie denn einige dieser Heiligen auch in Wirklichkeit erst dem 14. Jahrh. angehören), und auch in sofern würden sie in einer allgemeineren Geschichte der deutschen Literatur so unpassend stehen, wie die gereimten örtlichen Chroniken und dergleichen.

Alles dieses, was auf dem alten Wege der heiligen Erzählung, den die geistliche und ritterliche Literatur eingeschlagen hatte, fortging, lassen wir zurück, weil es die Zeit nicht weiterführt, sondern auf untergegangenen Verhältnissen festhaftet, die ihre Bedeutung verloren. Wir gehen in der Entwickelung unserer christlichen Poesie vielmehr zu dem über, was der veränderten Lage der Zeit organisch angehört, von ihr ausgeht und sie selber fördert. Wir haben nun aber die epischen Bestandtheile unserer alten Dichtung bis zu ihrem Ausgange und Untergange gelangen sehen, und haben oben bemerkt, daß mit dem ersten Hervortreten städtischer Entwickelung und einer neuen Bildung des bürgerlichen Standes neue Gattungen diesen älteren, dem Eigenthume des Ritterstandes, entgegentraten, daß sich die Lehrdichtung mit jungem Lebenstriebe an die Stelle der absterbenden Pflanze des Epos setzte. Diesen Uebergang vom Epischen zum Didactischen machten wir bei Thomasin und dem Stricker innerhalb der ritterlichen Welt selbst und mehr in Bezug auf den allgemeinen weltlichen Verkehr; in dem Freidank aber streifte die Laienmoral schon in die christliche herüber. Jetzt nun schließt sich an jene theils praktische theils philosophische Lehrdichtung eine religiöse an und wir erleben innerhalb der christlichen Poesie selbst denselben Uebertritt der Dichtung aus der erzählenden Gestalt in Lehre und Predigt. Schon in der Kaiserchronik haben wir innerhalb der Legende selbst die Berührung des praktischen Beispiels der Tugend mit der abgezogenen Lehre angetroffen, und wir gingen schon in jener Zeit des 12. Jahrhs. förmlich zu der Rede, der Predigt über, die wir damals in dichterischer Form antrafen. Wie nun in der Zeit des 13. und 14. Jahrhs., wo wir stehen, Alles nach jenen Zuständen zurückneigt, so kehren wir jetzt, nur in anderer Weise, auch in diesem Gebiete gleichsam dorthin zurück. Wir finden nämlich im 13. Jahrh., daß die Predigt in der Volkssprache und in Prosa zum erstenmale eine öffentliche Bedeutung in Deutschland erhält zu eben der Zeit, da man auch anfing die heilige Schrift in deutsche Prosa zu übertragen. Die Predigt war lange vorher, wie wir aus den Beschäftigungen der St. Galler Mönche im 10. — 11. Jahrh. wissen[132]), schon üblich und in Schrift gebracht; noch aber war ihre Wirkung und Bestimmung

132) S. Hoffmann's Fundgruben 1, 59 ff.

blos örtlich geblieben. Jetzt aber sollte sie aus dem Munde einiger ausgezeichneter Männer im 13. Jahrh. plötzlich zu einer ganz anderen Bedeutsamkeit gelangen; mit ihr beginnt zugleich die Prosa überhaupt eine geschichtliche Wichtigkeit zu erhalten.

Daß die Prosa eine frühere (althochdeutsche) Periode der Ausbildung schon in Deutschland gehabt, beweisen eben jene Beschäftigungen der St. Galler Mönche; damals aber griff sie kaum in das öffentliche Leben ein, ins Gebiet der Dichtung aber gar nicht über, und berührte uns daher nicht. Jetzt aber führt uns der Verlauf der ritterlichen Dichtung selbst hart an die Grenze der Prosa, zu ihrer eigentlichen Geburt und Entstehung hin; und von da an wird es uns nöthig, gelegentliche Blicke auf ihre Erzeugnisse herüberzuwerfen, weil sich nun zahlreiche Dichtungen an dergleichen anlehnen, und weil in der ganzen neueren Literatur die Vermischung der Formen, die Anwendung gebundener Rede auf Gegenstände der Wissenschaft, und der ungebundenen auf Gegenstände der Dichtkunst eine allgemeine Sitte ward, wie sie es im Alterthum nicht war. Wir glauben nicht annehmen zu können, daß die Prosa nach jener St. Gallischen Periode neben der Ritterdichtung in einer dieser entsprechenden Vollendung bestanden habe und nur für uns verloren sei[133]). Nicht umsonst führt die Prosa die Bezeichnung der pedestrischen Rede. Sie ging bei uns in geistlichen und weltlichen Stoffen aus Städten wie Augsburg und Straßburg aus; sie ist ein Eigenthum des Volks; sie konnte nur vor und nach der ritterlichen Dichtung aufkommen und blühen und ward nur ausnahmsweise vom Adel solcher Länder gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Aristokratie vollendeten. Selbst dann legte sie (in allen ritterlichen Geschichten der Provenzalen und Spanier) die poetische Farbe und den Ton des Romans nicht gegen die schlichte Einfalt aller ächteren Prosa ab. Die Prosa wächst aus dem Bedürfnisse und der Nothwendigkeit auf, wie sich die Poesie in ihren dürftigsten Anfängen als eine Geburt des Schönheitssinnes und des geistigen Luxus offenbart. Unter Schöffen und Richtern, unter Predigern und Mönchen regte sich das Bedürfniß der prosaischen Rede unmittelbar. Man konnte sich hier und da in dem Spiele mit gereimten Predigten gefallen, aber man konnte nicht auf den Gedanken kommen, sie in dieser Gestalt vor

---

133) Nur ganz von ferne hören wir in Mai und Belaflor 3, 15. und in einer der Erzählungen Herrand's von Wildonie von ungereimten deutschen Chroniken, die schon um die Mitte des 13. Jahrhs. fallen würden. In dieser Zeit fangen zwar die Auflösungen der Reimchroniken in Prosa schon an, die wir unten noch vorübergehend erwähnen werden, sie sind aber nichts weniger als Meisterstücke der Prosa.

der Volksmasse zu halten. Man konnte gereimte Vorreden zu Rechtsbüchern machen, aber das Recht selbst mußte wohl in deutlicher gemeiner Rede geschrieben sein. In diesem Gebiete kam es nur darauf an, daß sich ein begabter Mann des Stoffes bemächtigte, zu dem er die gestaltende Form in seinem Geiste angeboren tragen konnte. Viel schwieriger war es schon, daß sich die Prosa in anderen Gebieten, wo sich der Gegenstand nicht so leicht darbot, in einem auffallenden Grade und Glücke hätte ausbilden sollen. Wir haben oben gesehen, daß die Reimchronik sich an den Stoff der Geschichte wagte, und es war nun der Uebergang zu der schicklicheren prosaischen Geschichtserzählung nahe genug gelegt, der auch schon seit dem 13. Jahrh. mit den Auflösungen der Reimchroniken, (in der niederdeutschen Repgauischen) und selbständig in der Magdeburgischen Chronik (um 1250), dann in oberdeutschen Werken mit Fr. Ködiz' Leben des heiligen Ludwig (1315 ff.), mit der Limburger (1336 u. f.), der Straßburger von Fritsche Closener (1362), der elsassischen von Jakob Twinger von Königshofen (um 1386) und Anderen gemacht ward. Allein wie sollten diese Werke irgend einen Werth der Rede, irgend einen Reiz des Stils haben, da der Stoff gering war und weder den Schreiber erfüllen, noch den Leser erbauen konnte? Wie ganz anders gestalteten sich gleich die gewürzten Schwänke und kleinen Erzählungen, die man bisher auch nur in dichterischer Form gelesen hatte, und die man seit dem 14. Jahrh. gleichfalls anfing in Prosa umzusetzen? Wie ungleich besser als jene Chroniken lesen sich die Gesta Romanorum, die vielleicht noch ihre Farbe aus diesem Jahrh. tragen, und besonders der legendarische Theil des Hermann von Fritzlar (1343)[134]. Die Legendensammlung dieses Mannes führt uns zugleich auf einen neuen Punkt des Bedürfnisses, woran die Poesie fast nothwendig zur Prosa herabsank. Ein Theil seines Werkes beschäftigt sich mit den Lieblingsfragen der mystischen Theologen des 14. Jahrhs. und dieser übersinnliche Stoff bildet eine ganz entgegengesetzte, aber eine noch bestimmter nachweisbare Ursache von dem Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede[135]). Wo sich am Ende gar

134) Herausg. in Franz Pfeiffer's deutschen Mystikern. 1. Bd. Leipzig 1845.

135) In dem Cod. 417. ist folgende interessante Stelle in der gereimten Vorrede zu einem ungereimten Tractat über den Leichnam Christi:

Ouch hân ich muot in mînem sin, daz ich ditz claine buochlîn
welle ôn rîmen machen, durch zweier hande sachen;
die êrst daz ich dise heilichait mit durnechtiger wârhait
muge dester paz bewaren, dâ von hân ich muot ze varen
der gemeinen red di strâzen, und alles rîmen lâzen,

kein bildliches Festhalten des spekulativen Stoffes denken läßt, da mußte die Phantasie dem denkenden Geiste ihr Recht abtreten, und dieser wieder fügt sich weder leicht einem Zwang der Rede, noch legt er auf Schönheit der Rede ein besonderes Gewicht. Nun ist aber das stete Verflüchtigen der poetischen Figuren, an denen sich bisher die Dichtung versuchte, wie an den Ritterromanen so auch an der geistlichen Poesie vielleicht noch auffallender nachzuweisen. Wir haben früher gesehen, daß die Gottheit im 12. Jahrh. unter der strengeren Persönlichkeit Gottes des Vaters gedacht ward, daß man allmählig mehr den Sohn, nachher die Jungfrau verehrte, in der schon alles Geschlechtliche verschwamm, die schon Mutter und Tochter und Weib und Jungfrau zugleich war. Aber nun ist die Zeit gekommen, wo die Herrschaft des heiligen Geistes beginnt. Das Zeitalter des heiligen Geistes war in dem sogenannten ewigen Evangelium (dem Buche Joachims) verkündet. Es sollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten. Der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (ca. 1250) wies sogar auf die ärmere griechische Kirche hin als auf die, über welcher der heilige Geist so walte, wie der Vater über dem jüdischen Volke, der Sohn über dem römischen. Der bekannte Cola Rienzi wollte diese Herrschaft des heiligen Geistes noch im 14. Jahrh. befestigen helfen; und die Anhänglichkeit an die griechische Kirche brachte im 15. die hussitischen Bewegungen hervor. Von den festeren Bestandtheilen der Dreieinigkeit rückt man also zu dem Uebersinnlichen fort. Sobald man auf diesem Aeußersten angelangt war, war für die Poesie hier nichts mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber das ewige W o r t in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne, was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich ist, was das Wesen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiste sei, auf diese und dergleichen dunkle Fragen dunkle Antworten zu geben, war leichter in Prosa als in Versen, wo sich mit ungewissen Bildern noch spielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Wer also hier die schärfsten Begriffe mitzutheilen hatte, suchte

---

wan swelch geticht man rîmet, wort ze worten lîmet,
dâ irret oft der wörter glanz, daz der sin nicht gar ist ganz;
die andre sach man dâvon nimpt, daz mir noch nieman anders zimt
ze reden von dirre heilichait mit gerìmter cluocheit,
wan daz wârlich pillich ist, swâ man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tuo mit andechtichait.

sich die schärfste Form der Rede am liebsten, und wer sich am innigsten mit der Lehre der mystischen Theosophen durchdrungen hatte, ließ schon aus Grundsatz den Schmuck und Zierat der Poesie fallen, denn sich auf das Aeußerste der Einfalt im Inwendigen und Auswendigen zu beschränken, und sich alles Unwesentlichen abzuthun, war der Kern und Sinn ihrer sämmtlichen Lehren.

Ehe indessen jene Historiker und diese Mystiker im 14. Jahrh. von zwei ganz entgegengesetzten Seiten her im Gebiete der Geschichte und Philosophie (mehr, als Theologie) zur Prosa gelangten, ward sie im 13. von zwei Franziskanermönchen gerade im Gebiete der Predigt noch vortefflicher angebaut, als es von Tauler und den mystischen Predigern im 14. Jahrh. geschah. Dies würde man weit weniger einem uns unbekannten bessern Zustande der Prosa in jenen Zeiten der blühenden Dichtung zuschreiben, als vielmehr der angebornen Gabe der Männer, der allerdings der gehobene Bildungsstand jener Zeit fördernd entgegenkam. Die Geschichte sagt es uns überall, daß an der Spitze jeder neuen Richtung menschlicher Bildung gewöhnlich ein solcher offenbarender Genius steht, der mit der bloßen Gabe der Natur leistet, was spätere Zeiten in mühvollerem bewußten Bestreben kaum mehr erringen. Solch eine bewundernswerthe Begabung zeigt sich aber in den Predigten des Bruders David, der Novizenmeister und Lehrer der Theologie erst im Barfüßerkloster in Regensburg, und dann in Augsburg war, und seines Schülers, des berühmten Berthold Lech aus Regensburg, den er auf seinen Missionsreisen in Deutschland begleitete. Jede ihrer Predigten bekundet ihre große Anlage eben so sehr durch den rednerischen Instinkt, wie durch die Vorzüglichkeit der Sprache, und die Wirkungen, die Bruder Berthold mit seinen Reden (1250—72) in ganz Deutschland machte, waren außerordentlich[136]). Was seinen Lehrer David angeht († 1271), so gewinnt man nun[137]) immer höhere Gesichtspunkte über die Bedeutung und Wirksamkeit dieses Mannes. Die Aussicht zwar, die Pfeiffer einen Augenblick gefaßt hatte, in ihm auch einen Geschichtschreiber zu entdecken, hat sich geschlossen; dagegen hat sich zu seinen früher bekannten lateinischen Schriften ein neuer Tractat (de haeresi pauperum de Lugduno) gestellt, mit dessen Inhalt der Eifer Bruder Berthold's gegen die Ketzer und insbesondere gegen die Armen (Pouerlewe) von Lyon in vielfacher

136) S. J. Grimm's Recension von Kling's Ausgabe des Berthold (1824) in den Wiener Jahrbüchern 1825. S. 194 ff.

137) Nach Pfeiffer's Mittheilungen in Haupt's Zeitschrift 9, 1.

Uebereinstimmung ist. Sodann hat sich zu seinen Predigten eine größere deutsche Abhandlung über die „Offenbarung und Erlösung" gefunden, von der früher nur ein Bruchstück bekannt war; auch in ihr bewährt sich der Vortrag, der in seiner Predigt so sehr anzog: die Reinheit der Sprache, der Redefluß, die Durchsichtigkeit der Perioden, die Schärfe der Gedanken läßt nichts zu wünschen übrig. Diese Abhandlung wieder hat Pfeiffer auf die überraschende Vermuthung gebracht, David möchte auch der Ordner des Schwabenspiegels sein, den man schon früher in dem Geistlichen einer schwäbischen oder bairischen Stadt gesucht hatte. Wir überlassen diese Muthmaßung der Bestätigung weiterer Nachforschungen; und halten uns hier nur an die Predigten Davids, die zuerst von Pfeiffer ausgeschieden oder aufgefunden worden sind[138]) und in nichts den Bertholdischen nachstehen. „Wenn, sagt Pfeiffer, nach dem Ausdruck eines Chronisten, Berthold's Wort wie eine Fackel in Deutschland leuchtete, und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, so kann man David's Rede einer ruhigen Flamme vergleichen, die in mildem Glanze strahlt, und deren stille, tiefe Glut das Herz und Gemüth des Lesers belebt, erwärmt und zu Liebe entzündet." Beider Predigten sind gleichmäßig an bildlichen und allegorischen Zügen reich, und von der speculativen Manier der Mystiker frei, wie von deren strengem Systeme des abgezogenen Lebens. Es ist billig, daß sich Mönche des geistlichen Lebens annehmen, daß Bruder David gegen die Freude an der Eitelkeit der Welt, an müßiger Rede und unnützen Mähren eifre, und die Traurigen selig preise, doch thut er es nicht nach den Selbstertödtungslehren der späteren Theosophen: der Ernst des geistlichen Lebens soll gemäßigt sein, und zwischen Eitelkeit und ungeordneter Traurigkeit hingehen. Beide Franziscaner haben es noch mit dem praktischen Leben und dem Zustande der Welt zu thun, dem die Theosophen den Rücken kehren, und dies beobachten wir für unsere Zwecke am besten, wenn wir Berthold's Predigten mit verwandten Poesien der Zeit vergleichen. Schon früher haben wir an jenem Passional einen Antheil der Predigt gefunden; weit entschiedeneren Einfluß hatte sie auf das berühmte Werk des Hugo von Trimberg, den Renner[139]). Man darf nur die Predigtsammlung Berthold's aufschlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden. Die Aehnlichkeit beider liegt weniger in dem Tone des Vortrags, der im Renner vielmehr häufiger an die kleinern gnomischen Dichter

138) Herausg. in den deutschen Mystikern, 1845., wo Pfeiffer das Nähere über David's Lebens- und Lehrerverhältnisse in der Einleitung mitgetheilt hat.

139) Ausg. des hist. Vereins in Bamberg. 1833 ff.

vor und um Hugo's Zeit mahnt, sondern hauptsächlich in den Gegenständen, die da und dort aus einem so gleichmäßigen Gesichtspunkte behandelt, so unmittelbar aus dem Leben entlehnt sind, daß man sich versucht fühlt, den Berthold in einem ähnlichen, aber der Zeit nach umgekehrten Verhältnisse zu dem Renner zu betrachten, wie den Geiler von Kaisersberg zum Narrenschiff des Sebastian Brant. Wenn man den Bruder Franziscaner über die Abtheilung und die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterschaft, das höfische „Werben und Gebaren", das vor Gott ein Gespötte sei, dann über die weltlichen Freuden, über die Eitelkeit und Hoffart der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geschichten des alten Testaments anführt, in denen spätere Begebenheiten voraus angedeutet und Handlungen der Menschen zur Lehre und Warnung vorgebildet sind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufspürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Gegenstände und die Ansichten des Renner, die bald eine gemeinschaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, sollte man meinen, eine viel engere Ursache der Uebereinstimmung haben, was auch bei dem ungeheuren Eindrucke, den Berthold's Predigten machten, ganz natürlich wäre. Der Verfasser des Renners nennt übrigens auch selbst sein Geschäft ein Predigen, sein Gedicht im Ganzen eine Predigt und sich selbst, weil er nicht geistliches Gewand trüge, einen Gaukelprediger, dessen Herz tiefer Weisheit leer sei[140]).

Hugo von Trimberg war zwischen **1260—1309** Magister und Rector der Schulen am Kollegiatstift der Maria und Gangolph in Bamberg in der Theuerstat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt sich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er besessen, und sieben deutscher und fünfthalb lateinischer, die er selbst verfertigt habe[141]). Poetische Werke sind diese offenbar nicht gewesen, da er im Eingang sagt, daß ihm bis zum funfzigsten Jahre Reimen und Dichten fremd gewesen sei. Die höfischen Formen der Dichtung gehen bei ihm auch ganz aus; die Sprache ist die eines Volksmannes; in dem Verse schwindet die alte Regel der Hebungen und Senkungen, und es beginnt bei ihm schon der spätere meistersängerliche Gebrauch die Silben blos zu

---

140) Ed. Bamb. p. 136. Vers 11707 ff.

141) V. 28. Vor het ich siben buochlîn in tiutsch gemacht, und in latîn fumfthalbez daz ist wâr .....

zählen. Er hatte vor dem Renner schon ein anderes Gedicht, den Sammler[142]), 1266 begonnen, aber, weil ein Theil davon verloren ging, nicht vollendet. Der Renner ist 34 Jahre später, also 1300 gedichtet, doch so, daß bis um 1313 die Hand des Dichters selbst mit Zusätzen und Erweiterungen geschäftig geblieben zu sein scheint. Es ist ein moralisches Sammelwerk, wie sie Freidanks Bescheidenheit schon einleitete und Boners Edelstein fortsetzte. Die Benennung des Werkes erläutert der Dichter in einer größeren Stelle aus dem verschiedenartigen, planlosen Inhalte seines Buches, besser als die Eingangsverse, nach denen es so genannt sei, „weil es soll rennen durch die Lande." Er charakterisirt nämlich an jener anderen Stelle (V. 13860) das Werk vortrefflich, wo er sagt, es ginge ihm wie einem Reiter, dem sein Roß durchgegangen sei; auch er unterbreche oft den Lauf seines Buches, wenn sein Gedicht mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin reiße; richte er es nach dieser Seite, so trage es ihn auf eine andere, bringe er es auf den alten Weg zurück, so laufe es häufig um vieles weiter, als sein Herz begehrte, und trage ihn über Stock und Stein. Dies ist in der That ein genaues Bild von der Gestalt des Werkes. Ein höchst einfacher Riß liegt zu Grunde, der aber im Ausführen zu solch einem regellosen Gebäude geworden ist, daß die erste schlichte Anlage schwer zu erkennen bleibt. Der Dichter selbst scheint nach der ersten Vollendung noch spätere Einschaltungen gemacht zu haben; jeden Augenblick besinnt er sich über seinen Wiederholungen und redseligen Abschweifungen; häufig mangelt an einzelnen Stellen der verbindende Faden, der im Ganzen jedoch festgehalten ist. In dem Capitel von guter Dichter Sinne erzählt er, wie ihm mit den Jahren die Kraft des Gedächtnisses geschwunden sei; damit solle man entschuldigen, wenn er manches wiederhole, manches allzu schwere umgehe, und wie die Schwalbe nach ihrer Speise in die Kreuz und Quere fahre nach mancherlei Gegenständen in seinen Quellen, von denen er hier eine Reihe von Kirchenvätern und von alten Autoren nennt. Seine Belesenheit ist in der That für einen Mann jener Zeit sehr bedeutend. Er kennt das alte und neue Testament durch und durch und bekennt selbst, daß der größte Schatz seiner Weisheit aus der Bibel gesammelt sei. Diese Vorliebe für die h. Schrift erinnert an den von unserem Meister bewunderten Hugo von St. Victor, der einer der ersten Scholastiker war, der auf die Bibel als auf die Quelle christlicher Weis-

142) Nach dem Serapeum 10, 384. hat sich eine Hs. davon in der Bibl. zu Oettingen-Wallerstein gefunden.

heit zurückwies. Die h. Schrift ist unserem Hugo die Kaiserin aller Künste, und heftig beklagt er, daß man die Lehren der hohen Meister vernachlässige, welche die Seele fruchtbar zu machen bestimmt sind, daß die Welt nun aller Dinge verdrieße, die nicht dem Körper Genüsse geben. Diese Eine Weisheit, die nach dem Himmel führt, ist die Aufgabe seines Lebens und seines Buchs. Nach vier und sechzigjährigem Studium versichert er von dieser Kunst nicht einmal das ABC zu verstehen; er meine damit nicht weltliche Weisheit; auch mit der habe er leider genug zu thun gehabt und so viele Spitzen darin gefunden, daß er nicht wisse, wie er sich darin niederlassen solle. Alle Kunst dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang ist. Manche Seelen wohl möchten die sieben freien Künste zu Gottes Gunst bringen, doch verkehrten sie das einfältige Leben und den schlichten Wandel, von dem uns die ersten Boten des Christenthums Muster und Vorbild gegeben. Schärfer also als Thomasin und schon im Sinne der Reformatoren eifert dieser gegen die weltlichen Studien. Besorgt über die Zweifel, welche die Wissenschaft nährt, weist er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der seine Seele bewahren wolle, die Künste fahren zu lassen und dem Herrn fleißig und einfältig zu dienen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift übereinstimmen. So wie er an solchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunkt aller und auch seiner Weisheit nennt, so vergleicht er sein Geschäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard, Gregor und anderer Glaubensmänner, Kirchenväter und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den ältesten an bis auf Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt, bewundert (V. 20793) und auszieht, so daß man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in seinem Buche strafe und geißle, ohne selbst weise zu sein; auch als Sammler habe er sein Verdienst: nütze ja doch der Esel mehr als die schönsingende Nachtigal. So fände man (V. 24503) in seinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutschland wenig verbreitet gewesen, und Honig und Honigseim sei in seinem Gedichte eingestreut aus den Lehren der Schrift. Ob er diese Belesenheit überall unmittelbar aus den mannigfachen Quellenschriften selbst nimmt, darf man bezweifeln, da solche Sammlungen wie der Köcher des Bonaventura ihm das, was Er suchte, mühlos an die Hand gaben, so wie dieses und ähnliche Werke auch den Mystikern des 14. Jahrhs. ihre Gelehrsamkeit und ihren Autoritätenreichthum gegeben haben. Auch die Alten, unter denen er viele lateinische Dichter und Prosaisten benutzt, haben nach ihm manches Verdienst, manchen Honig, doch nicht rein und frei vom Wachs.

Juden und weise Heiden haben uns viele Dinge gelehrt, die uns nützlich und gut sind, über viele haben sie tief und dennoch erfolglos nachgedacht. Wer den Büchern der Plato und Aristoteles, der Seneca und Sokrates, Demosthenes und Diogenes, Tullius und Empedocles zu sehr nachfolge, der achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die Bibel bei Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unseres Herrn Lob war; denn er ward im Schlafe dafür also geschlagen, daß er es wachend beklagen mußte. Auf weltliche Lieder, auf alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerwesen wirft Hugo daher (V. 11080) feindliche Blicke, und er ist übel zu sprechen (V. 17792), daß er wenige findet, die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wenden. Wer so streng nach dieser Seite gerichtet ist, von dem erwarten wir, daß er noch entschiedener als Thomasin sich gegen die Lectüre von Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk wendet, und daß es ihm ein Gräuel ist, weltliches Lob vor Gottes Lob geachtet zu sehen und manche Frauen zu finden, die es mehr als unseres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn sie lesen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen wurden. Und obwohl er an anderen Stellen (V. 1260) den Nutzen dieser Abenteuer etwa so anerkennt, wie auch Thomasin, so klagt er doch anderswo (V. 21477) um so deutlicher, daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geschichten der Juden den Menschen weniger bekannt seien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch voll Lügen sind. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren soll zu jeder Zeit, von dem er Leib und Seele hat, so dünkt es ihm eine Missethat, wenn einer etwas schreibt oder liest, woran unseres Herrn Lob nicht ist; und nach seiner Meinung habe mancher Mann an diesen Büchern Leib und Seele verloren. Daher preist er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er seiner Zeit nur noch zuschreibt, selbst vor dem Konrad von Würzburg, der ihm zu gelehrt ist, den Marner, an dem der lehrhafte Inhalt ihn anzog. Ganz wie Thomasin ist Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in seiner Kritik des Konrad ausdrücklich hervor, daß an deutschen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verstünden. Und obgleich er jenen poetischen Gebrauch der Naturgeschichte für die Sittenlehre, jene Deutungen der Thiere und ihrer Eigenschaften auf Christus, auf Glaubenssätze oder auf Charaktere und Stände, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Testamente, und was wir Alles dieser Art in den Gnomikern fanden, nicht verschmäht, so ist doch sein Werk im Allgemeinen davon frei, redet aus einem schlichten Verstande, der voll gesunder Erfahrungen, wenn

auch oft von Befangenheit nicht frei ist, zum schlichten Verstande. Wie Freidank, den er vielfach ausschreibt, greift er überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und sein Treiben in allen Klassen und Ständen, schildert und geißelt es mit Mitteln, die dem Volke gemäß sind, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe, die über dem Theile des Freidank liegt, wo der Dichter nicht selbst redet, sondern mit schulmeisterlicher Breite, Lehrmiene und Eifer. Wenn das Buch nur ein Drittel seines Umfanges hätte, wenn es nicht so ins Unendliche Reihen von tautologischen Wörtern, Schimpfnamen, Versen häufte, nicht so athemlos Jagd auf Eigenschaften machte, mit denen man einen Begriff festzusetzen sucht, nach Quellen, aus denen man ein Laster herleiten will, nach Bildern, mit denen man etwas zu versinnlichen strebt, wenn es nicht die schlechten Eigenschaften so mancher ähnlicher Werke der Scholastiker, wie des berühmten Spiegels des Vincenz von Beauvais, theilte, wie viel vortrefflicher hätte es nicht werden und wirken müssen. Zwar auch so gehört es seinen Wirkungen nach zu dem Bedeutendsten, was die altdeutsche Literatur enthält. Nicht leicht wird ein anderes Werk so verbreitet gewesen sein; es litt wie alle Werke dieses Charakters die merklichsten Veränderungen. Der Grund des Wohlgefallens an dem Werke liegt, was das Innere angeht, an der Gesinnung, die treu und wahr dasjenige ausspricht, was nun schon lange in dem unteren Volke gährt und was bis zur Reformation nicht aufhören sollte, die Nation zu beschäftigen und zu bewegen; und was das Aeußere angeht, an der volksthümlichen Form, die den practischen Zwecken des Buches angemessen ist.

Beides macht zu der entschiedenen Hinneigung des Verfassers zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem Frieden denselben Gegensatz, den wir im Freidank gewahrten, denselben, den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich gesunden Verständigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-practische hier das im Freidank etwa so sehr, wie das Narrenschiff wieder den Renner. Die Manier Hugo's möchte man eine Vereinigung der beiden des Freidank und Stricker nennen. Das Sprichwörtliche und Gnomische herrscht vor und verbindet jene verschiedensten einzelnen Formen, deren sich der Stricker bediente. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichnisse, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker schon kannte. In ihrer Ausführung geräth Hugo hier und da (wie V. 10584 u. f.) in förmliche Predigten über Bibeltexte. Doch ist dies das seltnere; gefälliger, lebhafter ist er in dem, was dem Buche eigentlich erst den poetischen Körper gibt, in den

unzähligen Beispielen, Gleichnissen, Anecdoten, Erzählungen, mit denen er seine Sätze erläutert und erklärt. Selbsterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Beispiele aus der wirklichen Geschichte, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, sein Werk mannichfaltig in der Form wie im Inhalt zu machen. Dabei erinnert er noch wie Stricker sehr oft an die Anfänge dieser Gattungen, wie z. B. neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichsam noch im Entstehen erscheinen. Man darf nur die Thiergleichnisse, z. B. seine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte lesen: die kleinste Mühe gehört dazu, sie zu neuen und guten Fabeln zu machen; so wie wieder seine treffliche Fabel vom Maulthier, das sich seines Vaters schämt, sich dem Thiermährchen nähert und sich weit und weiter von der Behandlung im Petrus Alfonsi und im Aesop entfernt. Jetzt legt er einem sterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Klosterpriester eine Klage über seinen Beruf, jetzt knüpft er seine Erörterungen über den Ursprung der Herrn und Knechte an ein Gespräch mit einem Haufen Bauern, und hier wie in den schnurrigen Schwänken, die er einflicht, in den Geschichten vom Bauerwesen, wo er in die derben und rohen Verhältnisse des häuslichen Lebens der unteren Stände blicken läßt, erinnert er überall an Hans Sachs; keine Zeit hat auch den Renner so fleißig gelesen und geachtet, wie die Reformationszeit. In dem Gegensatze gegen die ritterliche Poesie, in der Entfernung von aller Abstraction, in der völligen Versetzung in die wirkliche Welt ist auch der Renner ein natürlicher Vorläufer der Brant und ähnlicher, und die Welt, die er zu bekämpfen hat, ist schon eine weit andere, als die des Thomasin, es ist die materielle und rohe, der sich auch die edleren Reformatoren gegenüber sahen. Dies kann ein Ueberblick über den Gang, den die sittlichen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs deutlichste lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt seinem Werke ein Gleichniß zu Grunde von einem Birnbaum, dessen Stamm auf Adam und Eva, dessen Früchte auf die Menschen gedeutet werden. So lange der Baum in Blüte war, ist Alles gut: so ist auch der Mensch in den Kinderjahren unschuldig. Dann aber kommt „Herr Virwitz“ zu den Mädchen und „Herr Selphart“ zu den Jünglingen und bringt sie zu Fall; dies vergleicht sich dem herbstlichen Fallen der Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den Brunnen, andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die in den Dorn fallen, sind die Hoffärtigen. In Hoffart sieht Hugo mit Berthold den Grund des Verderbens der Zeit. Der wackere Schulmeister trifft in seiner Zeit den Nagel gerade so auf den

Kopf, wie Thomasin, als er der seinigen das Horoscop stellte. Thomasin sah sich nur Einem Stande gegenüber, dessen Herrschaft damals noch allgemein anerkannt war. Ihn führte seine Betrachtung über einen Stand, den er noch für den Inbegriff alles Hohen und Großen ansah, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Grundsatzlosigkeit im Handeln; den Hugo aber die seine auf einen einzigen großen Uebelstand in der äußeren Gesellschaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrschen sieht, sondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem gleichsam privilegirten Ansehen, sondern alle Stände gleichmäßig Einem Grundfehler verfallen, wovon selbst nicht das Geschlecht ausgenommen ist, das die galante Ritterzeit als den Pfleger aller Sittlichkeit ansah. Diesen Grundfehler sieht Hugo ungefähr in dem graden Gegentheile von dem Grundfehler der ritterlichen Zeit. Dort war es in der That die Selbstvergnüglichkeit, auf der das gedankenlose Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier ist es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes mit dem, was er ist und hat. Wenn Hugo daher unter den in den Dorn gefallenen Birnen die Hoffart, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaße) versinnlicht, so meint er in allen diesen Lastern im Grunde nur Eins und dasselbe, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man ist und hat, wie er denn auch in seinen weitschweifigen Bezeichnungen dieser Laster stets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es ist aber klar, daß eben diese Stimmung der Zeit dem ganzen Kampfe zu Grunde liegt, der sich zwischen den untern und obern Klassen des Staats entspann, nachdem das Bewußtsein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die sich Geistlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher sind jene Laster, ganz wie bei den Italienern dieser Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weitesten Sinne genommen, in dem sie den politischen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrscher auf die Unterthanen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungssucht begreifen. Dieses selbe Thema der unruhigen Strebsamkeit, Erwerbsucht und Unzufriedenheit geht durch die ganze Geschichte, wie durch die poetische Literatur bis zur Reformation, wo es zur höchsten Verbreitung kommt, und daher erkläre man sich die Vorliebe dieser letzteren Zeit zu solchen Gedichten wie der Renner ist.

Indem Hugo seine Lehre über die Hoffart verfolgt, hält er trotz seiner großen Weitschweifigkeit den Grundgedanken seines Buches so fest,

daß man darin zuletzt eine weit tiefere und innerlichere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möchte. Er geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzelnen, wie sich diese Hoffart äußert. Wie Berthold geht er am heftigsten gegen die Weiber zu Felde; man sieht, wie sehr die Zeiten geändert sind. Jede Erinnerung an die Bedeutung des ehemaligen Geschlechtsverhältnisses, jede Achtung vor dem Weibe ist ganz verschwunden; und während ehedem die höfischen Dichter jede Schuld an Unzucht und böser Sitte auf sich nahmen, so gedenkt der Renner (in einer späteren Stelle) in langer Predigt über die Unkeuschheit der Männer gar nicht, und schiebt alle Schuld allein auf die Weiber. Hier im Anfange des Gedichtes ist sein Eifer gegen die hoffärtige Empfindlichkeit der Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht ist. Er geht auf die Fürsten, das Hofgesinde, den Adel über. Man hört sogleich, es spricht kein Angehöriger des Standes; es ist kein Unmuth mehr über die Verderbtheit dieser Klasse, sondern Aufgebung und Verzweiflung an allem Besserwerden; es ist kein Klagelied mehr wie früher, sondern Satire voll Bitterkeit, Drohworte und Strafreden. Es ist der Niedere, der gegen den Höheren in heftigem Eifer redet, der diesen durchaus nur in seinen Verhältnissen zu den Armen und den Bürgern sieht und feurig wie Berthold wider die Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen gegen die Dürftigen predigt, die jenen den Himmel verschließt (sie ist „des Himmels-venster schubel"). Gleich streift Hugo hier auf Neid und Geiz über, auf das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen, wie es auch Berthold nennt). Es läßt sich denken, daß bei diesem Kapitel die Geistlichkeit nicht geschont wird; seitdem die Welt den Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen Bischof mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie bedeckt ist. In den Klagen gegen den Pabst und die päbstliche Gewalt mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Gesinnung an alle die Männer, die seit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und schrieben. Er blickt auf die Widersetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg, der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böse Beispiel gegeben, an dem die Cardinäle die erste Schuld hätten, die den Pabststuhl drei Jahre leer gelassen. Nachdem Hugo so die Hoffart der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geistlichkeit nach weltlichem Besitze berührte, geht er auf das trotzige Aufstreben der Bauern über, belehrt sie und tröstet sie über den Ursprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich, spricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und

unadeligen Sitten, und von dem Armen, der zum Vogt geworden ist. Er geht zu der Hoffart der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligste von allen scheint, da sie nach Gottes Gabe streben und doch nicht demüthig nach Gottes Willen leben. Dies führt ihn auf die Geistlichen und auf ihre Hoffart, die sich in der Uebernahme von sieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unersättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Gesinnung gegen den Stand trotz der Verworfenheit der Einzelnen theilt er wieder mit Freidank. Die Klosterleute lassen alle Zucht schwinden, unzufrieden streben sie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Erwerbsucht untergraben alles Klosterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt sich unter die Kapuze und den Nonnenschleier. Hier ist auch die Stelle, wo er einem Klostergeistlichen eine Klage und Reue in den Mund legt, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er sich, als er noch im weltlichen Stande war, ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zusammenhang auf Geiz und Habgier über, und auf die verschwisterten Laster der Lüge und Untreue, die mit dem Bestreben nach Reichthnm allgemein wurden, wie nie vorher. Unter vielem Vagen und Unbestimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakterisirt, der die Tugend des Fastens übt, aber nicht um Gott zu ehren, sondern um Brod zu sparen; der frei ist von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des Maßes willen, der die Minne meidet, aber nicht um die Unkeuschheit zu meiden, sondern um nichts zu vergeuden. Mit dem unruhigen, gedankenvollen, rastlosen Streben nach Erwerb setzt Hugo das Vernachlässigen aller geistigen Beschäftigung und aller geistlichen Lectüre in Verbindung, und ebenso die Sauerkeit der Zeit, über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt, daß die großen Beispiele der Freundschaft unter Griechen und Juden dahin sind. Ehedem, sagt er, gingen einfältige Menschen dahin, wo sie ihre lieben Freunde fanden und umhalsten sie mit lachendem Munde und meinten das von Herzen, in süßer Treue einfältiglich, jetzt aber gebärden wir uns ernstiglich, daß einer den andern ansieht, als habe er ihm ein Leid gethan: und dies kommt von jener unmenschlichen Sauerkeit, die Hoffart und Habsucht zuwege bringen. Der Dichter geht dann auf Diebe und Räuber über, mit denen er den Raubadel so bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Bettelmönche. Zweierlei Diebe stehlen, sagt er, welche die Schande unter dem Mantel der Ehre bringen, das sind frommer Leute Kinder (Edle) und Pfaffen. Raub, Sengen und Brennen ist heute unser Brandopfer zum Himmel; ehedem ließen sich Heiden und

Juden oft von Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesminne litten die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeistert nur die Habsucht und großes Gut gilt für die beste Weisheit. Er zeigt, wie Richter und Schöffen nur der Habsucht dienen. Heftig, bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juristen und Judisten zu Felde, die das Recht krumm drehen, die Prozesse hinausziehen, bis Jemands Habe vom Roß zum Bettelstab kommt. Hoffart und Geiz haben zu seinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen Pabst an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo Alles feil ist, St. Peter selbst, zu dem man den St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder sei, wenn er nur gibt, so spricht man ihn heilig; und so viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären sie mit Silber statt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern sicher sein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, diesem Ungeld, dem Uebelsten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Lasterblech Un entstellt.

In einem dritten Theile behandelt unser Sittenprediger den Fraß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter Beredsamkeit Trunkenheit, Lüderlichkeit und Freßgier mit all ihrem Gefolge ekel und lächerlich zu machen. Wir haben fünf Sinne: der Seh-, Hör- und Riechsinn haben jeder zwei Organe, der Schmecksinn nur den Einen Mund und doch pflegen wir diesen mehr als jene alle zusammen. Juden und Heiden halten mehr Maß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Mensch läßt sich zu Unersättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und sich begnügt. Man führe den Ochsen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo sein Nest ist, aber nicht der trunkene Mensch. Er geht auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böses Beispiel, auf schlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuschheit über. In diesen Theilen hört dann die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zusammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter hier auf die früher behandelten Gegenstände zurück und entschuldigt sich darüber mehrmals. Noch knüpft er hier vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die selbst für uns kaum vortrefflicher zu sagen sind. In seiner Jugend, sagt er, merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn seine Gesellen zu ihm kamen und mit ihm sangen und sprangen, so meinte er Alles zu haben, wessen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern sehe. Manches Kind ist jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein listiger Fuchs; und wie soll das im Alter werden, was sich schon in der Jugend

alt macht? Will einer seine Freude auf das Alter sparen, so hat er seiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt. Ihm graue, wenn er kleine Kinder sehe, die weise Worte reden und ernsthaft sind. — So redet er auch hernach, wenn er auf Bosheit zu sprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in der Schule, die, wenn sie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren drei noch kein Ei gelten, schon des Meisters Meister sein wollten. — Doch, wir wollen diesen letzten Theilen des Werkes nicht weiter folgen, wo sich der Dichter vielfach in Abschweifungen, in christliche Mysterien, theologische Streitfragen, Erörterungen über Dichter, Vaterland und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und Lobpreisungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts mehr mit der allgemeinen Anlage des Werkes zu schaffen haben.

Die Achtung vor dem beschaulichen Leben, verbunden mit der gesunden Beherrschung aller practischen Verhältnisse des Lebens machte dies Buch der deutschen Nation werth, und setzt es in Eine Reihe mit jenen Dichtern, die früher unter dem Adel zum erstenmale die Begriffe der Humanität ausbreiten wollten und mit den Reformern des 15. und 16. Jahrhs. Wie lieb mußte dem Volke dieser Renner werden, als es noch keine Bibel und keinen Katechismus besaß, als es den Thomasin weniger verstand, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr seiner Gedanken und seiner Ansicht wie seiner Form fand! Denn wie gerne hat die Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt ist, etwas in der Hand, an dem sie das Gewissen regelt und übt! Wie außerordentlich mußten ferner die Wirkungen sein, mit denen solche Bücher wie dieses der Reformation vorarbeiteten! Aus Urzeiten hatten sich die Sprüche der Bibel unter die unmittelbarste Weisheit des Volks, unter die nationalen Sprichwörter gemischt; jetzt treten Prediger in der Kirche und im Buche auf, die die heiligen Schriften vollkommen beherrschen, und die, der höfischen Sprache der bisherigen Dichter entfremdet, im Volkston und in derber Verständlichkeit reden, und in dieser eindringlichen Manier in tausend beliebten, der Menge faßlichen Formen die ganze Weisheit der Bibel austrugen und das ganze Reich der Sitte nach ihrer Lehre gestalteten. Wie anders mußte da die Uebersetzung der Bibel in einer neubeseelten Sprache in Deutschland wirken, wo sie nichts Neues brachte, sondern nur das Längstbekannte mit ihren heiligem Ansehen festigte und bestärkte, wie anders hier, als in den romanischen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu lesen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unsere Poesie dieser Zeiten gegen die auswärtige ebenso in den tiefsten Schatten stellt, wie uns eben diese

Werke eines Thomasin und Hugo, die zum Ruin dieser Romandichtung das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den diese Zeiten der Auflösung aller politischen Bande und aller geistigen Bildung, durch die Festigung einer großen sittlichen Kraft mit der Emporhebung des Mittelstandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

Wenn der Renner und ähnliche satirisch-didactische Werke als Vorläufer der verständigen Weltansicht gelten müssen, welche im 15. Jahrh. den Stand der Religion, des Staates und der Gesellschaft ganz bei uns veränderten, so müssen wir dicht hierneben die mystische Theosophie des 14. Jahrhs. beachten, die den Samen einer neuen lebendigen Frömmigkeit ausstreute, der dann im 15. Jahrh. aufging, obgleich sie in ihren ersten Anfängen als eine Saat der Ketzerei angesehen ward und erstickt zu werden drohte. Auch an diese Richtung unserer religiösen Bildung schloß sich ein Zweig der Lehrdichtung an, die überall eine Anlehnung braucht. Wir konnten bisher beobachten, daß unsere Literatur sich überall da eine Stätte suchte, wo sich das Kaiserthum niederließ, so daß die politische Bedeutung und die poetische Blüte der einzelnen Theile von Deutschland immer Hand in Hand ging. Zur Zeit Heinrich's und Friedrich's I. wetteiferten Nord und Süd; in dem anarchischen Wechsel, der bald folgt, ist die Blüte allgemeiner und aufs äußerste getrieben; unter Heinrich VII. wendet sich die Literatur zu den Niederlanden hinüber, wie später unter Karl IV. nach Böhmen. Wenn die zweite Periode der Ritterromane, die wir vorher überblickten, die verfehlten Versuche, den Glanz der hohenstaufischen Zeit zu erneuern, etwa so darstellen, wie die Zeit und der Geist eines Heinrich VII. im politischen, so zeigt die mystische Dichtung und Theologie seit dem Anfang des 14. Jahrhs. auf die Bedeutung hin, die sich die Minoriten an dem Hofe Ludwig's IV. gegen ihren gemeinsamen Gegner Johann XXII. zu verschaffen wußten. Bekannt genug aber ist, wie gerade diese Mönche und gerade dieser Monarch mit unter den Ersten eine entschiedene Widersetzlichkeit gegen die Päbste begannen, die sich dann unter Fürsten und Volk fortpflanzte bis zur Reformation, wo Luther des berühmten Tauler Predigten mit so vieler Hochachtung las und empfahl. Mit Recht also erscheint diese Richtung der Theologie und theologischen Poesie mit an der Spitze, wo von den ersten Versuchen zur Religions- und Sittenverbesserung in Deutschland die Rede ist. Zwar im Anfange trat die neue Lehre der mystischen Religionsphilosophen als ein im reinsten Sinne des Worts speculatives System von christlichem Pantheismus auf, das für die Reinigung des sittlichen Le-

bens und des religiösen Wandels wenig zu versprechen schien. Allein weiterhin ward durch die kirchliche Verfolgung der kühnen Sätze dieser Erzväter unserer deutschen Speculation allerdings zwar der philosophische Kern ihrer Lehre ausgebrannt, mit ihm aber auch das, was sie in weiteren Kreisen practisch für immer unfruchtbar gelassen hätte. Die Predigten des Bruder Eckard, des großen Meisters dieser Schule, auf den die Straßburger Mystiker Joh. Tauler, Nicolaus[143]), Rulman Merswin (ein Bürger, Verfasser eines Buchs von den neun Felsen), der Costnitzer Heinrich Seuse († 1365), der Brabanter Joh. Ruysbroek[144]) († 1381) und Andere ihren gemeinsamen Ursprung zurückleiten, sind alle mehr für eine auserwählte Gesellschaft tiefsinniger Geister berechnet. So sind auch die kleinen werthvollen Stücke aus einem Kreise bisher ganz unbekannter Männer der Schule, die Pfeiffer unlängst mitgetheilt hat[145]) (von den Brüdern Arnold dem Rothen, Albrecht dem Lesemeister, Kraft von Boyberg, Franke von Köln, von Bischof Albrecht, dem Geißeler, H. von Egwint, dem von Kronenberg und von Joh. von Sterngasse) meistentheils Reden, die sich um eigentliche Streitfragen der Schule drehen. Die Tauler'schen Predigten dagegen, sein Buch von der Nachfolge Christi, so wie das von Luther hervorgesuchte, jetzt neu herausgegebene Büchlein „deutscher Theologie“[146]) von einem Priester des Deutschherrnhauses in Frankfurt, sind schon weit mehr einem größern Kreise gerecht und nehmen den Rückzug aus dem gefährlichen abstracten Systeme auf die practische Anweisung zum christlichen Wandel. Auf diesem Wege ward weiterhin das berühmte Buch von Thomas a Kempis der Schlußstein dieses Gebäudes. Wenn auch selbst dann, in der practischeren Gestalt der mystischen Doctrinen, jene Lehre von der Abgezogenheit der Seele und dem Preisgeben des Aeußerlichen und alles Sinnlichen wenig zu einem fruchtbaren Einwirken auf die Sittenzustände geeignet scheinen sollte, so lag doch aber in dieser Richtung und in der äußersten Folgerichtigkeit, mit der sie betrieben wurde, die Abwendung von der unfruchtbaren Gelehrsamkeit der Scholastiker, die Reinigung und Läuterung der Glaubenslehre von ungefügen und wunderlichen Sätzen. Auf diesem gesäuberten Gebiete nisteten sich dann zwar die Vorstellungen einer an Ausschweifungen

143) Einige Predigten von ihnen in Pfeiffer's deutschen Mystikern 1. Bd.

144) Einen Hermann von Schildiz nennt Hermann von Fritzlar auch als einen neueren Meister 1, 197.

145) Haupt's Zeitschr. 8, 209 und 422.

146) Ausg. von Pfeiffer. Stuttgart 1851.

gewöhnten Phantasie ein, die aber doch eine Wärme des Herzens hervorriefen, unter deren Einfluß die Reinigung der Seele eher zu erzielen war als unter dem Froste der Grübeleien über die Geburt Christi. Die Reden unserer Theosophen mochten zwar dem Volke unbegreiflich genug vorkommen, aber sie sprachen doch zu ihm in seiner Sprache und mit der Stimme des Herzens eben so oft, als mit Begriffsdeductionen. Sie wiesen zu einer Einfalt des Lebens zurück, die die Vielen weder begreifen hätten können noch wollen, wohl aber begriff man, was sie von der Einfachheit des patriarchalischen Lebens der ersten Christen predigten, jene Franziscaner des 13. Jahrhs. sowohl wie diese Dominicaner des 14ten. Und die Anwendung, die sie davon auf den anstößigen Prunk der Geistlichkeit machten, war am wenigsten dunkel und am wenigsten verloren. Wir haben bisher unter Geistlichen, Adel und Bürgern starke Stimmen gehört gegen Pabstthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden. Jetzt aber treten ganze Mönchsorden hervor, die Geistlichkeit selbst fing an, sich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten sich zu sehr zu den höheren Klassen gewendet, die sich bei dem Uebelstande im Vortheil befanden; allein die Mönche standen dem Volke nahe, lehnten sich auf dieses, lehrten es in seiner Sprache, in Prosa, in Predigt eine praktische Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, sammt ihrer Weisheit und Poesie den Rücken. Wenn für die Religion und Volksmoral die endliche Frucht dieser neuen Regungen eine völlige Rückkehr zu einer gesunden einfachen Lehre war, die von Standesbegriffen und gelehrten Spitzfindigkeiten zur derben Ansicht des Volkes zurückbrachte, so führte die Poesie auf demselben Wege von der Ritterpoesie auf die Volksdichtung über, so wenig das aus den anfänglichen Erscheinungen zu erwarten stand.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der ritterlichen Bildung eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Theil tritt allmählig in den Vordergrund, und schiebt mit der politischen Geltung der vornehmen Klassen, der Geistlichkeit und des Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung bei Seite. In jeder Revolutionszeit sucht der fanatische Eifer von einem unerträglich gewordenen Uebermaße verwickelter Verhältnisse auf einen einfachen Stand der Dinge zurückzuführen. Nie ist dies mit mehr Eifer, nie aber auch für einen so theuren Gegenstand geschehen, als in den Bewegungen, die die Reformation vorbereiteten und durchsetzten. Einerlei Drang, der aus dem Bestehenden hinwegwies auf einen besseren Zustand, rief die Secten der Waldenser

und anderer Ketzer, rief die Orden der Mönche und verschiedene Lehrmeinungen der Theologen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des ursprünglichen Christenthums zurückholen; die seltsamsten Erscheinungen in der geistlichen Welt weisen auf jene Zeit und ihre Eigenthümlichkeiten carricaturartig zurück. Im heiligen Franziscus stand ein cynischer Christus auf; wie dieser im alten Testament, so war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes vorbedeutet. Er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, und am Ende des 14. Jahrhs. schrieb Bartholomäus Albizzi sein Buch von den Aehnlichkeiten zwischen Franziscus und Christus, und bewies, daß sich jener diesem vollkommen gleich gemacht und ihn in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn später eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, die das Buch den Barfüßer Eulenspiegel nannten. Fand Christus an diesem seinen Vertreter, so fand ihn Johannes an dem Abte Joachim von Flora oder wer sonst der Verfasser des sogenannten ewigen Evangeliums ist; und dieser Prophet wirkte mit seinen Weissagungen so auf das 15. Jahrh. fort, wie Franziscus mit seinen Wundern aufs 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armut die Königin der Tugenden sei und der vornehmste Weg zum Himmel; und seine Apostel predigten das Leben der Märtyrer und ersten Glaubenshelden, als die Geistlichen mit dem Adel um die Wette das Räuberhandwerk trieben. Der letzte Grund ihrer Ermahnungen war jener Spruch des Erlösers, daß man von zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streich auf Einen Backen, den andern zum zweiten hinreichen solle. Und dies predigte man, als sich gerade die Stände theilten und haßten, Mißgunst, Neid und Erwerbsucht allen Eigennutz steigerte und alle Sicherheit der Person und des Besitzes aufzuhören anfing. Die Gelehrsamkeit der Geistlichen, der Besitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchalischen Urzeit verschmäht. Doch zeigte sich schon bei Lebzeiten des Stifters dieses strengsten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrsamkeit zu verbannen, noch diese Armut zu üben in solchen Zeiten leicht möglich war. Namentlich in Deutschland waren die üppigsten Auswüchse dieser Lehre nicht zu finden, wo schon im 13. Jahrh. Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verspottete, sondern sogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzerischer Satzung nennt; und wo im 14. Jahrh. um Ludwig IV. jene gelehrten Minoriten sich sammelten, deren Schriften dem päbstlichen Ansehen so gefährlich wurden. Fortwährend waren ja auch die Kämpfe der mildern Partei der Franciscaner mit der strengern, den Spiritualen, die auf dem völligen

Wegwenden von der äußern Welt bestanden, im Gange. Im 14. Jahrh. erhielten die letzteren wieder einen bedeutenden Anhang; Einzelne der oben genannten Meister bestehen auf der Befolgung des Geheißes Christi, alle Habe wegzugeben und ihm arm zu folgen; im Hermann von Fritzlar wird aufs neue verlangt, der Mensch solle kein Eigenthum besitzen, es sei denn jedem anderen ebenso bereit, wie ihm selbst; er solle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf; er solle kein Gut fordern, weder vor geistlichen noch weltlichen Gerichten; er solle sein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten u. s. w.[147]). In einem Manne wie Kaiser Ludwig schien sich dieser Kampf abzuspiegeln, denn für sein Schwanken zwischen Demuth und Widersetzlichkeit gegen die Kirche, für seine Bereitwilligkeit, jetzt die irdische Krone der himmlischen, jetzt diese jener zu opfern, wird Mannert schwerlich den gewünschten Aufschluß in archivalischen Nachrichten finden, sondern nur in dem ganzen Geiste der Zeit. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung auch schon im Renner sich zeigen, so würde doch Hugo diese Schwärmereien der Mystiker nicht gebilligt, er würde vielmehr wie sein Vorbild, Hugo von St. Victor, auf die Gottesliebe dieser Verzückten schief geblickt haben, vor deren geistlicher Hoffart einzelne Verständige und Nüchterne schon damals warnten.

Es verarge uns Niemand, wenn wir von diesen Männern und ihren Lehren mit einiger Geringschätzung reden, und Niemand lege es für Einseitigkeit aus. Wenn man die Theosophen jener Zeiten den scholastischen Spitzfindigkeiten, ihr gottseliges Bestreben und ihren ascetischen Wandel der Streitfertigkeit der Aristoteliker, den phantasievollen Schwung ihrer Schriften und ihrer mühseligen Frömmigkeit der kalten und unfruchtbaren Methode der gelehrten Theologen gegenüber sieht, so wird sich jeder gerne auf ihre Seite stellen, da sie der practischen Religiosität viel näher standen, da ihre Lehren, die von aller nutzlosen Werkheiligkeit zurückriefen, doch das Herz berührten, während die lächerlichen Untersuchungen über die Gründe der Menschwerdung Gottes nur den dürrsten Verstand beschäftigten, und da große und wahre Frömmigkeit, auch wenn man die Selbsttäuschung abstreift, immer zurückbleibt. Ja, wenn man einen Blick wirft auf den Zustand der äußern Welt, die Ausartung des Clerus, den Aberglauben, die trostlose Versumpfung aller größeren Verhältnisse des Staates, und im Kleinen auf den herrschenden Raub, Mord und Eigennutz, ohne daß Eine große Seite in der Geschichte entschädigte, ohne daß Eine Freude

147) Pfeiffer's Mystiker 1, 192.

des Lebens übrig geblieben wäre; wenn man sich der Seuchen, der Erdbeben, der Heuschreckenzüge, der Hungersnöthe erinnert, mit denen der Himmel durch das 14. Jahrh. die Menschheit heimsuchte[148]), wer wird da den Schritt von dieser unerfreulichen äußeren Welt weg auf das Innere und das Leben der Seele nicht begreiflich und verzeihlich finden, wo man im unmittelbaren Verkehr mit dem Guten und Schönen verharren konnte; wer wird nicht selbst die Kraft gern anerkennen, mit der ein Ruysbroek, ein Tauler, von aller Halbheit entfernt, dieser Welt den Rücken kehrten, mit der ein Thomas a Kempis sehr bezeichnend im Beten, Fasten und Wachen selbst eine größere Thätigkeit erblickt als im Handeln in der äußern Welt. Allein im Ueberspringen von einem Aeußersten zum Anderen liegt nie etwas Großes: und zu lange haben wir uns in der neuern Zeit hinreißen lassen von einem Rest jener Freude am Selbstquälen, an Zerrissenheit und Seelenkampf, von einem Stolz auf die nur scheinbare Kraft, die in jeder extremen Ansicht und Handlungsweise liegt, und unsere Jugend brütet immer noch lieber im Halbdunkel halbverstandener Grillen von innerem Unglück und Jammer, als daß sie nach Maß und Ordnung für ihre verwirrten Seelenzustände suchte. Der Rückfall von Einem Zuviel in das andere ist dann jedesmal unausbleiblich. Das ward auch damals deutlich: denn wer sollte es glauben, daß Anhänger der mystischen Schule, die im 14. Jahrh. die Schmach des Backenstreichs lieber zweimal tragen als einmal rächen wollten, im Anfang des 15ten die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords auf Kirchenversammlungen öffentlich vertheidigten, oder wer sollte meinen, daß diese Menschen so voll heiliger Gottesliebe von so häßlichem Menschenhasse glühen konnten, mit dem sie andere geistliche Orden, abweichende Zweige ihres eigenen, Ketzer und Juden verfolgten! Wie sollten sie aber andere Menschen schonen, die sich selber nicht schonten! Denn nur mit einer anderen Art Donquixotterie wollten sie, wie die Ritter um ihrer Frauen, so diese um ihres Gottes willen gerne Schlaf und Speise und Trank aufgeben, jede Stimme der Natur um der störungslosen Andacht willen unterdrücken. Wie dort in der Qual des Dienstes, im Gehorsam und Entbehren ein Verdienst gesucht ward, so hier im Opfer des Willens und des Begehrens, in Selbsterniedrigung und Flucht des geselligen Verkehrs. Zum Verwiesenen von der Erde soll man sich machen und in der Mönchstracht des Abgeschiedenen von der Welt den Menschen wie ein Narr erscheinen; erheben soll man sich in

148) Vgl. Joh. Tauler, von C. Schmidt. 1841. p. 55 ff.

die Dinge, „die über aller Wandlung schweben, die die Zeit nicht berühren kann;“ ein geistlich schauendes Leben soll in uns geweckt werden, das ein sterbendes Leben, ein lebendes Sterben sei, das uns befähigt, uns von allem Sichtbaren frei zu machen, in eine Ledigkeit und Müßigkeit die Seele zu versetzen, in der wir mit Gott zusammenfallen, in göttlicher Natur um Gottes Willen sterben können, wie er in menschlicher Natur für uns gestorben ist. Der Körper soll abgetödtet werden, man nimmt zum Zwecke des Lebens den Tod, man verzückt den wachen Geist in Träume, und reißt den rührigen Körper zum Schlafe, um auch schon bei Lebzeit die kothige Wand des Leibes umzuwerfen, die uns allein hindert, schon hier den seligen Zustand der Engel zu erreichen. Jede Thatkraft und Lebenslust wird hier vernichtet, jeder gerade Gedanke überspannt, jede Empfindung überreizt, die Einbildung mit Bildern überladen, die Seele aufgeregt in üppigen Vorstellungen von einer beseligenden Hochzeit mit Gott, mit dem geistlichen Bräutigam. Alle Strenge eines heiligen Bernhard oder Augustin gegen das weltliche Gelüste kehrte wieder, von denen der Eine sagte, hätte je Maria nach einem ihrer Schuhe gesehen, wie er ihr stehe, so wäre sie nicht Gottes Mutter geworden, und der andere beichtete und bereuete, daß er über die Beobachtung eines von Hunden verfolgten Hasen die Zeit verloren habe; die Werke des Einen wie des Anderen sind auch neben Bonaventura Hauptquelle der mystischen Weisheit des 13. und 14. Jahrhs. geworden. Wie soll man dergleichen in einer Zeit hervorheben, die marklos und thatenlos ohnehin genug ist, und so viele Neigung zur Rückkehr in dieses Unheil verrathen hat!

Den großen Zweck, den die mystische Theologie von ihrer moralischen Seite hatte, die Herstellung unverwickelter Verhältnisse und einfacher Grundlagen zu dem Fortbau eines neugeschaffenen geistigen Lebens, hat sie in jenen Zeiten erreicht, diese historische Anerkennung muß ihr sicher bleiben; aber ihrem Herüberwirken in eine Zeit, die unter ganz anderen Bedingungen steht, die einen Reichthum des geistigen Lebens nicht entbehren kann und ihn noch lange nicht so weit gesteigert hat, daß ein Rückschlag dagegen nöthig wäre oder Erfolg hoffen könnte, ihren Einflüssen auf unsere Zustände, wo sie nur traurige Irrungen anrichten kann, muß man sich widersetzen. Anders verhält es sich vielleicht mit der Betrachtung des ursprünglichen Stammes, jenes rein speculativen Systems, an dessen Zweige sich jene ascetische Moral als zeitgemäße Frucht ansetzte. An sich betrachtet, gibt dieses System die reine Befriedigung eines philosophischen Kunstwerks, die Freude, die jedes streng in sich

zusammenhängende Ganze macht; es hat historisch die Bedeutung, daß es den Grund aller unserer transcendentalen Wissenschaft bildet und die wunderbare Anlage unserer Sprache für Abstraction und Speculation gleich mit dem Beginnen in einer merkwürdigen Fülle und Tiefe aufschließt; verpflanzt auf unsern Boden (wie denn die Ueberwirkung dieser Philosophie auf den Spinozismus und Hegelianismus augenscheinlich ist) würde dieses Gewächs, unter anderem Himmel und auf anderem Grunde gepflegt, ohnehin ganz andere Früchte tragen, als es in jenen Jahrhunderten getragen hat. Auf die Grundlage der ganzen mystischen Religionsphilosophie in Deutschland ist neuerdings philosophischerseits (von Hegel selbst) und theologischerseits [149]), angreifend und vertheidigend, wieder hingewiesen worden: auf die Schriften des Dominikaners Heinrich Eckard († vor 1329). Er war in heidnischer und christlicher Philosophie gebildet, erst Schüler, dann Lehrer in Paris, seit 1304 Provinzial seines Ordens in Sachsen, dann Generalvicar in Böhmen, später wahrscheinlich in Straßburg mit den Begharden in Verbindung gekommen; nachher lehrte er in Köln seine Neuerungen, wo der Hauptsitz der Brüder des freien Geistes war, mit deren Lehren wie mit denen der Begharden die Eckard'schen Verwandtschaft haben, und neben denen sie von der Kirche verdammt wurden. Die äußersten Spitzen dieser Lehren brauchen wir nur anzudeuten, um zunächst nur für unsere Zwecke klar zu machen, daß diese neue Philosophie auf die deutsche Dichtung nicht einmal so viel herüberwirken konnte, wie die scholastische Theologie auf die gnomischen Dichter, oder wie die geschichtliche Ueberlieferung auf die historische Poesie; und dies darum, weil jener Meister der Speculation das Gebiet der Philosophie scharf umzeichnete und keine Mischung der Grenzen gestattete. Wir geben aus den reinern Quellen [150]) nur die obersten und letzten Sätze, auf welche dieses strenge System praktischer und theoretischer Abgezogenheit hinausläuft, möglichst in den eigenen Ausdrücken des Lehrers selbst.

Aller Dinge letztes Ende ist die verborgene Finsterniß der Gottheit, da Gott sich selber unbekannt und unbewußt ist; Gottheit und Gott ist verschieden, wie Nichtwirken und Wirken; das Wirken der Gottheit, das Wesen Gottes, Gott selbst, tritt mit dem Bekennen (Erkennen) seiner selbst

149) C. Schmidt in den Theol. Studien und Kritiken. 1839. 2.

150) Nicht aus den Reden, die im Anhange der Baseler Ausgaben der Tauler'schen Predigten gedruckt sind, sondern aus zwei Handschriften, wovon die Eine verloren geglaubt war, und deren abschriftliche Mittheilung ich Herrn Pfeiffer danke, der sie in dem zweiten Bande seiner Mystiker dem Druck übergeben wird.

ein, denn sein Erkennen ist sein Wirken; sein Erkennen und sein Wirken ist sein Wesen; er ist blos Wesen, das einzige Wesen, das da ist; alle Eigenschaft abgezogen und abgeschieden und abgeschüttet, daß nichts bleibt, als ein einziges Ist, das ist die Bezeichnung Gottes; in diesem Ist, diesem Wesen, sind alle Wesen, alle Kreaturen inbegriffen. Mit dem Eintritt des Selbstbewußtseins in die Gottheit, des Lichts in die Finsterniß, der Offenbarung Gottes in sich selbst, ist der ewige Ausfluß aller Dinge aus Gott gegeben, der in sich selbst verfließt; in diesem ewigen Ausflusse bleiben die Dinge ohne Maße (Erscheinung); der ewige Ausfluß ist bloße Offenbarung Gottes in sich selbst; alle Kreatur fließt darin aus, ohne sich selber, da ist sie Gott mit Gott. Alle Dinge sind nicht von sich selber, sondern sie sind gewirkt von einer Sache (causa), die ihr selbes selber ist, das ist der Vater; und aller Dinge Abbild ist der Sohn. Des Vaters Anblick seiner eigenen Natur, der Widerblick seiner Natur, das ist sein Sohn; vor aller Schöpfung hat der Sohn vor dem Vater, der Vater vor dem Sohn gespielt in einer schwebenden Stille; beider Spiel mit einander, ist der heilige Geist, an dem sie beide spielen und er mit beiden; das Spiel ist dasselbe, was es ist, woran sie spielen: ihr Spielen und der Gegenstand ihres Spieles ist Eins; ihr gegenseitiges Lieben ist Eins mit dem Gegenstand der Liebe, so ist das Wesen, das sein selbes Wesen ist, in sich selbst verschlossen, und Eigenschaft in Wesen aufgelöst. Hätte der Bildner aller Dinge in dem Vater nicht ewig geschwebt, so hätte der Vater nichts wirken können, darum mußten mehrere Personen sein als Eine; denn an dem ewigen Ausflusse ist der Sohn von dem Vater ausgeflossen in alle Dinge, mit ihm, und nicht allein; der ewige Ausfluß ist die Ursache aller Dinge in der Ewigkeit. Von ihm verschieden aber ist der Ausfluß in der Zeit, da die Dinge geschaffen sind aus Nichts, da sind sie nicht mehr Gott in Gott, sondern Kreatur, nicht mehr ohne sich selbst und ohne Maßen, sondern mit Maßen, zu Form und Erscheinung gekommen. Die Welt ist nicht ewig gewesen in dieser zeitlichen Erscheinung, sondern nur ewig in Gott; ursprünglich sind die Dinge nichts an sich selbst, sondern Gott in Gott, und darum streben sie hinauf zu ihm und er fließt in Alles aus, besonders aber in die menschliche Seele. Denn dies sind die drei großen Schöpfungen, da Gott das Werde sprach: in der Ewigkeit, in der drei Personen Einung in göttlicher Natur; in der Zeit, in der Einung göttlicher und menschlicher Natur in Einer Person, und in der Ewigkeit und Zeit, in der Einung der Seele mit Gott, die ist besser und höher, als wenn ein Mensch alle Werke thäte, die alle Kreatur thut. In dieser Einung war Adam vor

dem Falle, da hatte er alle Kreatur an seiner obersten Kraft, wie der Magnet seine Kraft gießt in die Nadel und mit einer viele andere an sich zieht; als er aber seine oberste Kraft von Gott schied, da fiel er mit allen seinen Kräften und mit aller Kreatur. Nun strebte aber diese, einen Menschen zu schaffen, der wieder in die Einung käme, in der Adam war, der alle Kreatur zu der Einung erhöbe, in der sie mit der menschlichen Natur war, und die menschliche zu der, in welcher sie mit Gott war. Das ward vollbracht an Christus, da er sprach, ich will alle Dinge an mich ziehen. In ihm stund Alles in einer geordneten Einung mit der obersten Kraft; und so geschieht es dem Menschen, der sich mit Christus vereint, in ihm werden alle mannichfaltige Dinge gesammelt; da wird man ein Gott; alle Kreatur ist ein Mensch, und der Mensch ist Gott an Christus Person. Darum ist Christus Mensch geworden, daß der Mensch Eins werde mit ihm; die Seele soll sich mit Gott vereinigen, und daß dies desto sicherer geschehe, soll sie ledig aller Dinge, aller Kreatur überdrüssig werden, das Weltliche ertödten und nur den Geist Gottes in sich leben lassen, und daß auch dieser desto freier wirke, soll sie Gott selbst ihren freien Willen anheim geben; sie soll sich der Sinne begeben und der niedern Seelenkräfte und ihrer Werke, daß allein die oberste Kraft der Vernunft wirke mit Gott, oder vielmehr ihn wirken lasse ohne Hinderniß. So wirkt er seine Göttlichkeit an ihr und wieder sie an sich, das ist das Wesen der Vollkommenheit. Die Seele hat keinen heimlicheren Zugang zu Gott, als mit Nichts zu Nichts, darum soll sie sich sinnlicher Dinge ermüßigen, denn ein einziger Anblick der Blosheit, die Gott ist, reiniget mehr die Seele als alle Werke der Christenheit. Darum liegt auch der Kern des ewigen Lebens mehr im Verständniß, als in der Liebe, denn die Vernunft geht gerade auf zu Gott, die Liebe aber kehrt sich zu dem was sie liebt, und nimmt davon was gut ist; Verständniß nimmt das, wovon es gut ist; Honig ist das süßeste, die Liebe nimmt Gott insofern er süß ist, aber Verständniß insofern er Wesen ist. Darum, wie lauter und unschuldig die Werke sind, die da vollbracht werden in dem Lichte der Seele, so sind die noch unschuldiger, die da innen bleiben und in dem Geist, und nicht herauskommen. Da nähert sich die Seele ihrem Zustande nach dem Tode, wo sie in die Gottheit geworfen wird, ihre Individualität (ihr Icht) verliert, im Antlitz Gottes begraben; da sie aller Kreatur unbekannt, ihr aber alle Kreatur bekannt wird. — Man erkennt aus diesen letzten Sätzen, wie wenig diese Lehre auf den praktischen Wandel unmittelbar überwirken konnte, und eben so sehr aus dem Ganzen, wie wenig Verbindung mit Dichtung und Einbildungskraft sie

zuläßt. Der Meister, der seine Weisheit von Gott begehrt, und alle Offenbarungen seines Geistes übernatürlich von der Gnade empfängt, verschmäht mit seinem Lehrer Augustinus die empirische Erkenntniß, die Bilder aufnimmt wie das Auge; und die geistigere, die von sinnlichen Dingen Bilder nimmt; er verschmäht es also, die Thatsachen der Bibel einfältig zu nehmen, wie sie sind, und verschmäht, sich bei der Lehre und bildlichem Sinn der Gleichnisse zu begnügen; er sucht nur die Erkenntniß der Engel, die erkennt ohne Bild und Gleichniß, wie es inwendig ist in dem Geiste. Seine Predigten sind daher schon von denen seines Schülers Tauler verschieden, und noch weit mehr von denen der David und Berthold; sie sind Schulreden voller Anführungen aus Heiden und Christen, voller Erörterungen von Schulfragen und voll von friedlicher Polemik [151]).

Das sinnliche Element, das zur Kunst unentbehrlich ist, entschwand den Dichtern, die sich in Deutschland an Stoffen dieser Art versuchten, noch mehr als unseren Spruchdichtern, die wir vorhin kennen gelernt haben. Wir wandten aber auch wenig Sorgfalt auf diese Gattungen an, die der Poesie überhaupt fern liegen. Dante hat in dieser Gattung eine dichterische Größe bewiesen, die eines bessern Gegenstandes werth war. Was sich in Deutschland Aehnliches zeigte, steht hinter ihm so weit zurück, blieb so roh und fiel so entschieden in Prosa herab, wie die Ritterromane dieser spätern Jahrhunderte gegen Ariost, oder wie die englischen und deutschen Mysterien gegen Calderon's Autos. Wenige Stücke solcher mystischer Poesie besitzen wir in der Literatur des 14. Jahrhs., die sich zu dem Renner ganz so verhalten, wie unsere theosophischen Prediger zu dem Volkslehrer Berthold. Wir haben Dichtungen des verwandten Geistes schon im 12. Jahrh. in Oesterreich gefunden. Aber auch die Zwischenzeit von da bis zum 14. Jahrh. war keineswegs von geistlichen Dichtungen, in denen jene eigne Verbindung von Abstraction

---

151) Das Fragment einer polemischen Predigt dieser Art ist auch das Stück, dem Docen in den Miscellaneen 1,140 den Titel: „Von der wirklichen und möglichen Vernunft“ gegeben hat, und das mit diesem unpassenden Titel in lit. Handbücher eingetragen ist. Es ist gegen Eckard gerichtet und kann in einigen dienen, das gleich zu analysirende Gedicht von den sieben Graden zu erläutern. Sehr interessant sind auch bei dem Geißeler und dem von Sterngasse (s. o.) die Erörterungen der Frage, ob die Seligkeit mehr an den Werken des Willens oder der Vernunft liege, an Gottlieben oder Gottschauen, die der erstere zu Gunsten des Gottschauens entscheidet, während der Andere über den Gottesminner und den Gottesschauer noch den „Läuterer“ stellt, der sich durch Abgeschiedenheit und Lauterkeit des Herzens Gotte gleicht und ebenmäßig macht.

und Sinnbildnerei wie bei den Mystikern herrscht, ganz entblößt. Wir wollen Ein größeres Gedicht, der Sünden Widerstreit, oder wie es (nach V. 3424 der Gießener Hs.) der Dichter nach seinem rechten Namen genannt wissen will: „des lieben Christus Büchlein" benutzen, um dies zu belegen. Es ist urspünglich in mitteldeutscher Mundart geschrieben; die älteste und vollständigste Handschrift[152]), in der es etwa 3500 Verse hat, ist von 1278; die Entstehung des Gedichtes selbst kann nicht viel älter sein. Es fällt also vor den Renner und die mystischen Dichtungen des 14. Jahrhs. und bietet zu dem praktischen, auf die Lage der Zeit unmittelbar bezogenen Lehrgedichte des Volksmannes Hugo und den abgezogenen Schriften der weltentzogenen Mystiker einen doppelten, anziehenden Gegensatz. Der Anstrich des Gedichtes, dessen Verfasser gänzlich im Hintergrunde bleibt, ist weder volksthümlich noch streng geistlich. Man möchte sagen, es sei aus den Vorstellungen eines Ordensritters hervorgegangen, einer Klasse, die sich gerade in jenen Zeiten der Dichtung fleißig annahm, wie wir aus Hugo von Langenstein, dem Bruder Philipp und dem Hochmeister des deutschen Ordens Herzog Luderus von Braunschweig (1331—35) wissen, der eine Legende von St. Barbara dichtete. Unser Gedicht nun ist nicht in dem Systeme der Mystiker gedacht, aber viel in ihrem Geiste. Es lehrt nicht wie sie das Dahingeben alles Aeußerlichen, denn Gottes Gnade liegt, nach dem Dichter, in allem Geschaffenen, das man lieben darf und soll, nur daß man Gut und Ehre zu Gottes Lobe brauche. Dagegen liegt die Lehre der Mystiker, daß der Grund alles Bösen im Menschen die Selbstliebe sei, nach der er sein eigen, um seiner selbst willen sein wollte, der ganzen Darstellung des Gedichtes unter. Die Aufopferung des Willens (der Eigenliebe und Selbstsucht) reinigt nach dem Dichter das Herz so, daß es sich mit Gott vereint; geben wir uns Gott dahin, leben wir nicht mehr uns selbst, so kann Christus in uns leben; wer sich so an Christus verliert, der wird „von diesem süßen Nichte erst zu Ichte," und gibt ein armes Leben um einen reichen Kauf. Gäbe Jeder so Leib und Seele der Liebe zu Gott hin, so könnte die Welt ein einziger Liebesorden werden, die jetzt der Sünde Orden ist, die alle Reiche mit ihren Rotten überzogen hat. Die Schaar ihrer Knechte, der Untugenden, wird gemustert, alles Einzelne ist sinnvoll auf jenen Grundgedanken zurückbezogen. Die Seele der ganzen Heeresmacht der Sünde ist die unrechte Liebe (Selbstliebe); sie hat mit der Hoffart den Lucifer, mit dem

152) Die Gießener N. 3518. Ich benutze die Heidelberger N. 367. Fol. 266.

Ungehorsam Adam und Eva, mit Zorn, Haß und Neid den Kain gestürzt, mit Falschheit und Untreue die Welt überzogen, und mit der Gierigkeit, die in Klöster und Klausen, in allerhand Leben, in begebenes und unbegebenes gedrungen ist. Nachdem Kundschaft und Weisheit, die Wartmannen, die Quelle der Macht der Sünde, ihre List, Waffen, Hinterhalt aufgedeckt, soll nun die Ritterschaft der Gotteskämpen, in der arm und reich, Dienstmann und Freier, Mann und Weib dienen kann, jener Kunde entsprechend ihren Rath bei der rechten Liebe (zu Gott) suchen, zu Hauptleuten Beichte und Reue nehmen, von dem Führer, der Liebe selbst, den Streit lernen wie man die Sünden niederreitet, Alles nach der Sitte wie Christus selber gestritten hat. Dann unterhalten sich Sünde und Satan über ihre Niederlage, und trösten sich, daß unrechte Liebe sich bald erholen und ihr Spiel erneuern wird. In diesem Theile und in dem letzten, wo der Dichter zur Ermahnung zurückkehrt, ist sehr viele Wiederholung, wie die Breite überhaupt des Gedichtes größter Schaden ist.

Wir haben noch andere, zum Theile ältere, kleinere, poetische und prosaische Stücke, die den Geist und Geschmack der mystischen Richtung in jener Zwischenzeit fortsetzen. Aus einer Gießener Handschrift des 13. Jahrhs. ist ein roh gereimtes Gespräch zwischen Christus und der minnenden Seele gedruckt erschienen[153]); es ist im Druck wie in der Handschrift verbunden mit mehreren ganz verschiedenartigen Prosastücken, worunter in „Salomo's Haus“ ganz in der Art, wie wir es schon in jenen österreichischen Dichtungen fanden, der Bau Salomo's und seine Bestandtheile in gezwungenen geistigen Deutungen ausgelegt wird, noch ohne den systematischen Geist der Minoriten des 14. Jahrhs. Daran reihen sich zwei Prosen „von der Menschwerdung Gottes“ und „von den sieben Staffeln des Gebetes“[154]), die gleichfalls älter sind als die Dichter und Prediger jener Schule, und wovon die letztere von verwandtem Inhalte ist mit einem diesen Zeiten (des beginnenden 14. Jahrhs.) schon angehörigen Gedichte von den sieben Graden. Derselbe Mann nämlich, der die Abhandlung über das Abendmahl prosaisch schrieb, die in einer der letzten Noten erwähnt ward (er nennt sich einen Mönch von Heilsbronn und schreibt in mitteldeutscher Mundart) und der an der

153) In Adrian's Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Druckwerken. p. 452. Darin auch p. 456. der „wunnepaum der minnenden sel,“ ein werthloseres Stück des 14. Jahrhs.

154) In Pfeiffer's Mystikern 1, 398 ff.

poetischen Behandlung dieser heiligen Gegenstände Anstand nahm, hat doch einige Stücke gereimt und zwar mit nicht geringerer Fertigkeit, als er in seiner Prosa gezeigt hat. Das erste ist das Buch der sieben Grade[155]), das dem Inhalte nach verwandt ist mit den fünf Graden der Liebe, die Dionysius aufstellt, der Form nach an Vieles bei Dante, bei St. Bernhard, Bonaventura und Aehnlichen erinnert. Der Dichter unternimmt sein Werk, obgleich er nichts von heiligen Dingen zu wissen gesteht, hofft aber, daß Gott, der wohl einen Stummen sprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit lehren könne. Ezechiel, ist sein Text, sah in einem Gesichte einen Tempel, zu dem ein Thor mit sieben Stufen führte. Der Tempel bedeutet das Himmelreich, die sieben Stufen siebenerlei Gebete, in denen die reine Seele stufenmäßig hinauf in das Himmelreich geht. Die erste Stufe ist das Gebet, das von trockenem Herzen geht, zerstreute, andachtslose Worte. Die zweite ist Reue und Buße, Wachen und Beten, Peinigung und Kasteiung: auf dieser Stufe stand Magdalena. Auf der dritten Stufe lodert in dem Menschen eine neue Minne auf, welche die Furcht austreibt; die Missethat schmilzt, Vertrauen und Hoffnung beleben sich, und Liebe zu Gott, die dem Menschen jedoch mehr zu schaffen gibt, als die Furcht vorher. Der vierte Grad gebiert die Gnade, wenn im Gebet die Seele mit Gottes Liebe übergossen wird, so daß die äußeren Sinne erstarren und die reine Seele in süßem Harren brennt, bis sie in diesem Feuer eine neue Glut gewinnt, kraft der das Herz nun unseres Herrn selbst begehrt. Noch aber zeigt sich der Herr zornig gegen seine Traute, als ob er ihre Begier verschmähe, die doch er nur mittheilt, und lange läßt er sie schmachten, um sie mehr zu locken und zu reizen. Im fünften Grade wird die stete Andacht zur natürlichen Gewohnheit und wäscht jede kleine Schuld ab; Gott scheint jetzt unter allen Kreaturen allein auf diese Seele sein Auge gerichtet zu haben. Die Andacht tobt in ihr nun so, daß alle äußern Sinne ersterben. Die Sünden werden nun von Gottes Barmherzigkeit bedeckt, ja sie kommen der Seele zu Gute. Sie bildet sich nun nach Gottes Bild, dem sie zuvor durch Sünde ungleich geworden, sie schmilzt wie Wachs, und wie dieses das Siegel, so nimmt sie rein Gottes Bild in sich auf. Wie in diesem Grade zwischen Gott und Seele Gleichung ward durch ihre Blicke, so wird im sechsten Grade Einigung zwischen ihnen, wie zwischen Gott, Vater und Sohn, nur daß diese Einigung eine natürliche und ewige ist, jene aber von der Gnade bewirkt. Die

155) Cod. Pal. N. 417. f. 63.

Seele ist hier in dem Zustande, wo sie nichts anders will und thut, als was Gott thut und will, wo sie die Liebe empfindet, die Christ empfand als er Mensch ward, damit wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dies ist der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde stehen. Das siebente Gebet spricht die Seele schon vor Gott selbst, entledigt des Körpers, schauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von diesem Grade sagte Jesaias, daß kein Auge je diese Freude sah, kein Ohr sie hörte.

Von allen Bildern und Vorstellungen der Mystiker nahm die Poesie am liebsten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf, und sie war auch die, welche noch am verträglichsten mit der poetischen Behandlung war. Der Grundgedanke dazu fand sich in der Auslegung des hohen Liedes, das in Paraphrasen schon sehr früh ins Deutsche übergegangen war, auch im 13. Jahrh. (nach 1266) durch Brun von Schonebecke[156]) und, wie wir schon hörten, durch Frauenlob wohl erst im 14ten eine poetische Behandlung erfuhr. Die Seele, die sich nach Gott und seiner „Gemahlschaft" sehnt, heißt die Tochter von Syon, im Gegensatze auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, dem Weltkinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel, der Seele, die bereits auf dem Thron der Freuden sitzt. Die Benennung der Tochter Syon ist schon in dem Spiegel[157]), einer aus dem Lateinischen übersetzten Marienklage (des 13. Jahrhs.) gebraucht; es gibt ein Gedicht, das sie als Titel führte, die Tochter von Syon, von demselben Verfasser, von dem das zuvor besprochene Stück und von dem auch der heilige Alexius ist, von dem Graff in der Diutisca den Anfang[158]) mittheilte. Die sehnsüchtige Seele führt sich redend ein; allegorische Figuren treten dialogisch hinzu. Cogitatio quält sie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathlosigkeit; der Glaube tröstet sie, sie solle alle vergängliche Freude lassen, sich reuig an Jesus halten und über sich ins Himmelreich blicken. Die Zuversicht, in Gottes Küche die Küchenmeisterin, bestärkt sie in dieser Weltverachtung und weist sie an die Weisheit. Diese wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armut, Barmherzigkeit, Gehorsam und Keuschheit; sie solle verleugnen wer sie ist, hoch über sich empor

156) Bragur 1, 326. Er hat außer dieser cantica canticorum auch ein Ave Maria und andere Gedichte gemacht, zu Folge der Magdeburger Schöppenchronik. S. Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen. 1849. p. 394.

157) In Mone's Schausp. des M. Alters. 1, 210.

158) Das Ganze in Maßmanns Alexius. Die Tochter Syon ist von Oscar Schade herausgegeben. Berlin 1849.

fliegen durch alle Chöre zum obersten Chor: dann werde der Liebste ihr entgegen gehen und sie mit Armen umfangen, ihr seine Majestät zeigen, sie bei der Hand leiten ins Land der Engel, und sie da speculiren und sich selbst contempliren lassen, bis sie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne (caritas) weist sie noch näher zu dieser Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio sei. Minne und Gebet führen sie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trifft mit ihrem Geschosse den König auf seinem Thron, so daß er die Seele minniglich in seine Arme nimmt und sie sich vereint. Gemahl, spricht er, sei gewiß, ich lasse dich nimmer mehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man sieht, wie ungünstig diese Gegenstände für die Dichtung sind. Die Sprache, die in Eckard's Prosa sich selbst in den Schulausdrücken rein deutsch zu halten strebt, ist hier von Fremdwörtern seltsam entstellt. Vers und Reim verlieren in diesem wie in dem nächst zu erwähnenden Gedichte ihre höfische Reinheit und Zierlichkeit. Der Inhalt aber mußte bald zu noch größerer innerer Entartung führen. Nun kamen bald die plumpen Meistersänger des folgenden Jahrhunderts an diese Liebkosung Gottes, und man findet dann schon im Beheim inbrünstige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie diese: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich sehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchstes Heil, du süßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Lust und Kurzweil, Altissimus, höchster Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmlischer Bräutigam, dich besitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht von etwa 4000 Versen, von Bruder Lambrecht v. Regensburg[159]), das auf Anlaß und aus mündlichen Mittheilungen des Minoritenprovinzial's Gerhard verfaßt ist. Es ist dies eine breitere Ausführung des eben besprochenen kleinen Gedichtes, wir haben daher nicht nöthig, den ganz gleichen Aufriß des größeren noch einmal vorzuzeichnen. Bruder Lambrecht folgt demselben Faden wie der Mönch von Heilsbronn, er läßt ihn aber jeden Augenblick seiner Hand entschlüpfen, oder er benutzt die Pausen in dem Gesprächstücke, das er

159) S. Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. und Hoffmann's Fundgruben 1, 307. Ich benutze die freundlich mitgetheilte Abschrift, die Weigand, der das Gedicht herausgeben wird, von der Gießener Handschrift genommen.

aufführt, um erläuternde und sittliche Betrachtungen, Ermahnungen, Lehren in dem sinnbildlichen Gewande der Schule vorzutragen: man macht hier in dem Gedichte den Fortschritt, den die ganze Schule mit der Zeit machte, von dem wissenschaftlichen zu einem practisch-religiösen Absehen. Daher tritt auch hier der Dichter persönlich eben so sehr hervor, als sonst in den mehr wissenschaftlich gehaltenen Vorträgen der Minoriten die Personen sich verbergen. Lambrecht ist mit seinem eigenen Innern bei seinem Werke betheiligt. Er hatte selbst früher in dem sündigen Dienste der Welt gelebt, ehe er unter Gottes Gnade sich dem geistlichen Leben zuwandte und in den Minoritenorden in Regensburg aufgenommen ward; er möchte das gefundene Heil Allen mittheilen und berechnet daher seine Rede auch auf ungelehrte Leute, denen er die viel angeführten lateinischen Bibelsprüche sorgsam erläutert. Wie gelehrten Anstrich diese Anführungen dem Dichter geben, so ist er doch ein wenig gebildeter und seiner Unbildung selbst geständiger Mann. Das Gedicht fällt in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhs.; man weiß dies aus einer Bemerkung (V. 2667) darin, nach welcher jene Kunst, die die oberste Weisheit in Christ setzt, hauptsächlich in des Dichters Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgestanden sei, weil im Weibe, wie der Minorit beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr sanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne schneller die Begierde entzündet, daß sie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel schwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk ist. Dies scheint sich auf die Gesellschaft der sog. Gottesfreunde zu beziehen, die auch Frauen aufnahmen und sich mit Nonnenklöstern in Verbindung setzten; es erinnert an die Briefe Heinrich's von Nördlingen an Margarete Ebner und an das Leben der Adelheit Langenmann, die so vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloster bei Nürnberg ein Trost ward, die durch das Interdict, das unter Ludwig IV. auf dem Lande lag, rathlos waren.

Wenn diese Stücke sich einfach auf dem Gebiete der mystischen Speculation aufhalten, ohne irgend dichterische Ansprüche zu machen, so gibt es wieder andere, die eine gewisse dichterische Farbe suchen und sich zu gewissen poetischen Gattungen neigen, die in der Zeit angebaut wurden. Dahin würden wir den Anticlaudianus des Alanus ab insulis (aus Ryssel 1114—1203) rechnen (so genannt, weil hier die Natur mit den Tugenden auftritt, wie umgekehrt beim Claudian die Furie unter den Lastern), wie er von Heinrich von Neuenstadt, dem obenerwähnten Dichter des Apollonius von Tyrus, im Anfang des 14. Jahrhs. unter

dem Titel Unseres Herrn Zukunft bearbeitet ward[160]). Er steht mit diesem Gedichte, so weit er es übersetzt hat, neben den Allegorikern und Visionsmännern, mit dem aber, was er eigentlich hinzugethan, neben den Sittenpredigern, die wir in weiterhinfolgenden Abtheilungen betrachten werden. Im Vortrag ist bei Neuenstadt außer der dunkleren Vorrede alles anschaulich und klar; derb satirisch zum Theil, kräftig und eindringend sind die Stellen, wo er gleich seinen älteren und jüngeren Landsleuten Stricker, Suchenwirt u. A. gegen die Hoffart der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Fressen und Saufen, gegen Geistliche, Mönche und Nonnen, und die Laßheit im Gottesdienst, insbesondere in seiner Vaterstadt (Fol. 4.) loszieht. Der Inhalt des Werkes, so weit er dem Original folgt, ist etwa dieser: Alanus wird in ein fremdes Land versetzt, und findet da einen See mit vier Thürmen, die ihm die Natur auf die vier Elemente deutet. Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur von dem trostlosen Zustand der Erde spricht; sie will einen vollkommenen Menschen schaffen und die Weisheit soll von Gott eine reine Seele für den Körper erbitten. Die sieben Künste schirren der Weisheit den Wagen, wir folgen einer leichten Beschreibung der Fahrt in den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die Tugenden fahren in die erkohrene Maria. Sie sollte einen Menschen ohne Vater gebären, rein wie einst Adam, der ohne Vater und Mutter, und Eva, die ohne Mutter geboren war. Nun folgt die Verkündigung, eine Ankündigung von Christ's Wirken, Marien's Lob und Ruhm, Christ's Verdienste und Leiden, Alles nicht erzählend, sondern lyrischer behandelt, oft zelotisch, untermischt zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateinischen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiligen und Mystiker. Wie dann der Dichter an die Todes- und Auferstehungsgeschichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang im Himmel durch die Engel, wird die Erzählung vorherrschender. Im dritten Buche stehen wir dann wieder dem Inhalte unserer mystischen Schriften näher. Unseres Herrn Zukunft (Ankunft) ist viererlei: Wie er vom Himmel kam; wie er in reine Herzen und Gedanken kommt; wie er seinen Tod für unsere Sünden bot, und wie er zum jüngsten Gerichte kommt. Von dieser Zukunft, vom jüngsten Tag und dem Endechrist redet er jetzt, wo die Mythe einen ähnlichen Zusammenhang des Weltendes mit Christus, wie vorher der Weltschöpfung sucht. Vielfache Dichtungen über dieses Thema, über den Streit des

160) Cod. Pal. N. 401.

Endechrists mit Elias und Enoch, über die Schreckenszeichen des jüngsten Tages, über den Krieg des Leibes und der Seele (der hier in eine elende Vision eines frommen Mannes gekleidet ist), gab es wie in älteren so wieder in diesen späteren Zeiten in Menge[161]). In diesen letzten Theilen des Gedichtes geht die ganze Behandlung aufs Grasse und Furchtbare aus bis ins Ekle; sie will zerknirschen, bußfertig machen und zahm durch Schrecniß und Drohung. Wie dies auf der einen Seite mit der ascetischen Methode der Mystiker zusammenhängt, auf der andern Seite auf den Religionseifer des 15. Jahrhs. vorbereitet, dies liegt zu sehr am Tage, als daß man weiter darauf achtsam machen müßte. Diese ganze allegorische Manier aber ward schon früher, noch jetzt und noch später auch auf andere, minnigliche oder allgemein sittliche Gegenstände angewandt und traf allmälig im 15. Jahrh. mit dem entgegengesetztesten Geschmack zusammen, nach dem sich die Dichtung auf einmal an Gemälde und Holzschnitte anschloß und ins Plastische aus dem Uebersinnlichsten übersprang.

Der Kampf der Scholastik mit der Mystik hat sich in der Dichtung nicht sehr feindselig ausgedrückt. Die Gegensätze liegen aber schroff gegeneinander in den Spruchdichtern und in den letztgenannten Poesien; im 14. Jahrh. aber schien sich dies so zu nähern, wie im 13ten in der Theologie selbst Mystik und Scholastik sich die Hand reichten. Wir würden sagen, daß Heinrich von Müglin (aus Mügeln im Meißnischen) der Manier und dem Stoffe nach sich ganz zwischen Beides theilt. Er lebte unter Karl IV. und setzte diesem in dem Buch der Maide ein Denkmal; seine ungarische Chronik[162]) ist dem Herzog Rudolf IV. von Oesterreich (reg. 1358—65) gewidmet. Seine kleineren Gedichte setzen die Weise der Spruchdichter roher und übertriebener in diesen Zeiten fort. Wir kennen deren aus einer mangelhaften Heidelberger Hand-

161) Ich denke diese Sachen, die fast alle nur handschriftlich existiren, nicht weiter zu berühren, da es mir scheint, als bezöge ich mich für meinen Zweck schon zu viel auf ungedruckte und unbedeutende Dinge. Ein Gedicht: Sibyllen Weissagung (im Cod. Monac. 746., in anderen Hs., die bei Mone Schausp. des M. Alters 1, 805. verzeichnet sind, und in alten Drucken von Erfurt, Nürnberg 1517 u. A.) würde sich an Neuenstadt's Gedicht am besten anreihen, weil es Sittenpredigt, besonders über den Uebermuth der Geistlichen, Weissagung der Geschichte (bis 1361), des Endchrist's und des Untergangs der Welt an die Mythe von einem Baume knüpft, der auf Adam's Grabe gewachsen sei und später Christus Kreuz wurde.

162) Cod. Pal. N. 5.

schrift[163]), hinter der man sonst ein zusammenhängendes Gedicht gesucht hat, dessen Verfasser unbekannt war. Es ist aber nichts, als eine Reihe von einzelnen Strophen des verschiedenartigsten Inhalts; und daß sie von Heinrich von Müglin sind, dessen Name allerdings nicht genannt ist, beweiset die zum Theil wörtliche Uebereinstimmung einzelner dieser Gedichte, die sich über die Künste verbreiten, mit dem gleichen Gegenstande in dem Buch der Maide. Auch sieht man hier, daß von der Hagen[164]) mit Unrecht die Feindlichkeit zwischen Müglin und Regenbogen geleugnet hat, der ganz füglich weit ins 14. Jahrh. hineingelebt haben kann, obgleich auch die Eine Stelle, die in dieser Handschrift (Fol. 12.) gegen Regenbogen gerichtet ist, sich schon auf den Todten beziehen könnte. Sonst erklärt die Frauenlobische Manier dieser gnomischen Stücke die üble Stimmung gegen Regenbogen vollkommen; denn es ist ganz der scholastische, physikalische, geomantische, medicinisch-astrologische und sibyllinische Unsinn der schlimmsten jener kunstvollen Sänger, der sich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Geschichten, Fabeln, christlichen Glaubensgeheimnissen und alter Mythologie ausläßt. Stellen nun diese Stücke den Dichter ganz zu Frauenlob, so ist auch sein Lobgedicht auf die Maria[165]) hierneben ganz zur Erwähnung geeignet, da es sich unmittelbar an die goldne Schmiede Konrad's von Würzburg anschließt, von dem Heinrich dieselben Lobsprüche gebraucht, die jener von Gottfried gebraucht hatte[166]), und das er aus Lappen älterer Gedichte zusammengeflickt hat, seiner Unfähigkeit geständig. In der That ist hier nichts geschehen, als daß die alten wunderlichen Gleichnisse und Vorstellungen, und jene Reihen von wunderbarem Gepflänz, Gethier und Steinwerk, in neue barbarische Sprache und in rohe Reime und Strophen gebracht sind. Der Preis der Maria setzte sich bis ins 15. und 16. Jahrh. fort, und wie in der Wirklichkeit, so auch sank im Gedichte alle Würde herab. Im 15. Jahrh. begannen die Streitigkeiten über die Empfängniß der Maria von neuem und mit

163) Cod. Pal. N. 693. Die „Fabeln und Minnelieder von H. v. Müglin" 1848. sind von Wilh. Müller aus einer Göttingischen Hs. herausgegeben.

164) Alt. Mus. 2, 181.

165) Cod. Pal. 356. fol. 103 b.

166) Ebd. fol. 105.

Von Wirzburg Cuonrât bas boliret hât dîn lobes glas,
der blüender sprüch ein bildner was, ein former und ein houptsmit,
wann ich gedihtes zwerk, von Muglin Heinrich solich werk
nit mag florieren u. s. w.

der alten Bigotterie: die ganze Vorliebe für ihren Dienst schien wieder aufzutauchen mit anderen neuen Heiligen und Wundern; alle alten Geschichten von ihr wurden aufgefrischt und mit neuen vermehrt, sie erhielt neue Feste, ihr Ave ward das verbreitetste Gebet, die ihr gewidmete Verehrung ward angesehen als Gott oder Christus selbst erzeigt; und dies trieb sich bis zu den bekannten Scandalen und schmählichen Betrügereien, die noch im 16. Jahrh. die Dominicaner mit ihren Wundererscheinungen veranlaßten. In der Predigt erschien im 15. Jahrh. jenes Uebermaaß von Unsinn in dem Mariale des Bernardin von Busti, wo Maria's Gestalt beschrieben, ihre zahllosen Benennungen erklärt, ihre Tugenden gepriesen, die Geschichten ihres Lebens und ihres Todes erzählt, und darunter theologische Streitfragen und Spitzfindigkeiten gemischt wurden. Dies Alles erscheint dann auch im Gedicht; und von Müglin bis zu einem Konrad Harder von Würzburg, in dessen Lobgedichten auf Maria[167] (nicht auf den heiligen Geist, wie Docen und Adelung sagen: denn dieser wird nur im Anfang zu Hülfe gerufen), der Schwulst schon nicht mehr Gewicht genug in der deutschen Sprache findet, sondern schon lateinische Brocken dazwischen wirft, um die Feierlichkeit zu nähren, wofür dann andere einen anderen Schwung in gehäuften Reimen suchen[168]), oder bis zu den sieben Freuden Maria's von dem Suchenwirt, die gleichfalls von der goldenen Schmiede angeregt sind, oder bis zu dem goldenen Tempel des Hermann von Sachsenheim (1455), oder zu Michel Beheim, in dessen Mariengedichten die Sprache noch viel tiefer sinkt, und von da an zu den vielfachsten Stücken namenloser Meistersänger ist ein einziger Zug der jammervollsten Reimereien, die wohl jemals Jemandem zu Ehren gedichtet wurden und zu Schande und Schimpf des Dichters gereichten.

Mehr mit den Mystikern, zunächst mit dem Anticlaudianus berührt sich Heinrich, wenigstens der Form und Einkleidung nach, in dem Buch der Maide[169]), das zu Ehren Karls IV. gedichtet ist, und das man auf bloße Ansicht des Anfangs oder des Endes mit anderen Titeln zu

---

167) Cod. Pal. 356. fol. 77. Cod. 392.

168) Z. B. in einem anderen Mariengedichte in diesem Codex fol. 90.
Christo soltu bringen zu gedingen und mit gelingen;
ler uns darnach ringen, daz wir zwingen die hoffartswingen,
mach uns frolich dringen, do erklingen englisch singen,
daz wir frolich werden springen, als kunig David mit der slingen.

169) Cod. Pal. N. 14.

nennen pflegte. Die verschiedenen Künste (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt, woher auch der Titel kommt), treten vor den Kaiser um ihr Urtheil zu empfangen; Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Alchymie, Metaphysik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt sich an und gibt eine Probe ihres Wissens und Geschäftes. Der Kaiser fragt seinen Rath, wem er den Preis geben solle, dieser aber lehnt die Entscheidung ab. Der Kaiser befragt den Dichter, aber auch Er überläßt es der Einsicht des Regenten, der dann für die letzte entscheidet. Er schickt sie aber vorerst in das Land der Natur, um von ihr die Bestätigung seines Urtheils zu hören. Das Geleit gibt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur besprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dies ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum soll sich die Natur nicht vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend.

---

6. Beispiele.

Es sieht wie ein schroffer Gegensatz aus, wenn wir in dieser Abtheilung neben die kaum besprochenen tiefsinnigen Dichtungen aus dem Gebiete der Philosophie und Theologie eine Reihe von Sammelwerken, die sich um Erzählungen und Schwänke drehen und meist aus dem Alterthum entlehnt sind oder sein sollen, erwähnen; und dennoch führen diese Dichtungen und ihre Dichter ganz natürlich zu diesen Gegenständen über. Wie nahe sich die Legenden von Maria und allen Heiligen mit dem weltlichen Schwank berührten, haben wir bereits im 13. Jahrh. gesehen, und die poetischen Erzählungen beiderlei Art, die dieses Jahrhundert hervorbrachte, sammelte das 14te in größeren Massen, wie denn die meisten Sammelhandschriften dieser Art in Heidelberg, Wien, München, Gotha und sonst in dieses Jahrhundert fallen. In dieser Zeit wandte

sich der Geschmack von den ritterlichen Lieblingsgeschichten und von den Thier- und anderen Mährchen deutlich der antikeren Form der Fabel, der moralischen und geschichtlichen Erzählung aus der alten Welt zu, und wo er doch die gewöhnlichen und bekannten Ehehistörchen, Rechtsfälle u. dgl. festhielt, setzte er sie in Prosa um und gab ihnen eine sittliche Wendung. Das Zusammentreffen des Wohlgefallens an jenen Anecdoten aus dem Leben alter Philosophen und Helden mit der Freude an solchen mystischen Vorstellungen lag auch in der That gar nicht außer der Natur der Sache. Wenn ja die Mystiker zum erstenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die scholastische Erkenntniß mit ächter Religiosität und einer thätigen Sittlichkeit gemein hatte, und wie verschwunden jeder Edelmuth, jede große begeisternde Tugend schien, wie leer die Zeit an Charakteren sowohl wie an wahrer Bildung war, so mußten sie sich wohl von so vieler Besonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit angezogen finden, die jede der zahllosen Geschichten im Diogenes Laertius, im Valerius Maximus und Aehnlichen ihnen darbot, und die sie unter jenen Heiden wirklich und wirksam sahen, nicht in der Nähe unter den Christen. Es ist daher ganz natürlich, daß im 15. Jahrh. auf der Spitze unserer Mystik ein Thomas a Kempis, indem er die Agricola und Lange zur Reise nach Italien und zu humanistischen Studien spornt, eine der ersten Veranlassungen zur Aufnahme der Klassiker in Deutschland gab, und daß der beschauliche, der Einsamkeit frohe Petrarka, der so viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Visionen, den Reliquiensammler Karl IV. zur Besitznahme des harrenden Italiens mit feuriger Beredtsamkeit aufzumuntern, sich an der rüstigen Thatkraft der Alten freute, die feigen, frommen, ehr- und ruhmvergessenen Fürsten seiner Zeit verhöhnte und in seinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den schon einzelne Dichter des 13. Jahrhs. kannten und benutzten, übersetzte Heinrich von Müglin, also einer der Poeten, deren Geschmack in einer ganz andern Sphäre zu liegen schien, im Jahre 1369[170]), gut genug für sein geringes Talent, aber ohne alle Kenntniß der lateinischen und Kunst in der deutschen Sprache, so daß sich auch gleich der nächste Uebersetzer dieses Schriftstellers, Peter Selbet (1535), veranlaßt fand, diese ältere Uebertragung wegen ihrer Sprachverworrenheit sehr herabzusetzen.

---

170) Augsb. Ausg. 1489. fol.

Noch früher aber ward die Fabel unmittelbarer aus antikerer Quelle zu uns verpflanzt, obgleich wir uns weder damals, noch auch in dem nächsten Jahrhundert weit von den Erzeugnissen der römischen Kaiserzeit entfernten, weder in diesem noch in irgend einem andern Zweige, den wir aus dem Alterthum aufnahmen. Ich rede vom Bonerius, der uns vielfach in seinen patriotischen Anklängen an das republicanische oder volksmäßige Prinzip erinnert, das wir jetzt stets mehr bei jeder Gelegenheit werden hervortauchen und immer ein gewisses Verhältniß halten sehen mit der Zuneigung des gebildeten Theils der Nation zu dem Alterthum. Gesinnung und Inhalt mahnt in Boner's Buch vielfach an Hugo von Trimberg zurück. Ganz denselben Sinn, der den Renner durchdringt, dieselbe Wegwendung von den weltlichen Trieben, denselben Hang zum „geistlichen", inneren Leben, bei vielleicht noch weit gründlicherer Menschen- und Weltkenntniß, denselben Haß gegen die Schule und Gelehrsamkeit, dasselbe Vorherrschen der Betrachtungen über Gewalt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg wegen Mein und Dein, dieselbe gleichmäßige Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den emporstrebenden übermüthigen Geringern, all dies und mehrere Züge dieser Art auch in dem Edelsteine[171]) nachzuweisen, der berühmten Fabelsammlung, die neben dem Renner mit am frühesten den Eifer für unsere alte Literatur erweckte, würde eine leichte Arbeit sein. Der Verfasser dieser Sammlung ist der Predigermönch Ulrich Boner (ein Berner Geschlecht), der um 1324—49 in Urkunden erscheint, und der diese Fabeln dem Johannes von Ringgenberg zu Liebe nach dem Lateinischen dichtete, der selbst heilige Lieder sang. Durch diese Zeitbestimmung ist herausgestellt[172]), daß der Edelstein einige Zeit nach Hugo von Trimberg (ca. 1330) entstand; der ganze Geist der Moral und der Lebensansicht weist, mit vielen Eigenthümlichkeiten der Manier und der schweizerischen Mundart im Vortrag, auf die Zeiten des anfangenden 14. Jahrhs. hin. Wie der Renner ist der Edelstein eines der verbreitetsten Bücher des deutschen Mittelalters. Viele Abschriften haben sich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward er 1461 in Bamberg gedruckt, was gewiß ein triftiger Beweis für seine Beliebtheit ist; nachher bemühten sich Scherz, Bodmer, Eschenburg für die erneuerte Verbreitung dieser Fabeln und endlich erhielten sie gleich bei der ersten Wiederaufnahme

171) Herausg. von Benecke. 1816. Jetzt besser von Fr. Pfeiffer. Leipz. 1844.

172) Docen in den Wiener Jahrbüchern Bd. 15. S. 52. Gött. gel. Anz. 1820. p. 717.

unsrer alten Literatur eine saubere Ausgabe von Benecke, die für den Anfänger in unserer alten Sprache berechnet war. Der Edelstein ist im Grunde die einzige erfreuliche Erscheinung in dieser ganzen Zeit, denn nichts von dem stört hier, was noch im Renner abschreckt. Es herrscht hier in der Lehre, die dem Bonerius in der Fabel die Hauptsache ist, eine Sicherheit, eine Bestimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus diesen Zeiten damit verglichen werden kann; und diese Helle der Einsicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag so schön heraus, daß man bei Vergleichung dieser Einfachheit mit der trüben gelehrten Weisheit der Spruchdichter nichts Besseres sagen kann, als was der wackere Fabulist selbst davon empfindet. Schmucklos nennt er sein Buch, und einfältig und ungeziert seine Worte, doch enthielten sie einen Schatz von weisen Lehren. Die dürre Schale berge oft süßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilsame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer seine Worte künstlich zu flechten wisse, der dünke sich nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem sei es nütze, mancher aber trage Speer, Messer und Schwert, die in seiner Hand wenig frommten. Wem schlichte Worte nicht nütze seien, der ziehe auch keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige jetzt hohe Weisheit, der sich doch selber nicht verstehe. Man kann den Gegensatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die verschrobenen Gnomologen kaum besser ausdrücken. Seine Fabel ist im Vergleich mit der Stricker'schen bedeutend vorgeschritten. Selten treffen wir hier jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit schiefer Spitze; fast niemals eine andere als eine moralische Beziehung, und nur zuweilen die besondere Anwendung auf Zustände der näheren Umgebung. Dies gerade ist ja der außerordentliche Werth der in der Fabel aller Zeiten vorherrschenden Sittenlehre, daß sie frei von allem religiös oder vaterländisch beschränkten die allgemeingültigste Regel der Sitte und des Verkehrs aufstellt, und dies Ausdauernde, was sich im äußersten Osten und Westen durch Jahrtausende bewährt hat, muß man doch wohl das Wesen der Fabel nennen, während das poetische Kleid, in dem sie erscheint, vielfach die Farbe der Zeiten und Völker getragen und gewechselt hat. Und unter diesen mannichfaltigen Formen ist diejenige die ächteste, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenso in dem Gewande ausdrücken will, die einfachste, die schmuckloseste also, so wie auch eben darum das Erfinden neuer Fabeln fast unmöglich ist, weil die Jahrtausende, welche die Fabel

ausgebildet haben, wohl nur eine kleine Nachlese übrig ließen. In allem diesem ist die Fabel mit dem Sprichwort so verwandt, daß man sie nur eine poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bekanntlich sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprichwörter gewesen. So verhalten sich denn auch die Spruchsammlungen in den Lehren des Cato u. A., die unter der Form der Lehre eines Vaters oder Erziehers an seinen Sohn oder Schüler so beliebt waren, zu den ähnlich eingekleideten Fabel- und Beispielsammlungen im Alfonsus, den sieben weisen Meistern und Bidpai, ja im Aesop, der von Romulus für seinen Sohn Tiberius übersetzt sein sollte, ganz wie das einzelne Sprichwort zur einzelnen Fabel. Dieser Verhalt war noch beim Stricker weniger erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der Erzählung, dem Schwank, der Anecdote verschwistert, die in Strickers Zeiten blühten und ihren Einfluß auf den erzählenden Theil der Fabel übten. Dies ist auch noch im Bonerius sichtbar; unter seinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln stehen einzelne (wie die vom liebkosenden Esel und so im Renner die von der Elster und Taube), in denen das Geschickte der Schilderung fast zum Hauptzwecke wird, andere, (wie die vom Fieber und Floh, von Vater, Sohn und Esel, von den drei Gesellen, vom singenden Pfaffen), wo der Muthwille des Schwankes vorscheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach sind die Boner'schen Fabeln diesen Einflüssen entwachsen. Sie zeigen die Verbindung und Wechselbeziehung des Sprichworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwischen den altklassischen und Lessing, und mit Recht hat man sie darum mit zu den vorzüglichsten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteristische des deutschen Sprichworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es ist nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, sondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins Licht stellen, sondern mehrere oder so viele sie an die Hand giebt, die eben deshalb auch häufig nicht an das Ende zusammengestellt sind, sondern ungeduldig die Geschichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erscheinen. Auch ist das Verschwimmen des Sprichworts und der Fabel an einigen Beispielen im Boner sehr anschaulich zu machen[173].

---

173) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprichwort: „Dô der siech genas, dô was er der er ê ouch was" variirt wird in:

ein wolf was siech; dô er genas, er was ein wolf als er ê was.

Etwas später als diese Fabelsammlung (um 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Mönchs und Leutpriesters Konrads von Ammenhausen[174]) (im Thurgau), eine freie Bearbeitung des lateinischen Werkes, das der Dominicaner Jacob von Cessoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum schrieb. In Prosa ist dies Werk fast in alle Sprachen übersetzt, auch ins Hoch-[175]) und Niederdeutsche. So wörtlich diese prosaischen Uebersetzungen zu sein pflegen, so frei ist die poetische unseres Konrad, der sich übrigens einer deutschen prosaischen Bearbeitung anzuschließen scheint[176]), indem nicht alle die verschiedenen Drucke, die davon im 15. Jahrh. veranstaltet wurden, aus Einer Quelle herrühren. Dieses Werk in seiner poetischen Form, die wir hier allein beachtenswerth finden, hat die verschiedenartigsten Beziehungen zu der Literatur und Bildung dieser Zeiten, obgleich es in sich ohne allen Werth ist. Bekanntlich war das Schachspiel einmal (1197—1208) von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Jacob von Cessoles aber wußte es durch seine moralischen Deutungen wieder zu empfehlen. Was empfahl sich auch nicht durch diese moralischen Deutungen! So schwärzte man ja die üppigsten Geschichten in die Gesta Romanorum ein unter dem schützenden Schild der mystischen Auslegung! So fuhr es denn unserm Konrad, als er das lateinische Buch las, durch den Sinn, er könne sich durch dessen Uebertragung ein besseres Verdienst erwerben, als manche mit ihren Schandmährchen. Ihm also kam es nur auf den sittlichen Gehalt an, und auch uns kann natürlich hier nicht beschäftigen, was aus dem Buche in Bezug auf die alte (von der unseren verschiedene) Art des Schachspielens, der Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre[177]). Das Spiel und seine Figuren sind nur zu einem Rahmen genommen, um darin die Tausende von Anecdoten, geschichtlichen Zügen, Sittenlehren, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter der alten Bezeichnung eines Beispiels begriff, zu sammeln. Wohl an 20000 Verse

---

174) Cod. Pal. 398.

175) Ich kenne eine Straßb. Ausgabe von 1483. Von einem Heinrich von Berngen gibt es noch eine Uebersetzung in Versen. S. Mone's Anzeiger 7, 287.

176) So scheint's wenigstens nach Bruns Beiträgen rc. S. 68 ff.

177) Siehe darüber die Auszüge Panzer's und Nachtigall's in einer Abhandlung in der deutschen Monatschrift 1797. S. 104—110 aus der Prosaausgabe von 1477, besonders aber W. Wackernagel in den Beiträgen zur Geschichte und Literatur von Kurz und Weißenbach. Aarau 1846. 1, 46—373.

hat der Dichter aus dem Buche gemacht mit Gottes Hülfe; denn über seine eigne Unfähigkeit hat wohl keiner der vielen auf sich selbst mißtrauischen Dichter dieser Zeiten mit solcher Herzens- und Seelenangst gejammert und sich von allen Seiten gegen jeden Vorwurf verschanzt, wie dieser im Anfang seiner Arbeit thut. Mit der Zeit aber scheint ihm, je breiter sein Buch ward, der Muth gestiegen zu sein: und während er im Anfang schüchtern auf seine Zusätze aufmerksam macht, so werden diese Hindeutungen später, wie die Zusätze selbst, viel häufiger und er wünscht zuletzt, die Abschreiber möchten doch das lateinische Original beischreiben, damit man besser übersähe, was seine Zuthat sei. Und während er im Anfang (fol. 5ᵇ) seinen Namen nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müssen, so besinnt er sich am Ende doch eines anderen und nennet sich in einem Acrostichon von unsinnigem Inhalte[178]). Man sieht in ihm schon den ungeduldigen Trieb des Lesens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Gelesenen verbunden ist, ein Zug, der die schreiblustigen Meistersänger der Folgezeit so sehr charakterisirt. Die größte Belesenheit scheint unserem Konrad eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftstellern urtheilen sollte, die er anführt. Allein was ihm seine Urschrift nicht an die Hand gab, das fand er in den mystischen Schriften dieser Zeiten, welche so viele Geschichten der alten Welt schon aus Augustinus, Hieronymus, Ambrosius u. A. gesammelt hatten, im Valerius Maximus, den er lateinisch gelesen haben mag, in den Gestis Romanorum, wo so häufig die Quellen angegeben sind, und im Petrus Alfonsi beisammen. An die Mystiker erinnert er in einigen sinnbildlichen Deutungen alter biblischer Geschichten; in der Manier an den Renner oder an die spätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit sind zugleich das Eigene und das Anziehende in seinem Werke. Im ersten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachspiels handelt, hat er zu dergleichen am wenigsten Gelegenheit. Im zweiten dagegen, wo er von den Hauptfiguren (= Landvögte) handelt, gibt ihm der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwischen Albrecht und Adolf, die er noch als Zeitgenossen von sich betrachtet, und die zwischen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabst und Pfaffen, gegen Geistliche und Richter, gegen die allge-

178) Dis buoch tiht ich Cuonrât
von Ammenhûsen in der stat
ze Stein, da ich münch und liutpriester was
ich kunde ez niht getihten baz.

meine Habgier vom Ersten bis zum letzten und gegen alle möglichen politischen Gebrechen zu predigen. Am wichtigsten aber ist das dritte Buch, das von den Venden (Fanten; unseren Bauern) handelt, in denen er die Landleute und Handwerker darstellt. Hier sieht man deutlich den volksthümlichen Priester, der auf Erleichterung des Bauernstandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterstandes zur Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkstandes hinarbeitet. Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stadtpolizei, die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechsler, die Schreiber und alle Klassen der Handwerker einzeln vornimmt, sie satirisch und oft launig um die Erbsünden ihrer jeseitigen Geschäfte straft, weniger neckisch und ernster als Hans Sachs und Andere, so mahnt er überall an das Aehnliche in den satirischen Zeitgenossen des Letztern; er führt tiefer in das Besondere der Staatsklassen, in die natürlichen Abtheilungen der Betriebsmenschen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte zwischen diesem und dem Teichner ein. In diesen Gebieten ist er weit heimischer zu Hause, als unter Königen und Adel; und dies wollen wir hinfort immer im Auge haben, wie wir unter den Dichtern wie in ihren Lieblingsstoffen stets mehr die höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattungen und Gegenstände verlassen.

Eine Quelle Konrad's nannten wir die Gesta Romanorum; er führt sie selbst an und erzählt eine Menge darin wirklich enthaltener Geschichten unter seinen belehrenden Beispielen. Diese Sammlung ist neuerdings auch dem größeren deutschen Leserkreise ganz zugänglich geworden durch den Wiederdruck des alten lateinischen Textes, durch dessen Uebersetzung und durch die Bekanntmachung einer älteren deutschen Bearbeitung aus dem 14.—15. Jahrh.[179]). Wir verweisen den, der auf Geschichte und Herkunft der Gesten näher eingehen will, auf die in den unten angegebenen Werken enthaltenen Untersuchungen. Durch das ganze Mittelalter hindurch ziehen sich die lateinischen Sammlungen von Anecdoten und Geschichtchen, von weltlichen Beispielen und Parabeln, die von Geistlichen, von Predigermönchen zu homiletischen Zwecken veranstaltet waren; die Bibel gab das große Vorbild der Anwendung solcher kleiner Erzählungen zu Lehrzwecken und die Kirchenväter hatten der-

---

179) Gesta Romanorum ed. A. Keller 1842. — Gesta Rom., das älteste Mährchen- und Legendenbuch des christl. Mittelalters. Uebers. von J. G. Th. Gräße. 1842. — Gesta Rom., das ist der Roemer Tat. (aus der Münchner Hs. 54) herausgegeben von A. Keller. 1841.

gleichen in ihren Schriften nicht verschmäht. Von Petrus Alfonsi an bis zu dem Apiarius des Thomas Cantipratensis, das Speculum Exemplorum (1481), das Promtuarium von Herold, den Formicarius des Johann Nyder (1517) u. A. zeigt eine lange Reihe von Werken diese andauernde Neigung, kurze Erzählungen auf die Sittenlehre und auf die christliche Glaubenslehre anzuwenden. In diese Reihe gehören die Gesta Romanorum, die in allen lateinischen Ausgaben, welche uns vorliegen, mit den reichlichsten christlich-moralischen und mystischen Deutungen jeder einzeln darin erzählten Geschichte versehen sind. Man hat sich viel bemüht herauszubringen, wo und wann und durch wen die Sammlung entstanden ist. Was den Ort angeht, so lassen die Eigenheiten des lateinischen Stils nicht mit Bestimmtheit auf die Nationalität eines Hauptsammlers schließen; in Bezug auf die Zeit der Entstehung weisen die benutzten Quellen nicht über das Ende des 13. Jahrhs. herunter. Warton hatte den Benedictiner Peter Berchorius aus Poitou († 1362), der selbst ein ähnliches Werk — reductorium morale super bibliam — geschrieben hat, für den Verfasser gehalten; neuerdings hat Gräße (2, 294) auf eine Stelle in einem andern verwandten Werke (dialogus creaturarum optime moralizatus, Goudae 1480) hingewiesen, wo ein Elinandus als Verfasser der Gesten bezeichnet wird, den er geneigt ist auf den bekannten Mönch Helinand († 1227) zu deuten. Es ist möglich genug, daß sich dieser mit den Gesten einmal beschäftigt habe, doch würde man, wenn dies auch völlig erwiesen wäre, die Geschichte unserer Sammlung dann immer nur auf einem einzelnen Stadium erläutert haben. Unsere Texte alle berufen sich selbst auf eine ältere Sammlung, die sie mit dem gleichen Titel bezeichnen: sie berufen sich unter ihren Quellen auf die Werke des Albertus Magnus, der (1280) lange nach Helinand starb, sie werden also vor diesem in irgend einer Gestalt da gewesen und müssen nach ihm weiter fortgesetzt worden sein. Haben sie doch selbst noch zur Zeit der erfundenen Buchdruckerkunst ihren Inhalt verändern müssen, da eine der ältesten Ausgaben (Utrecht. Ketelaer de Lempt. 1473), die uns vorliegt, noch um etwa 30 Stücke ärmer ist als die zahlreichen gewöhnlichen Drucke von und nach 1488. Nichts ist auch natürlicher, als daß an einem Werke von so leicht veränderlichem Inhalte nicht blos ein einzelner Verfasser gearbeitet habe. Diesen Inhalt brauchen wir kaum näher zu charakterisiren. Er berührt sich mit ähnlichen, gleichzeitigen und älteren Sammlungen auf Weg und Steg. Die Lieblingsgegenstände aller Novellen, kitzliche Rechtsfälle, gute Verantwortungen und sophistische Ausreden, Belistungen, Schalkstreiche, würzige

Ehegeschichten und dergleichen nehmen auch hier eine breite Stelle ein; die Legende liefert nicht geringe Bestandtheile, die alte Geschichte und Mythologie ihre gefälligeren Stoffe in zum Theil seltsamer Entstellung. Einzelne Beispiele aus Petrus Alfonsi, aus der Kaiserchronik, aus Gervasius, Anekdoten aus Valerius Maximus, Justin, Plinius, Macrob, Gellius und anderen römischen Schriftstellern sind herübergenommen, und Einzelnes was aus den orientalischen Volksbüchern von Sendabad und Bidpai stammt. Es ist jener mannichfaltige Erzählungsstoff, der sich seit den Kreuzzügen aus dem Oriente und bei fortschreitender gelehrter Bildung aus den Schriften der Alten in weitere Kreise der westlichen Völker ausbreitete. Das 14. Jahrh. gab dann diesen weltlichen und oft genug frivolen Geschichtchen die moralischen Deutungen hinzu, die das Werk in Verbindung mit dem mystischen Hange dieser Zeit setzen. In dieser Gestalt wurden die Gesten im 15. Jahrh. nach Erfindung des Drucks eifrig vervielfältigt, dann aber sperrte ihnen die Reformation bald den Weg. In eben jenen Zeiten sind sie dann auch vielfach in die Volkssprachen in England, Frankreich und Deutschland übertragen worden. In diesen Uebersetzungen waltete überall ein freies Verfahren. Sie stimmen nirgends weder unter sich noch mit den lateinischen Texten, die sich ihrerseits viel treuer blieben, genau zusammen. Die von Keller bekannt gemachte alte deutsche Uebersetzung enthält nur 111 Geschichten; der gewöhnliche Druck (Augsb. bei Hans Schobser 1489) nur 93, und diese in ganz anderer Anordnung als das verbreitetste lateinische Original, das der einzelnen Stücke ungefähr die doppelte Zahl (181) hat. Eine dritte Sammlung, die den Titel führt: „die alten Römer. Sittliche Historien und Zuchtgleichnisse" u. s. (Straßb. 1538) entfernt sich noch viel mehr in Gestalt und Wahl der einzelnen Stücke von den genannten deutschen Bearbeitungen wie von den lateinischen Originalen. Die Geschichte der sieben weisen Meister ist ganz darin aufgenommen, und an die Stelle der breiten mystischen Auslegungen sind nur kurze, einfache biblisch-sittliche Lehren getreten, in ganz evangelischem Geiste aber ohne alle confessionelle Feindseligkeit. Und endlich giebt es eine handschriftliche deutsche Sammlung, in welcher die Moralisationen ganz fehlen. Diese dünkt uns die anziehendste von allen. Sie ist in Heidelberg in einer Handschrift von 1470[180]); ihre Entstehung ist natürlich älter als diese Abschrift, so wie auch die der gedruckten Uebersetzungen mit den Auslegungen wenigstens etwas älter, als die Drucke sein

180) Cod. Pal. N. 101.

mag. So sehr es die Wahrscheinlichkeit für sich hätte, daß jene nackten Erzählungen erst spät im 15. Jahrh. gemacht seien, wo man anfing, den allegorischen Unfug zu bekämpfen, so ist doch der ganze Vortrag in dieser Behandlung viel zu rein und unschuldig, als daß man sie nicht bedeutend früher setzen müßte. Denn die Erzählung dieser Sammlung, die wieder ihrerseits auch in den einzelnen Stücken weder mit dem Latein noch mit den deutschen Drucken übereintrifft, ist weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Stil des Hermann von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart stimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel Unsinniges läuft mit unter! wie Vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auffassen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erste Entstehung dieser Dinge in sehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke sind hier noch viel thörichter und haben eine gewisse noch unschuldigere und unsichere Maschinerie[181]), als manche der Erzählungen in den sieben weisen Meistern, die gleich ihren neugriechischen Ursprung zur Schau tragen, oder doch eine Form haben, die vom griechischen Geschmacke unwohlthätig angesteckt ist.

Der Inhalt der sieben weisen Meister ist in einzelnen Bearbeitungen der Gesta Romanorum aufgenommen, bestand aber auch gesondert in metrischen deutschen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutschen Gesten. Wir verweisen auch hier auf die Untersuchungen der Literarhistoriker[182]). Es kann dem Geschichtschreiber der deutschen Dichtung nicht obliegen, die Gestaltung dieses morgenländischen Volksbuches im Osten selbst zu verfolgen, und dies um so weniger, da noch die neuesten Forscher eingestehen, das Gewirr der Angaben über die dagewesenen Bearbeitungen im Orient nicht völlig enträthseln zu können. Wir halten uns an das, was wir in unserer deutschen Literatur selbst vergleichen

181) So in Nr. 36 dieser Sammlung. Ein Mann sucht drei Dinge, Freud ohne Trübsal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finsterniß. Er findet sie nicht, bis er einst einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaste sendet, wo er den Hütern sagen soll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulassen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre. — Auf ganz ähnliche Weise verhilft dieser selbe Alte in Nr. 31 einem Ritter zu einem schwarzen Rosse, Horne und Falken, die Kaiser Symmachus ihm abforderte, wenn er nicht um sein Gut kommen wolle, das an des Kaisers Besitzungen stößt und das dieser gern damit verbinden wollte u. s. w.

182) A. Keller, li romans des sept Sages. 1836. Dazu die Einleitung zu seiner Ausgabe des Dyocletianus von Büheler. 1841. Loiseleur Deslongchamps, essai sur es fables indiennes. Paris 1838. Gräße, Lit. Gesch. II, I, 1. p. 462 ff.

können. Nach den Angaben Masudis († 956) war das Buch schon vor dessen Zeit ins arabische übersetzt, aus indischen Quellen, deren Entstehung er in seiner Encyclopädie (die Goldwiesen) unter Khurusch, den dritten Nachfolger nach Porus setzt. In so alter Gestalt, die bis in oder vor das 10. Jahrh. hinauf ginge, ist uns keine orientalische Bearbeitung erhalten. Für die ächteste Ueberlieferung hält H. Brockhaus[183]) die achte Nacht der persischen Bearbeitung des (indischen) Papageienbuches, Tutiname, von Nakhschebi († 1329 n. Ch.), weil hier in einfachster Form blos die sieben Veziere Geschichten von Frauenlist erzählen. Von dieser einfachsten Gestalt am fernsten abliegend ist der geschmacklose türkische Roman von den 40 Vezieren[184]) von Scheichzadeh (unter Murad II. 1421—51), dem ein verlorenes arabisches Original zu Grunde liegt. Eine andere arabische Bearbeitung (deutsch von Habicht in seiner Ausg. von 1001 Nacht) von den zehn Veziren und dem Sohne des Königs Azad Bacht berührt sich vielfach mit der hebräischen Bearbeitung, mit welcher man erst auf sicheren Boden tritt. Sie wieder stimmt fast ganz mit dem griechischen Syntipas, den Michael Andreopulos (zwischen dem 11.—15. Jahrh.) aus dem Syrischen und entfernter aus dem Persischen von Musos übersetzte, welcher letztere die gemeinsame Quelle des griechischen Syntipas und der hebräischen „Sprüche des Sandabar" sein möchte[185]). Denn die angegebene syrische Quelle hält man für keine andere als die hebräische Bearbeitung, mit welcher der Syntipas fast alle einzelnen Erzählungen gemein hat, nur daß der Schluß breiter, lehrhafter, und (wozu die Rahmengeschichte einlud) zu einer Erörterung über die Frage der Prädestination benutzt ist. Die jüdische Bearbeitung, die der Uebersetzer ins 12. oder selbst 11. Jahrh. setzt, ist wahrscheinlich von demselben Joel, der auch Calila und Dimna übersetzte; sie hat dies Buch dem Westen vermittelt, wo die Einkleidung überall beibehalten ist, die einzelnen Erzählungen aber meist anderen hier heimischen Lieblingsgeschichten weichen mußten. Nach ihr wurde zuerst die lateinische Uebersetzung des Mönches von Haute-Selve (Loiseleur p. 141) gearbeitet, aus welcher zwei gereimte französische Bearbeitungen hervorgingen, die ältere, von Keller aus einer Hs. von 1284 herausgegebene, auf der wieder eine metrische englische Bearbeitung beruht, und der Dolopatos von Herbers (um 1260; Loiseleur 2, 111 ff.). Verschiedene französische und englische Prosen schließen

183) Die sieben weisen Meister von Nakhschebi. 1845. 4.

184) Uebers. von Behrnauer. 1851.

185) Beide übersetzt von Sengelmann. Halle 1842.

sich bald an den Keller'schen Text bald an das Lateinische an. Bei uns existirte das Buch in verschiedenen poetischen Behandlungen, deren Eine unmittelbar aus dem lateinischen übertragen ist, die andere nach einer deutschen Prosa. Beide sind von Keller herausgegeben[186]). Die erstere ist von einem ungenannten Verfasser, die andere, vom Jahre 1412, trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel. Es ist derselbe, der um 1400 die Königstochter aus Frankreich[187]) bearbeitete (gleiches Inhalts mit Meie und Belaflor und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, die wir in Einzelnem am Anfang des 15. Jahrhs. häufiger finden. Auch seine sieben weisen Meister zeigen einen gewandten Schreiber, sie sind ungleich besser, als die rohe und kürzere Erzählung der Erlanger Handschrift, die in der Reihenfolge der einzelnen Stücke, aber nicht überall in den Namen mit dem Werke des Bühelers übereinkommt. Eine prosaische Heidelberger Handschrift (N. 149) stimmt mit der Bearbeitung des Bühelers so, daß wir schließen möchten, sie und des Bühelers Prosaquelle hätten noch nähere Verwandtschaft, als den Abstamm aus einer lateinischen Urschrift. In jedem Falle wissen wir, daß poetische und prosaische Bearbeitungen dieser Erzählungen im 14. Jahrh. bereits verbreitet waren. Die Erzählungen bei dem Büheler und die in der erwähnten Handschrift stimmen beide dem Inhalte nach mit unseren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigstens ist uns eine Gestalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Empfindsamkeit des 17. Jahrhs. oder noch späterer Bearbeiter an sich trägt. Wie sich zu diesen übereinstimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Gesten verhält, hat Görres in den Volksbüchern (p. 185) auseinandergesetzt und wir wollen es daher hier nicht wiederholen. Dagegen geben wir in der Note die wieder verschiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handschrift der Gesten[188]) an,

186) Die erstere aus einer Erlanger Hs. in den: Altdeutschen Gedichten. Tübingen 1846. Die Andere in: Dyocletianus Leben von Hans von Bühel. Quedlb. 1841.

187) Auszüglich von Elwert im D. Mus. 1784, Bd. 2. p. 256.

188) Die erste Erzählung der Kaiserin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiserin im Volksbuch handelt von einem Kaiser, den sieben Meister bezaubert haben, daß er außerhalb seines Palastes stets blind ward. Der Knabe Merlin löst den Zauber. Statt dieser Geschichte erzählt sie hier von einem Gärtner, der sich einen Hasen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meisters (im Volksbuch des fünften) von Hippokrates und Galen ist hier einfacher, abgekürzter, und ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung der Kaiserin hat im Volksbuch allerhand Wunderthaten und Zaubereien des Virgil; hier handelt sichs von einem Sohne, dessen Vater ihm seinen Hang

die auch hier von Wichtigkeit scheint, weil wir sehen können, daß mehrmals an der Stelle von britischen Wundergeschichten und Zauberanekdoten, die den Geschmack des 12. oder 13. Jahrhs. verrathen und die auch von Dacier geradezu als Aenderungen und Zugaben des lateinischen Verfassers des Dolopatos betrachtet werden, viel einfachere, rohere, nicht eben bessere Erzählungen stehen, die auf größere Aechtheit und höheres Alter deuten, wie sie auch weit knapper, einfacher und hie und da schöner erzählt sind, wo ihnen die zu große Kürze nicht schadet. Auch treffen sie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine engere Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, wo die Geschichten selbst schon so sehr Hauptsache sind, daß in der Einschaltung in den gedruckten Gesten sogar diese Einkleidung fallen gelassen wird. Weiter auf diese Dinge einzugehen, halten wir nicht für angemessen, obgleich uns wohl bekannt ist, daß Andere einen unschätzbaren Werth in diesen Novellen gefunden haben und sich ordentlich freuten, daß ihre Verbreitung die aller Klassiker überträfe und zunächst derjenigen der Bibel gleichkäme. Wahr aber ist, daß ihre Wirkung und vielfache Benutzung in den nächsten Zeiten des 15. und 16. Jahrhs. ganz ungemein bedeutend war.

Die Einkleidung der sieben weisen Meister ist bekannt genug. Ein Kaiser hat einen Sohn, den er von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Gestirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erscheint also und redet nicht. Seine Stiefmutter, erst in Liebe zu ihm entbrannt, dann verschmäht und wüthend, dringt auf seine Hinrichtung, bewegt den Kaiser jedesmal mit einer bezugvollen Geschichte, daß er den

---

zum Diebstahl allzu sehr nachsieht; als nun der Dieb gehängt wird, beißt er dem nachlässigen Vater die Nase ab. — Statt der unsinnigen sechsten Geschichte der Kaiserin von dem aussätzigen Kaiser, der Peter's und Paul's Leichnam in Rom holen will, ist hier eine Erzählung aus Bidpai, von sieben Meistern, die einem Könige mit Bezauberungen nach dem Leben stellen und die er auf Rath der Königin umbringen läßt. — Statt der des sechsten Meisters im Volksbuch ist hier ein Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet und dafür von ihr die Vogelsprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm seine geheime Kenntniß, die sie ihm abgelauscht, abzwingen und will sich zu Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß sie ihm heimlich jeden Tag zwei seiner Weiber ißt und räth sie mit Prügeln zu heilen, welches probat gefunden wird. — Die siebente Erzählung der Kaiserin ist ganz einfach, von einem Sohn der seinen Vater in einen Brunnen stürzt; und die des siebenten Meisters von dem preußischen Ritterzug eines Edlen und der Treulosigkeit seines Weibes. Gerade diese Erzählung verräth neuern Ursprung und steht an der Stelle der Matrone von Ephesus; im Gedanken aber ist sie ganz gleich.

Tod seines Sohnes befiehlt, einer der Meister aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Frist. So vergehen sieben Tage, nach denen die Gefahr verschwunden ist, und nun entdeckt der Prinz die Schmach seiner Stiefmutter. In den verschiedenen alten und neuen, einheimischen und fremden Bearbeitungen wechseln sowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meister, des Kaisers und des Prinzen. In den deutschen Behandlungen ist der Sohn Diocletian, der Vater bald Principian, bald Pontian, bald Domitian, sonst trägt jener auch die Namen Florentin, Erastus, Lucinian und der Vater die des Cyrus, Vespasian u. A.; und der Haupterzieher ist bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutschen Stücken fehlt dieser aber ganz. Der Name Syntipas nun weist uns auf die bekannte Fabelsammlung, die unter dem Namen des Bidpai geht, zurück; und die angegebene Einkleidung nicht weniger, die bekanntlich auch die Disciplin des Petrus Alfonsi, dieses verwandte Werk, an sich trägt, das nicht vollständig ins Deutsche übersetzt ward, wohl aber in seinen vereinzelten Fabeln und Geschichten in die Gesten, in Boner, in Steinhöwel u. A. übergegangen ist[189]). Schon in der indischen Gestalt des berühmten Fabelwerkes, die unter dem Namen Hitopadesa auch in Europa bekannt ward, die aber wieder auf dem älteren Werke Pancha Tantra ruht, ist die Form die Belehrung fürstlicher Prinzen durch die Erzählungen ihres Erziehers. Auch über die Geschichte dieses Buches war bisher nur mangelhafte Kenntniß[190]), so daß selbst der Herausgeber des Hitopadesa, Wilkins, unsicher war, ob nur die verschiedenen orientalischen Geschichten von Kalila und Dimna den Hitopadesa wirklich zur Quelle hatten. Dies nun ist selbst aus einer der entferntesten Bearbeitungen erkennbar, die dieses ungemein verbreitete in einer Menge asiatischer, wie europäischer Sprachen behandelte Werk erhalten hat. Im 15. Jahrh. nämlich ward das Buch aus dem Latein des Johann von Capua (zw. 1262—1278) ins Deutsche übersetzt[191]), gewiß nicht von dem Herzog Eberhard von Würtemberg, (dessen Name, Eberhart Grav zu Wirtemberg, in einem Acrostichon im Anfang genannt wird, was aber nur bedeuten kann, daß das Werk ihm zu Ehren, vielleicht auf seine Aufforderung übersetzt ist), indem er selber kein Latein

189) S. d. Anmerkungen in Schmidt's Ausgabe des Alfonsus.

190) Wir verweisen der Kürze wegen auf Gräße's Lit. Gesch. II. I, 1. p. 145 ff., wo sich alle näheren Angaben über die Bearbeitungen und Verbreitung des Werkes finden.

191) Ausgabe von Ulm 1483, dem Cod. Pal. 127. beigebunden. Uebrigens sind in Heidelberg drei Handschriften (Nr. 84, 85, 466) davon, die im Katalog alle als Handschriften der sieben weisen Meister angeführt sind.

verstand[192]). Wir nennen dies Werk gleich hier, weil durch die ganzen Zeiten des 14. und 15. Jahrhs. ein und derselbe Sinn, ein gleicher Heißhunger nach Bekanntmachung des Wissenswerthesten, was man damals in Fabel und Beispiel vorzüglich suchte, diese Bücher unter den Deutschen verbreitete, und damit man mit Einemmale übersehe, wie in den drei letztgenannten Werken ein regelmäßiger Rückgang auf die Quellen dieser verschiedenen Sammlungen Statt hat: denn bekanntlich sind mehrere Stücke aus Bidpai noch in den deutschen Gesten wiederzufinden[193]). Ein einziger Blick nun in das deutsche Werk zeigt, daß die Herleitung des arabischen Fabelbuchs Kalila und Dimna von Abdallah Ben Almokaffa[194]) († 760) aus dem Hitopadesa unstreitig ist, obgleich die darin erzählte Entstehungsgeschichte des Werkes eine andere, und der Name des Erziehers (Wischnu Sarma) in den des Bidpai verwandelt ist. Denn noch in diesem deutschen Werke ist das vierte Kapitel mit sehr wenigen Abweichungen dem Inhalte des ersten im Hitopadesa gleich; und das zweite Kapitel des indischen Werkes ist die Geschichte von dem Löwen, dem Ochsen (Sangjivaka) und den zwei Schakals (Karattaka und Damanaka), die dort vorangestellt und zum Titel des Werkes geworden ist, deren Ausgang (den Fall des Dimna) der Hitopadesa übrigens nicht kennt. Die beiden letzten Kapitel des Hitopadesa sind viel abweichender von unserem Buche, das an Kapitelzahl und an Fabeln reicher ist, dennoch aber finden sich die Beispiele des indischen Originals meist alle darunter. Das deutsche Buch nun ist eine Uebersetzung der um 1450 im Druck bekannt gewordenen lateinischen Bearbeitung (directorium humanae vitae etc.) des Johann von Capua, der wieder eine hebräische Uebersetzung des arabischen Fabelwerks, von Rabbi Joel, zur Quelle hat. In der hebräischen Bearbeitung aber, die dem Joh. von Capua vorlag, trug der Prinzenerzieher oder der angebliche erste Verfasser des Buchs nicht

192) Wahrscheinlich hatte Schickardt bei der Vorrede, die der im J. 1636 in Tübingen gedruckten und von Ochsenbach verfertigten Uebersetzung des Gulistan von Sadi vorgesetzt ist, keinen anderen Grund, als dies Acrostichon, daß er Eberharden zum Verfasser machte; und weil er vielleicht wußte, daß er kein Latein verstand, und Uebereinstimmung mit italienischen Uebersetzungen fand, so ließ er ihn das Buch aus dem Italienischen übersetzen, obgleich die italienischen Bearbeitungen des Joh. von Capua jünger sind, als die deutschen.

193) So im Cod. Pal. 101. Nr. 6. vom Dieb und dem Mondenschein. Nr. 52. von der glücklichen List einer überraschten Ehebrecherin. Nr. 57. von dem Brückenwärter, der das Recht hat von jedem körperlichen Gebrechen einen Pfennig zu erheben. Nr. 82. von der Natter im Hause u. A.

194) Ed. de Sacy. Paris 1816.

mehr den Namen Bidpai, sondern, durch einen Irrthum des Abschreibers[195]), den Namen Sendebai, woher dann in den auf diese Quelle gegründeten Bearbeitungen die Rückerinnerung durch diesen Namen (Sandabar) an den Syntipas der sieben weisen Meister entsteht. Das arabische Werk des Almokaffa ist übrigens, wie aus dem Hitopadesa entstanden, so wieder die Quelle fast aller späteren semitischen Bearbeitungen. Die Sage ist, daß Nuschirwan durch seinen Arzt Bezruïah das Pancha Tantra in Indien habe aufsuchen und ins Pehlwi übersetzen lassen; aus diesem verlorenen Buche ist dann im 8. Jahrh. Almokaffa's arabische Uebersetzung entstanden; und auf dieser ruhen, näher oder entfernter, alle späteren neupersischen, türkischen (Humayunname, das königliche Buch) und die erwähnte hebräische Bearbeitung. So daß nach der Einen Umgestaltung aus dem Indischen ins Persische dies Werk im Oriente keine so großen Veränderungen erlitten hat, wie die sieben weisen Meister in Europa. Denn auch noch jene Sage von der Sendung des Arztes erkennt sich in dem deutschen Buche zu Anfang sogleich wieder und die Namen des Arztes Berosias und des Königs Anistras Caßri (Anuschirwan Chosru) sind leidlich erhalten. Die morgenländische Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet auch aus dem deutschen Buche noch ganz entschieden hervor, und wie diese drei Sammelwerke überhaupt wenig Zuthat und persönliche Einwirkung der jeweiligen Umarbeiter und kaum eine Spur der Zeit, in der sie umgearbeitet wurden, verrathen, so dieses offenbar am wenigsten. Es behauptet sogar den morgenländischen Lehr- und Erzählton, neben dem ganz lehrhaften Rahmen, der Häufung der Denksprüche und Gemeinplätze, und der beschwerlichen Einschachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrsätze des Meisters. Auch dies Werk übrigens empfahl sich in Deutschland noch durch die Art und Weise, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abgeschiedenheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an dem, was Gott und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines unfurchtsamen ruhigen Gemüthes.

7. Ausgang der höfischen Kunst. Historisches Volkslied.

Zu Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhs. war in Deutschland ein Aufschwung und ein Bestreben in der Literatur, wie überhaupt

195) S. Sengelmann a. a. O. p. 12, 13.

in dem geistigen Treiben der Nation; es blieb aber beim Versuch. Man hätte denken sollen, die günstigen Verhältnisse in Italien, die verhältnißmäßige Ruhe in Deutschland hätte Karl IV. bewegen und auffordern müssen zu großen Handlungen, allein er hatte keinen Trieb zu Großem und kein Herz und keinen Sinn für Deutschland. Man hätte erwarten mögen, daß seine Verbindungen mit den tüchtigsten italienischen Gelehrten einen literarischen Verkehr hätte öffnen können. Ein allgemeines Band bezeichnet auch der Novellengeschmack in beiden Ländern, der jedoch in Deutschland unausgebildet blieb. Sonst aber war, was Karl für Wissenschaft und Kunst that, für die er so viel Interesse zeigte, seinem Böhmen allein vorbehalten, und seine Prager Universitätsstiftung war so gut, wie der Weinbau, den er der Gegend aufzwang, und wie so manches andere seiner stürmischen Verbesserungen, nur eine unvorbereitete und unnatürlich übereilte Maßregel, da es noch kaum vorher in Böhmen an den nöthigsten Schulen gefehlt hatte. Wer es weiß, wie viel die niederländischen Schulmänner und überhaupt die fortgerückte humanistische Bildung der Reformation vorarbeitete, der wird keinen nähern Aufschluß bedürfen über die Ursachen, warum in Böhmen weder Schule und Universität, noch die Hussitische Reform der Kirche zu einem erfreulichen Ziele führten. Von den Höfen aus sollte weder die Staatskraft, noch von den Gelehrten und Philosophen die Lehrbegriffe, noch von den Prälaten, Concilien und Cardinalkollegien die kirchlichen Gebräuche und Sittenzucht der Priester in Deutschland hergestellt werden. Von Höfen und ritterlichen Dienstleuten auch nicht die Poesie. Man sah wohl, es gährte im ganzen Reiche hin und her. Seitdem die großen und kleinen Fürsten ihren Schutz den Dichtern versagt hatten, so merkt man wohl, wie namentlich die Sittenlehrer von Thomasin und Freidank an ihre Rede nicht weiter an die Höfe und an die ritterliche Gesellschaft wenden; und Alles, was wir seit dem Renner von Dichtung besprachen, hat mit Höfen und ritterlicher Gesellschaft auch nichts weiter zu thun. Vom nämlichen Augenblick aber an, wo in Böhmen und Oesterreich durch die Universitäten wieder eine Aussicht für die Kunst, durch die glänzenden Herrscher ein glänzender Hofstaat geordnet war, zog sich auch die Poesie, so dürftig sie war, dorthin, fiel in die Hände von wissenschaftlichen Männern, von eigentlichen Gelehrten, Aerzten u. s. w. und diente vielfach der trockensten Wissenschaft; es drängen sich auch wieder wie Carricaturen einige Dichter hervor, die zwar selbst aus dem Staube emporgekommen, sich mit höfischen Poesien an Höfe zu drängen versuchen und kläglich scheitern. Da schon die Dichtung entschieden auf dem Wege

zum Volke herab war, strebten die dürftigsten Köpfe sie wieder auf die Höhe, nach den Thronen, zurückzuleiten, und erst nachdem dies gänzlich mißlungen war, brachen dann alle Stände bis in die niederste Hefe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte sich jeder, so gut es gehen wollte, seines größern oder kleinern Antheils. Denselben peinlichen Gegensatz nun, den die Kirchenreformversuche im 15. Jahrh. und die theologischen Zänkereien gegen die Reformation Luther's und Zwingli's und die glorreichen Kämpfe der Humanisten machen, machen die österreichischen Sittenprediger des 14. Jahrhs. gegen Alkmar und Brant, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches, edles Bestreben, den besten Willen, die schönsten Anlagen theilen die frühern mit den spätern, und sie haben nur die begünstigenden Verhältnisse nicht und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; sie haben nicht die Theilnahme des Volks, auf das sie sich stützen könnten, und ohne diese scheitern sie mit ihren vereinzelten Kräften.

Wir haben oben noch in der guten höfischen Zeit in den österreichischen und bairischen Landen am entschiedensten die ersten Symptome des Untergangs der ritterlichen Bildung und des Anfangs einer neuen volksthümlichen gefunden; wir haben des Stricker's Klagen über den Verfall der Hofzucht und des Ritterthums gehört, wir haben Nithart's Lieder kennen gelernt, wo ein übermüthiger Bauernstand sich dem Ritterstande nahe stellte und mit ihm vermischte. Wir können den weiteren Verlauf dieser Verhältnisse an einem fortgehenden Faden durch zwei volle Jahrhunderte, in diesen Gegenden feststehend, verfolgen. Wir werden unten in einem anderen Abschnitte finden, wie man höfischer Seits sich in Wien an dem Bauernvolke reibt, wir wollen sogleich hören, wie man bäurischer Seits in das höfische Leben hinaufstrebt; wir werden Dichter hören, die dem ritterlichen Wesen und Stande den Rücken kehren, und andere, die das verfallene Leben dieser Klasse wieder herzustellen und zu heben streben, ohne daß es ihnen weiter gelingen kann. Das aus schöner und edler Gesinnung entworfene Gedicht: der Meier Helmprecht[196]) schließt sich noch ganz an jene Blütezeit der Ritterdichtung an und blickt mit Wohlgefallen auf den Zeitgenossen Nithart hin, an

196) Hrsg. v. Jos. Bergmann 1839, und von Haupt in der Zeitschr. für d. Alt. 4, 321. — Auch das Gedicht von dem übeln Weibe, das Bergmann (in den Wiener Jahrbüchern 1841. Anz. Bl. N. 94) hat drucken lassen, zählt unter die kleinen Dichtungen dieser Gegenden und Zeiten, die die veränderten Sitten aufdecken. Es ist die Klage eines Ehemannes über die groben Mißhandlungen seiner Frau, eine Art Minne, die den Frauen Dido und Isolde „unkund war".

dessen Bauerngedichte sich sein (erzählender) Inhalt enge anlehnt. Es ist um 1250 von Wernher dem Gärtner in Baiern gedichtet und nachher in Oesterreich umgearbeitet worden. Die Erzählung schildert das Emporsteigen des Bauernstandes an einem Beispiele, dessen Lehre wider das Ringen der Menschen gegen ihren Stand gerichtet ist. Des Meier Helmprecht's Sohn, ein bauernstolzer Jüngling, will zusehen, wie es bei Hofe hergeht, und scheuet nicht der Hofleute Spott noch seines Vaters Rath und Mahnung, er reiht sich zu dem Gesinde eines Burgwirthes, der von Raub lebt, und zeigt sich später einmal in seiner neuen Herrlichkeit zu Hause. Ueber der freundlichen Bewirthung unterhält man sich von den alten Hofsitten, da man buhurdirte, tanzte, sang, von Herzog Ernst las, jagte und schoß, die aber nun vertauscht sind mit Trinken, Lügen und Trügen, mit Spott und Verläumdung, mit Rauben und Schinden der Bauern. Auf eine Mahnung seines Vaters droht der junge Held, dessen Eigenthum selbst nicht mehr zu schonen; er vermählt seine Schwester mit einem seiner Genossen, Lämperslint; über der Hochzeit aber, gegen die Artus' Feste gering waren, tritt die Katastrophe ein: die Rache des Richters und bald die schlimmere der geschädigten Bauern trifft das selbstherrische Kind. Aehnliche Zustände wie diese treffen wir in einer Reihe von (15) Gedichten des österreichischen Ritters Seifried Helbling[197]), die im Verlaufe der Jahre 1288—99 gemacht sind, einem Sammelwerke, dem der Dichter den allgemeinen Titel des kleinen Lucidarius („Lichtgeber") gegeben hat, weil einige größere Stücke in der Form eines Gesprächs zwischen dem Ritterdichter und seinem Knechte verfaßt sind, so wie der ältere lehrhafte Lucidarius, oder die aurea gemma, in Unterredungen zwischen Meister und Jünger. In diesen, den anziehenderen Stücken der kleinen Sammlung nimmt der Dichter die bescheidene Wendung, daß er seine bitteren Klagen über die Zustände der österreichischen Lande seinem Knechte in den Mund legt, der mit seiner dreisten aber weisen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängstlichen Herrn in Verlegenheit und Erstaunen setzt. Wir wollen die kleinern unter den „Büchlein", wie sie der Dichter nennt, übergehen, auch ein größeres (N. 7.), worin der Verfasser im Traume die Schlachtordnung und den Kampf der Tugenden und Laster beobachtet, und wollen möglichst kurz den Inhalt der Stücke andeuten, die unserer gegenwärtigen Betrachtung näher liegen. In dem ersten Gespräche fragt der Knecht nach dem rechten Ostermanne, und weiterhin auch nach der rechtgearteten

197) Durch Karajan in Haupt's Zeitschrift 4, 1 ff.

Frau; seine Schilderungen und Erfahrungen aber stoßen überall auf Ostergänse und Osteraffen, auf Leute mit wunderlichen, nachgeahmten Trachten und Sitten, und jedesmal sind dies Charaktergemälde und Genrebilder in dem rohen, karrikirten, bäurischen Stile, wie wir sie seit Nithart und Tanhäuser in Oesterreich schon gewöhnt sind. In dem zweiten Stücke sitzt der Ritter mit dem Rathe von sieben Tugenden an Fürsten Statt und hört des Knappen Rede, der über das Aufstreben des Bauern, über die Verdorbenheit der Gerichte, über Lottersinger und Juden, über geistliches und weltliches Regiment, über alle eingerissenen Laster und Schäden klagend sein gepreßtes Herz erleichtert. In dem achten Stück sitzt der Ritter wieder an Königs Statt und muß des Knechtes neue Klage über alle Verhältnisse des Landes, über Reich und Regierung hören; das Auf und Ab, die Vermischung des Ritter- und Bauernstandes durch Heirathen, durch gleichartigen Besitz, Tracht und Sitte, bildet im Eingang den Hauptgegenstand. Das dritte Gedicht, ein Gespräch im Badhause, ist ironischer gewendet; der Ritter nimmt hier das „Merken und Melden", das Schimpfen und Schelten seines Dieners über die fremden Sitten der Oesterreicher nicht mehr so geduldig hin; im 4ten und 15. Stücke ist der Knecht dann verabschiedet, und es wird nur noch aus der Erinnerung auf seine Unterhaltung zurückgeblickt. Das 4te Stück enthält eine, freilich nicht historisch gehaltene uud unvollendete Erzählung der Verschwörung von vier Ministerialen im Jahr 1295, die wegen der Vorliebe des Herzogs von Oesterreich für fremden Hofadel sich auflehnen, und das Land unter sich theilen wollen; so wie das 15te Stück die Belagerung Wiens durch den Ungarischen König Andreas III. erzählt. Hier ist der Eingang besonders charakteristisch: die alte Sitte der goldnen Ritterzeit und der Wolfram'schen Dichtungen, die Zeit wo die Welt voll Freude, die Herrn freigebig, die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich und edel war, ist in Gegensatz gebracht mit der Gegenwart; der Knecht sieht den Hoffesten zu, mit seinen Gedanken auf Parzival und Gamuret, während die Hofleute um ihn her von Kühen, von Korn- und Weinwucher reden.

Bei Helbling ist auf das Gedicht eines gleichzeitigen Meisters Konrad aus Haslau angespielt, der Jüngling; es ist neuerlich von Haupt mitgetheilt worden[198]); eine wenig erquickliche Arbeit, die sich aber an diese österreichischen Sittengemälde in übereinstimmender Weise anschließt. Der Dichter beklagt die geschwundene Zucht der Jungen, die

198) Zeitschrift 8, 550.

gleichen Sitten, die Herrenkind und Bauer einander nähern; er zählt dann die verschiedenen Unzuchten und Unsitten auf und begehrt von jedem Jüngling, der ihnen verfallen ist, einen Pfennig, bei einzelnen stärkeren Lastern auch ein Pfund und eine Mark: er hofft dabei ein großes Vermögen zu machen.

Wenn wir hier überall an die Gegenstände und Ansichten des Stricker erinnert werden, dessen Klaggedicht Helbling ohne Zweifel sehr gut kannte, so dürfen wir fünfzig Jahre weiter vorschreiten und wir finden in Oesterreich noch immer die ähnlichen Dichtungen, die sich über die Verhältnisse des Lebens sittenrichterlich verbreiten, und leise gewahren wir, wie sich diese letzteren allmählich so verändern, daß Bildung, Wohlstand, Gedeihen immer mehr in die unteren Klassen der Gesellschaft herabsteigen. Heinrich der Teichner (der bis gegen das Ende des 14. Jahrhs. lebte) erinnert noch überall an seine österreichischen Vorgänger, und dem ganzen Eindruck seiner Reden nach an den Stricker; nur daß bei ihm schon die Hoffnung auf das Hofwesen und die Ritterzucht ganz geschwunden ist und in seinen einfachen Spruchgedichten, die man den Priameln etwa so vergleichen möchte, wie die Stücke des Muscatblut und ähnlicher Dichter den gelehrten strophischen Sprüchen der Gnomiker, die Lehre das Beispiel fast ganz verdrängt hat, so daß er nur seltener die Fabel oder Erzählung zu Hülfe nimmt. Daher ist er jenen farblosen, schwerfälligen Predigten des Stricker, die so alles Lichts und Schattens entbehren, am nächsten, und es kann dazu dienen, den Unterschied des Teichnerischen und des Vortrags von Suchenwirt zu charakterisiren, was dieser letztere von sich selbst sagt, und was ihm Hugo von Montfort mit seinen eigenen Worten nachrühmte, daß sich seine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten. Von der knappen, oft abgebrochenen, oft verwischten und nebelhafteren Manier des Teichners und dem dunkleren Zusammenhang in vielen besonders seiner abstracteren Lehrgedichte, die fast alle in trochäischem Maße abgefaßt sind, kann man das nicht sagen. Diese Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zusammen. Er mag reich gewesen sein, er entsagte aber dem Gaukelspiele der Welt, er theilte sein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog sich zu geistlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an sein Ende[199], in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohn-

199) Suchenwirt's Rede vom Teichner; in der Ausgabe seiner Werke von Primisser S. 64.

Er hât mit keusche seinen leib untz an sein end behalten;
geistlicher weishait walten begund er für der welde spot,

süchtiger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beschäftigt mit dem Lesen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit. Ob wohl der gute, friedliche Mann, dessen sanfte Art sich so sehr in seiner leidenschaftlosen, nur manchmal von behaglicher Ironie gefärbten Dichtung ausspricht, je einen größeren Kummer gehabt hat, als da ihn nach einem Beinbruch seine Pflegerin auf versprochene Ehe anklagte und der Verdruß über diesen Makel, den man seiner unbefleckten Keuschheit anhängen wollte, ihm auf mehrere Wochen das Dichten ganz verleidete, dem er sonst täglich obzuliegen pflegte? Man begreift, daß ein Mann dieser Naturart, der so sehr an die friedlichen und gemüthlichen österreichischen Herzöge dieses Jahrhunderts erinnert, den Lauf der Welt wohl mit gesundem Sinn aus der Ferne beobachten, nicht aus der Nähe lebendig aufgreifen und dichterisch darstellen, daß er die Gebrechen der Zeit kennen, aber die Vederber nicht hart angehen kann. Auf Hof- und Ritterleben hat er jede Hoffnung aufgegeben; die Zeiten, wo der Hof eine Schule der Zucht war, sind ihm dahin[200]). Das üppige Toben der Hofschranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten Ritter, das Turnieren und Stechen, das Suchenwirt der eingerissenen Gefahrlosigkeit und Spielerei wegen verachtet (während Reimar von Zweter 100 Jahre vorher die Mordsucht dabei beklagte), kann ihm nicht die Tapferkeit der Parzivale ersetzen, und ein Turnierer, wenn er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug giebt, scheint ihm doch nicht eben sehr viel vor einem Wirthshauslieger vorauszuhaben. Nicht allein widersteht ihm der Friedensverkehr der Ritter, sondern auch ihre Nachahmerei der alten Helden, die damals in den preußischen Kreuzzügen eben in jenen Gegenden besondere Nahrung fand. Die Ritterschaft, sagt er, ist zum Schutze der Waisen,

---

im liebet in dem hertzen got für alle weltleich êre;
sein rât, sein weise lêre ist in der welde garten
gesæt mit worten zarten der welt ze trôste, got ze lob.
Mit gueten siten swebt er ob allen, die getihtes pflegen,
spil, lueder liez er underwegen; swern, schelten, pœse wort
wart nie kainz von im gehôrt.

200) In Schottky's Auszügen aus Teichner's Werken in den Wiener Jahrbüchern 1818. 1. Bd. im Anzeigeblatt S. 34.
Wer guot gepâr — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hof niht vrâgen vil; daz was ê ein schuol der tugent,
daz man kindel in der jugent dâ hin liez in solchem muot,
daz siu zuhtig wurden und guot: daz ist laider nu dâ hin.

Armen und Bevortheilten gesetzt, wie der Arzt für den Kranken; und schlecht haben nach seiner Meinung sogar die alten Recken diesen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem sie der Welt dienten und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. So ziehen nun auch die heutigen Ritterleute, keinem Weisen zur Freude, nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, lassen aber schutzlos ihre Armen, und in Noth die Wittwen und Waisen zurück. Schützten sie die, so hätten sie so viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge. Es tauge nicht, daß sie dahin fahren und schlechtes Gericht in ihrer Heimat wissen: tilgten sie was da Unrecht geschieht, so föchten sie um das Himmelreich; sagten sie in der Gerichtsstube die Wahrheit und würden darum in kurzer Zeit erschlagen, so würden sie Heilige und Märtyrer so gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags fastet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und sie hebt über alle Fürsten und zu Helden über alle Riesen macht[201]). Dies könnte gegen einen Suchenwirt gerichtet scheinen, der gerade diese Preußenfahrten so vielfach besingt, der noch andere Ansichten vom Ritterleben hat, der solche Ehrenreden in Menge gedichtet hat, wie sie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich diese Lobdichter solche Lieder sängen, die ohne Unterschied auf jeden Einzelnen gleich gut passen. Sonst aber spottet er der Wappensänger, in deren Klasse der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten (Schottky a. a. O. S. 36); so wie er den Ritterdienst auch von anderen Seiten verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf seinen Fahrten im harten Dienst einer Frau umher; als er heimkam, fand er sie mit einem Mönche buhlerische Gemeinschaft treiben; und da er ihr Vorwürfe macht, so spottet sie seinen Ritterdienst aus, und meint, Minnesang und Ritterschaft wiege nun weit unter dem Pfennig[202]). Anderswo singt er, es sei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräche meint die Traute, ihr rother Munde müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gesetzten Nothpfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles

201) Cod. Pal. 384. fol. 70.

202) Cod. Pal. 384. fol. 44. Stücke von ihm sind auch in den Codd. Monacc. 714 und 574. und gedruckt im Liederbuch der Hätzlerin.

Gut, wer es zu schätzen wisse; das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre. Selten sind die muthwilligen Schwänke bei ihm, die sonst in der Zeit allgemein sind, selten die allegorischen Stücke, in denen ernsthafter von der Minne die Rede ist, wie bei vielen seiner Zeitgenossen; und dann ist Alles voll Klage über die neue Art zu lieben, über die neuen Trachten und über der Frauen Hoffart, so daß der Dichter dann Veranlassung findet, sich gegen die guten Frauen (die er nicht meine) zu entschuldigen, wie der Büheler, indem er die sieben weisen Meister behandelte.

Von Hof- und Rittersitte erbaut ist also der Teichner nicht; allein, daß er irgend in den untern Ständen dafür einen Ersatz suchte, daran ist eben so wenig ein Gedanke. Ist er von dem Adel abgewandt, so ist er doch nicht dem Volke zugewandt; sein Spruchgedicht hat daher etwas Gelehrtes, nichts Volksthümliches an sich. Er ist zwar weit entfernt von jener üblen Schulweisheit, die z. B. in jenem oben erwähnten Laiendoctrinal herrscht, die ganz nur aus Belesenheit fließt und jede Tugend nicht aus dem sittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus den natürlichen Verhältnissen, sondern beides nur aus der Schrift, aus der Empfehlung dieses oder jenes Kirchenvaters erläutert und wieder empfiehlt: allein wie weit steht er doch auch von einem Freidank ab, den er kennt und achtet[203]), wie weit von dessen Schärfe und innerem Halte, so ähnlich sich die Gesinnungen, so ähnlich der vielfache Gebrauch des Sprichworts ist, das nicht selten, wie etwa später bei Murner, das Thema seiner Gedichte macht. Wie ganz anders spricht die kräftige Grundsätzlichkeit eines Walther oder Freidank zu dem Leser, wie ganz anders die natürliche Entrüstung eines Brant, als der häufig flache Witz oder eine ironische, manchmal möchte man sagen sophistische Wendung des Teichner. Wer ein böses Weib hat, lehrt er, der schlage sie nicht, sondern er lobe die Guten vor ihr, so wird sie vor Zorn Gicht bekommen und sterben, denn sie wollen lieber ihren Vater erschlagen wissen, als andere Weiber gelobt. Nichts schlimmeres als ein böses Weib; wer sie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein besser mit unreinen Bälgen gerüstetes Querholz gesehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb

203) Cod. Pal. 384. fol. 42.
Stæch ein aid als ein dorn, ez würde niht sô vil gesworn,
hât der Frîdank gesprochen, und hât nihts dran geprochen etc.
Vgl. fol. 94b.

schlimmer sei, läßt er sich fragen. Der Spieler; denn er stehle Weib und Kindern, was er verthue, der Dieb aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler sei, ein Räuber oder ein betrügerischer Wirth? Dieser; denn gegen jenen darf man sich doch wehren. — Er kennt Leute, die sich vor den Gänsen bis auf den Boden neigen sollten; das sind die Schreiber, denn sie verdanken ihnen Alles. Ihre Gewalt und Untugend ist nicht neu; Christus ward durch sie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieses die Welt verloren wäre, so mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung stehen. — Manchmal berühren die Fragen, die er sich stellt, strengere philosophische Probleme; so in einigen gedruckten Stücken bei Docen (Misc. 2, 228) über die Natur der Menschen und Thiere, wo der Vorzug des Menschen vortrefflich in seine Strebsamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in sein sittliches Gefühl (Scham), in seine Vernunft (er erkennt was böse und gut ist), und seine Bildsamkeit (er ist ein unbeschriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze über freien Willen und den Zwang der Gestirne stehen; und über die Scham, die er (wie Aristoteles thut) auf die Frage nennt, ob er etwas wisse, das der Jugend zur Ehre, dem Alter zur Schande gereicht. Aus solchen Stücken erklärt man sich am leichtesten seine Verschmelzung der Begriffe eines gelehrten und eines dichterischen Meisters, seine entschiedene Zuneigung zum Spruchgedicht im Gegensatze zu der für den Gesang zugerichteten Poesie, die er an ihrer Stelle ehrt, aber nicht im Lehrgedichte. Manches Düstere spielt in seine Lehren herein: Er mag nicht, daß ein Greis in seinen letzten Jahren fröhlich sei, das heißt er sich gegen die Hölle freuen. Er meint, als Kind zu sterben, sei das beste, da ja jeder nach seiner Herberge eile. Er kennt die Welt: nach langem Nachdenken hat ers heraus, was sie ist; nichts als: Aefffst du mich, so äff' ich dich. Und trotz seinem richtigen Blicke in diese Welt trifft er nicht den Ton, der sie bekehren könnte, und man möchte auch von ihm sagen, was er sehr schön vom Zuschauer beim Schachspiele sagt: er scheint es besser als der Spieler zu verstehen und sollte er selbst spielen, so würde er es noch schlechter machen.

Sehr anziehend ist der Gegensatz, den zu dem Teichner sein Freund und Landsmann, Peter Suchenwirt[204]) (lebte bis um oder über das Ende des 14. Jahrhs.), bildet. Der Suchenwirt ist seiner Beschäf-

204) Seine Werke, herausg. von Primisser. Wien 1827. Vgl. Koberstein, drei Abhandlungen über Peter Suchenwirt. Naumb. 1828—52.

tigung nach an den Hof und die Ritterwelt geknüpft; und ist er zwar eben so wenig über ihre Mängel blind wie der Teichner, so ist sein Eifer doch ein reformatorischer, und kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger, und als solcher hielt er sich nicht immer in Wien auf, sondern er ritt in den Landen umher und besuchte die Höfe der Fürsten. Die Burgen der Edlen, welchen er seine Reden und Gedichte vortrug, das Wesen dieser fahrenden Leute, zu welchen auch Spielleute, Mimen, Wahrsager, Looswerfer gerechnet wurden, schildert Suchenwirt selbst an mehreren Orten: Ich ritt, sagt er, in fremde Lande, daß ich den edlen Fürsten bekannt würde und meine nothdürftige Nahrung verdiente. Diesem Stande (heißt es anderswo), der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunst pfleget und die Biedern und Güten auszeichnet, die Bösen aber ganz unterwegs läßt, diesem Stande geziemt es, großen Herren aufzuwarten, und das Lob der Edlen zu sagen. Suchenwirt gehörte zu jener besondern Klasse von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren, und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede, Visirung und Blasonnirung der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Er nennt diese Leute (S. 20.) Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen. Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turniere zugegen zu sein, das Turnier, so wie die Turnierrechte und Gesetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienste, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu versehen. Daher senden die Frauen Ehre und Minne, da sie ein Turnier wollen ausrufen lassen (p. 98.), zu Suchenwirt: den findet man in Oesterreich bei den Fürsten tugendhaft, ihm sind die Unterschiede der Wappen mit Namen wohl bekannt[205]). Dieser Geschmack am Wappenwesen fängt; obgleich er niemals ganz ausgestorben war, doch wieder an lebhafter auch in der wirklichen Welt zu werden, seitdem man in den späteren Ritterromanen des 13. und 14. Jahrhs. die Wappen in der Poesie häufiger nennen hört. Schon in dem Bruchstück eines historischen, in Wolfram's verderbter Manier gehaltenen Gedichtes von Hirzelin, auf die Schlacht am Hasenbühel[206]), findet sich diese Rücksicht auf die Wappen; hinfort wird in allegorischen Gedichten an den unpassendsten Stellen die Wappen=

205) Primisser in der Einleitung p. XII. ff.

206) In Rauch's scripptt. rer. austr. II. und in Maßmann's Kaiserchronik 2, 672., hier neben einem andern niederrheinischen Bruchstücke über denselben Gegenstand von einem Anhänger Adolfs von Nassau.

beschreibung ein so beliebter poetischer Zierrat, wie sonst die Stein- und Pflanzenbeschreibungen; fast in allen Ehrenreden des Suchenwirt erscheint sie am Schlusse[207]. „Aehnliche Verbindungen des Dichters und Herolds in Einer Person waren auch späterhin nicht selten; so erscheint der Zeitgenosse Püterichs von Reicherzhausen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen schilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte soll der Hofpoet in Dresden ein Heroldskleid getragen haben[208].“ Seit dem 15. Jahrh. wird auch dieser Stoff mehr zur Prosa herabgezogen, ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur heraldischen Wissenschaft; so lange er aber in der Poesie heimisch war, steht auch Er in engster Verbindung mit der Malerei und der bildenden Kunst, der sich jetzt die Dichtung von allen Seiten zu nähern sucht, so wie man umgekehrt den Verband mit der Musik mehr aufgab. Dieser sein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenheit, „mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereignissen der Zeit in vertrauter Bekanntschaft stehen zu können.“ Er verhehlt sich die Verdorbenheit und Gesunkenheit der ritterlichen Welt nicht, sagten wir schon oben: sein Brief über der Welt Lauf (p. 68.) zeigt dies deutlich genug und macht unter allen Stücken des Dichters seinem Talente und seinem Herzen mit die meiste Ehre. An Ehren ab, an Schanden auf, sagt er, ist nun das Werben der Welt. Die Ehre muß verderben, Zucht und Scham sind krank, Untreu hat großen Anhang, der Wahrheit ist die Zunge, der Freigebigkeit sind die Arme lahm, der Treue ist der Fuß, der Rede das Herz verletzt, die Gerechtigkeit ist die Stiege herabgefallen. An den Höfen muß die mannhafte Ritterschaft an der Pforte stehen, Schmeichler und Federleser werden aufgenommen und belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte, bis die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben sich nun mit Simonie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht: das adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter soll auf Feld und auf Reisen Wittwen und Waisen schirmen, seinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlsprechen. — So klagt er auch an andern Stellen über die Raubsucht der Ritter auf der Einen

207) Daher rühmt denn auch Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f. 3. von ihm, daß zu Wappenschildereien der Suchenwirt gehöre,

der dick mit red als nâhe schirt, man möcht es griffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich ûch mit ainem wort,
er ist der best den ich ie gehôrt von gott und von den wâppen.

208) Primisser p. XIV.

Seite und auf der anderen über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geschnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfische Benehmen der alten Ritter verloren ging. Wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen seines Guts; und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weist er auf das Beispiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden besingt, die den charakteristischsten Theil seiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verschiedener österreichischer und anderer Edlen in einheimischen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde, erinnert uns an alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse, die sich im 14. Jahrh. zutrugen, und giebt manche geschichtliche Kunde, denn seine Erzählung darf mit Vorsicht für die wirkliche Geschichte gebraucht werden. In sehr gleichmäßiger Form setzt er diese Denkmale seinen sehr verschiedenen Helden. Der Eingang ist jedesmal „geblümt" mit gehobeneren Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geistes, ohne dessen Hülfe der Dichter (p. 40.) sich nichts zutraut, dessen Klagen über seine Unkunst, wie Primisser mit Recht sagt, nicht blos der Ausdruck der Bescheidenheit sind; alsdann folgt die trockene Erzählung der Thaten seines Helden, und die Klage um ihn, sein Lob und die Beschreibung seines Wappens schließt. Auch diese Gedichte wurden, meint der Herausgeber, bei guter Gelegenheit gesprochen und nicht gesungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere historische Reimereien wieder mit Noten begleitet, damit man wenigstens die Wahl habe zwischen Singen und Lesen. Ueberall sucht der Dichter in diesen Heldenliedern die Farbe des alten Rittergedichtes festzuhalten, und er denkt auch (p. 31.) bei seinen Helden an die der Tafelrunde und bei seinem Preise an den des Wolfram. Denn mit dem 14. Jahrh., wo ein neuer Rittergeist in der romanischen Welt emporkam, kam auch wenigstens eine Spur davon in die Gegenden von Deutschland, wo sich Reichthum und Regsamkeit damals zeigte. Von der Abenteuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der französischen, englischen und besonders spanischen Ritterwelt aus den Romanen überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dies im Gegensatz zu den rohen Sitten der Zeit macht, und die bei der neuen Gestaltung der spätern Prosa-Romane bis zum Don Quixote wieder neuen Stoff aus der Wirklichkeit für die Poesie bot, ist unter uns Weniges, aber doch Einiges zu finden. Der Geist des Reisens, des Wanderns kam über ganz Europa. Man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entstehung der Kreuzzüge die Welt gestanden haben mußte: einzelne

Abenteuerer durchfuhren alle Nähen und Fernen; Reisende besuchten die alten Welttheile; die größten Bewegungen im Oriente und die augenscheinlichsten Gefahren konnten selbst eine Menge von Fürsten im 14. und 15. Jahrh. nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten, für die die Weltverachtung und Frömmigkeit neue Begeisterung weckte; und die Rittersleute gingen einzeln und in größerer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Gedicht von Albrechts III. Ritterschaft in Preußen (1377). Der Dichter war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und ohne Gefahren, soll den Stoff zu einem Preisliede hergeben; Empfang, Bewirthung, Rüstung der Ausziehenden, alles trägt den Ton eines höfischen Romans; es ist der schönste Fortgang von der poetischen Erzählung von dem Kreuzzuge Ludwigs von Thüringen, den wir oben erwähnten, zu diesem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man fast eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die siebente Ehrenrede feiert, ist am heiligen Grabe und in Babylon gewesen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV. einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Chreuzpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere der Gepriesenen Suchenwirts aber verrichteten ihre Thaten in den einheimischen oder in den großen Nationalkriegen, die damals fast in allen europäischen Staaten waren; wir begleiten sie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jahrh. war in dieser Hinsicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge hatten aufgehört; der Kriegseifer gegen die Heiden hatte sich gelegt und ward zur Unduldsamkeit. Bisher hatte ein gemeinsames Interesse Fürsten, Adel und Geistlichkeit vielfach verbunden; man hatte sich einem gemeinschaftlichen Feinde gegenübergesehen; man hatte in Brüderschaft mit allen christlichen Völkern in Einer Reihe gefochten. Nun hörte dies auf; die Nationen sahen sich auf sich selbst zurückgewiesen; ein Gefühl von Nationalität tauchte plötzlich auf, und zwar selbst zwischen verschwisterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man sich einer neuen Richtung gewöhnlich überläßt. Verwandte Sprachen fingen sich an bestimmter zu scheiden; der Engländer verstand den Franzosen, der Franzose den Italiener weniger; der Norddeutsche schien es versuchen zu wollen, seine Mundart in der Schrift gegen die

siegreiche Hochdeutsche geltend zu machen. Die Begeisterung für allgemeine innere Zwecke hörte in den Völkern auf: diese litten gemeinsame Verbrüderung; Bestreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Selbständigkeit regte sich in den Ländern: und hier stießen sich die volksthümlichen Interessen. Das christliche Band löste sich auf; hinfort wollte sich jedes Volk nach seiner eigenthümlichen Natur politisch entwickeln, und traf mit dem ungleichen Nachbar feindlich zusammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene meistens so wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Schottland und England, zwischen England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragonien und Castilien, jene vielfach verschlungenen Kämpfe in Italien, wo sich sogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Feindschaften in Oesterreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte die Waffen, die man sonst gegen die Feinde der christlichen Menschheit kehrte, gegen sich selbst, und das ist, sagt der Teichner, der Grund der Bosheit und eigenen Verderbniß der Welt, daß das Gift, das ehemals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch die Helden diese bekämpften, nun in die Menschen selbst überging und sie untereinander zerfleischen machte. In Deutschland haben wir seitdem zwischen Ober- und Niederländern jene Neckereien, mit denen oberdeutsche Priester sich gerne mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer mit den Höllenbewohnern stichelnd vergleichen. Sonst schied sich bei uns der östliche Theil, der seither einer eigenen Entwickelung folgte, ruhiger ab, wenn man die Kämpfe Friedrich's und der Böhmen mit Ludwig dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zusammentreffen hatte nur zwischen den herrschsüchtigen österreichischen Herzögen und den freiheitsliebenden Schweizern Statt. — Wie hier die Selbstsucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach individueller Ausbildung so weit ging, daß forthin bei der steigenden Gefahr, die der Christenheit von den Türken drohte, im grellsten Gegensatze gegen jene begeisterten Kreuzzeiten, kein Arm sich mehr für den Nachbar, ja ohne die äußerste Noth nicht einmal zum eigenen Schutze erhob, so daß nun alle Ermahnungen der Concilien, alle Drohungen der Päbste, alle Hülferufe der Bedrohten, alle Bitten der Fürsten, jeder Weheschrei des gesunkenen griechischen Reichs vergebens verhallte, so trennten sich auch innerhalb der Staaten alle Bande der Gesellschaft. Der Adel kannte keine gemeinsamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn verarmt. Mit Neid sah er die Reichsstädte, den Bürger und den Bauer im regelmäßigen Gewerbe reich werden, sah den Handel anfangen die Welt

zu beherrschen, und die Freude, den Glanz, die Bildung bei dem Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor allein besaß. Und wie diese Städte um sich griffen, so bedrohten ihn auf der andern Seite habsüchtige Fürsten, die dem allgemeinen Drang zum Eigennutze so gut verfielen, wie alle Körperschaften und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren, wie in Frankreich und England, da war doch für Ehrsüchtige noch ein ehrbarer Ausweg, wo aber der arme Adel sich wie in Deutschland nur den reichen Reichsstädten gegenüber sah, da fing er an in geschlossenen Raubverbrüderungen mit der Faust und vom Stegreif auf den schnellen Erwerb dessen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße sich erarbeitet hatte, und er sprang von der gleichgültigen Sorglosigkeit zu Thomasins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Trimberg's Zeit schon Meister war. So haben wir nun namentlich in Deutschland, wo kein Kaiser störte, keine große Nationalbegebenheit abzog, die verderblichen Kriege der Fürsten und Edlen mit den Reichsstädten. — Gegen die reichen Handelshäupter und Innungen lehnten sich schon im 13. Jahrh. die niedern Handwerke auf; noch aber war ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering gewesen, aber jetzt im 14. Jahrh. griff man überall das früher verfehlte Unternehmen, diesmal mit besserem Erfolge, wieder auf; und wie lange dauerte es, so trat auch noch eine tiefer stehende Klasse hervor mit Ansprüchen, von denen sie früher nichts einmal geahnet hatte. — Die Geistlichen hatten durch ihr Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Gesellschaft verloren; sie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte sich sogleich alles in Körperschaften, mit den härtesten Formen aufs individuellste geschieden, ab, und die Franziscaner verfolgten sich untereinander und zusammenstehend wieder die Dominicaner; die Bettelmönche haßten die Predigermönche; Alle wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Ursprung hatten und den gleichen Zweck der Kirchenreform und der Rückführung patriarchalischer Einfalt; und die ganze Christenheit wandte sich gegen diese Secten, die es wohl mit ihr meinten, mit gleicher Vertilgungssucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jahrh. die härtesten Verfolgungen zu erdulden hatten. Bald dürfen wir noch eine Stufe tiefer steigen und bemerken, wie sich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe seiner Selbständigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandte und Nächste, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Festlichkeit, mit Scherz und Satire verfolgte.

Dieses Zerstäuben der friedlichen allgemeinen Bildung in eine stürmische, gährende und wild durcheinandergreifende Bildung kleiner und kleinster Körper, dieser Uebergang der politischen Geltung von der geistlichen und weltlichen Aristokratie zu dem Volke, zeigte sich nirgends vollendeter als in Deutschland. Und wie in Staat und Kirche und Volksbildung, so auch in der Poesie, so dürftig sie war. Wir hatten passiver als irgend eine andere Nation in der Zeit der universellen Richtung das Gemeingut der britischen und fränkischen Poesien getheilt, desto entschiedener verschmähten wir aber auch jetzt von der Ausartung dieser Poesien viel zu leiden und wir zogen uns lieber auf unsere arme Lehrdichtung zurück. Wir sparten die Kräfte; wir wollten sie nicht an die übertriebene Verfeinerung einer Gattung von Dichtungen vergeuden, die deren nicht werth war; wir ließen vielmehr diese Dichtungen in solcher Weise verfallen, hielten nur solche Gegenstände fest, schränkten sie in eine solche Form ein, daß sie leichter auch in den untern Klassen Eingang finden konnten, die jetzt eben ihre äußern Bedürfnisse veredelnd auch ein inneres zu empfinden begannen. Mehr und mehr, sahen wir, setzte der erhabene Ritterroman derbere, komische Züge zu; mehr und mehr schrumpfte die Volkssage zu Liedern zusammen, oder beides ging in Prosen über. Die Reste der alten Literatur bequemten sich den Bedürfnissen und dem Geschmacke des Volks: sie gewöhnten das Volk zur Theilnahme an der Literatur. Das Charakteristische, sahen wir schon, ist auch hier das Einschränken des Größeren in Kleineres, das Spalten des Ganzen in Theile. Man hatte nur Geduld für kurze Stücke; man behielt vielleicht nicht einmal den Renner so lieb wie den Freidank, obgleich er den Sitten und dem Geschmacke näher stand, und man suchte die Catonischen Lehren, die Räthe des Aristoteles[209]) und ähnliche Stücke kurzer Spruchweisheit[210]) wieder hervor. Mit Leidenschaft griff man die kurzen historischen Anekdoten aus der alten Welt, die Novelle und die Fabel auf, das verkörperte Sprichwort voll gedrungener Weisheit. Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht so in schöner Muße obliegen, wie der Adel. Was es lesen sollte, mußte kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den praktischen Sinn, lebenvoll für die Einbildungskraft sein;

209) Diese sind vom Suchenwirth behandelt in Nr. 38 und mit der Zeit mehrfach verändert und verlängert worden.

210) Wie z. B. den Tugendspiegel in den Altd. Blättern von Haupt und Hoffmann 1, 88.

und was es singen sollte, konnte kein Epos mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebender Erinnerung. Wie man also bei uns mit dem ganzen Nachdruck der bewegten Volksmacht im Religiösen die universale katholische Kirche umwarf, um dem besondern Bedürfnisse nachzukommen, wie man das Weltreich Karls V. umstieß, um sich lieber ohne politische äußere Macht innerlich gestalten zu können, so erschütterte man auch den einförmigen romantischen Geschmack, der bis dahin allein herrschte. Tausend verschiedene Stände mit eben so viel verschiedenen Richtungen bewegten seitdem ihre verschiedenen Kräfte. Ungeübt in eigner Erschaffung, ohne anregende äußere Ereignisse suchten sie vorerst aufzunehmen, und seit der Mitte des 14. Jahrhs. verflossen nicht viel mehr als hundert Jahre, so hatte man sich, unterstützt durch die Buchdruckerkunst, bereits einzelner Stücke der indischen und hebräischen, der lateinischen und römischen, der italienischen und französischen Literatur bemächtigt. Unter diesen Anstrengungen lernte sich die eigene Kraft auch selbständig versuchen. Es bedurfte nur einer großen Begebenheit in der politischen Welt, so fing man jetzt unter der neuen volksmäßigen Entwickelung an, was zur Zeit der alten volksmäßigen Entwickelung ebenso geschehen und nachher von der ritterlichen Welt, welche die Wirklichkeit floh, versäumt worden war: man ergriff diese Begebenheit und übergab sie dem Liede und Gesang. Die großen Nationalkriege, die wir als den merkwürdigen Wendepunkt bezeichneten, der die Nationen überhaupt zur Volksthümlichkeit brachte, brachten die Nationen auch wieder zu einer volksthümlichen Lyrik. Die schottischen und französischen, die Albigenser- und Schweizer-Kriege haben zum erneuten Volksgesang begeistert.

Leider geschah in Deutschland nichts Großes in diesen Zeiten: allein wo doch auch ein mäßig Großes geschah, da rief es auch bei uns den Volksgesang hervor. So haben wir unter Suchenwirt's Helden solche, die, von den preußischen Zügen zu schweigen, in den Kriegen der Gegenkaiser, in den Fehden, die durch die Tiroler Erbschaftssache und in den Händeln des Pseudowaldemar betheiligt sind, und die Sempacher Schlacht findet in der Rede von fünf Fürsten (N. 20) eine Erwähnung. Aber hier sieht man, wie diese Nationalbegebenheiten den Hofsängern entrissen wurden. Diese Lobgedichte wurden vergessen, aber die Volkslieder von der Sempacher[211]) Schlacht (1386), und vor andern das von Suter, sind der Nation theuer geblieben. Von diesen Zeiten an gab es

211) Das älteste und einfachste bei Uhland.

kein Ereigniß von nur einiger Bedeutung mehr, das nicht seinen Sänger gefunden hätte, und wir stehen in einer Zeit, wie wir uns jene frühern Jahrhunderte denken müssen, wo das deutsche Volk in allen Klassen sang, nur daß sich aus dem historischen Gesang dieser neuen Zeit nichts Episches bilden konnte, weil Geschichte und Aufklärung störte: und so sehen wir Beheims größere historische Gesänge in einem jämmerlichen Abstich selbst gegen das roheste Lied vielleicht eines Landsknechts über die nämlichen Gegenstände. Den Krieg mit den Reichsstädten hat dagegen Suchenwirt in einem mehr volksthümlichen Gedichte (N. 37) besungen, das uns die Stellung der Volksstände gegen einander lebhaft versinnlicht. Die Fürsten und Stände, sagt er, verwirren sich in Kriege, Raub und Brand verwüsten die Lande. Wenn keine Bauern mehr sind, dann wird der Spaß sein Ende haben, und wovon werden dann die leben, die sich jetzt Herr nennen, da doch die Fürsten nicht mit dem Pfluge gehen und die Bürger sich dessen schämen? Den Städten verhält man ihre Nahrung durch Wegelagerung und Raub, nun fegen sie den Harnisch aus dem Roste. Den Reichen sind die Kasten gefüllt, und den Armen leer, dem Volke ist der Magen hohl und mit Ingrimm sehen sie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nun rotten sie sich in schreckliche Haufen zusammen und drängt einer dem andern vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wollen mit ihnen essen; denn besser ist, daß wir erschlagen werden, als Hungers sterben. Schreckliches Blutvergießen zwischen Ritter und Knecht, zwischen Arm und Reich ist die Folge. Wo Städte und Fürsten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Haupttheile sind, wie soll es da ausgehen? Wir sollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, indem wir gegen einander wüthen. Dies allgemeine Bild erläutern alsdann seit diesen Zeiten durch mehr als ein Jahrhundert zahllose Volks-, Fehde- und Schlachtlieder aus diesen Reichsstädtekriegen im Einzelnen, und diese beginnen im 14. Jahrh. von Zahl und Bedeutung zu werden[212]). Innerhalb der Städte, erwähnten wir oben weiter, treten die Zwiste der Zünfte und der Patricier hervor, und wie auch in Auffassung dieser Zustände das Kunstmäßige ins Volksmäßige überging, und das umfassendere ins Kürzere, das deutet sich an

212) In Soltau's hist. Volksliedern 1836: ein Lied über den Judenmord in Deggendorf von 1337, die Laupenschlacht (bernisch) von 1339, ohne den Reiz der Sempacher Lieder; der Brand des Klosters Katenelburg 1346 (niederdeutsch) und in eben diesem Dialecte das Lied von Busso von Erxleben (Geschichte von Stendal), und Koppensen's rohes Gedicht von Ersteigung der Stadt Lüneburg (1371).

dem einen Beispiele an, wie in Köln ähnliche Bewegungen im 13. Jahrh. in einem großen erzählenden Reimgedichte, das wir bereits erwähnten, behandelt wurden, die jetzt nur für die Beschreibung der Weberschlacht (1370)[213]) dem Hauptereignisse nach einen Sänger fanden. In einzelnen Stücken wird der bürgerliche Sinn gegen Adel und Geistlichkeit wach, so besonders bestimmt in dem Lied des „Pfaffenfeindes von Aschersleben“ über die Magdeburger Fehde[214]) (1431—35). Was die Bewegungen in der Kirche und die Trennungen in Secten angeht, so haben wir die neue Verbreitung deutscher Kirchenlieder den Mystikern[215]), die wir an der Spitze der Bewegungen gegen den todten Cultus und die lateinische Predigt sahen, und den einzelnen fanatischen Secten, wie den Geißlern[216]) zu danken, während die politischen Vertilgungsmahnungen gegen diese Ketzer wie gegen die Juden ein Vorrecht der Schul- und Hofsänger blieben. Große poetische Ereignisse hatte Deutschland damals nicht: sein historischer Volksgesang konnte daher nicht bedeutend werden; aber desto merkwürdiger, werden wir nachher sehen, ist sein volksthümlicher Kirchengesang geworden. Denn nach innen entfaltet sich jetzt ein mächtiger Bildungstrieb: und wie die bürgerlichen Stände sich nun der Dichtung wie des ganzen Lebens bemächtigen, wie sich die ganz einzige Erscheinung des Zunftgesanges, und dieser wieder in dem merkwürdigen Gegensatze des ansässigen, geregelten Meistergesanges und des schrankenlosen Liedes der wandernden Gesellen ausbildete, wie jede einzelne Volksklasse der einzelnen Berücksichtigung im Lob- oder Spottgesang werth gehalten wird, so wie jeder Einzelne wieder sich berufen fühlte, alle Ereignisse, seiner Beurtheilung unterwerfend, in Lieder zu bringen, wie sich unter diesem allgemeinen rastlosen Getriebe der ganze Zustand der geselligen Verhältnisse wie der Literatur zum vollen Gegensatz gegen die frühern Zeiten umändert, und wie man sich endlich dieser verkehrten Welt halb bewußt wird und sie unter tausend Formen der Ironie, der Satire, des Humors und des vollkommenen Unsinns darstellt, dies Alles zu zeigen wird nun der immer näherrückende und stets schwierigere Gegenstand unseres Geschäftes.

Das historische Lied und die lyrische Kritik des öffentlichen Lebens

---

213) In der Ausgabe der Cölner Chronik von Hagen.

214) Bei Soltau p. 96.

215) Von Tauler z. B. im Anhang von Hüppe, Lieder und Sprüche den Minnesinger. 1844.

216) In den Chroniken von Closener, Königshoven und Gensbein sind deren mitgetheilt.

hatte schon seit ganz frühen Zeiten immer seinen Bestand in Deutschland gehabt. Die Volksthümlichkeit in beiden war zur Zeit der ritterlichen Bildung geringer, wo sich das Eine mehr zur umfassenderen Reimchronik, die andere in die Sirventes der Minnesänger zog. Wenn auch vereinzelte Erscheinungen, wie das Lied von Freiburg's Bunde mit Bern (1243)[217]), das die Fabel auf das Gemeinwesen anwendet, wie es auch Boner in seinen Nutzanwendungen in anderer Art thut, beweisen, daß auch das volksmäßigere politische Lied nicht ganz ausging, so erscheint es doch in den Zeiten der ritterlichen Bildung offenbar im Hintergrunde, und erst im 14. Jahrh. tritt es in erhaltenen Denkmälern wieder hervor. Einen bestimmten Charakter annehmen, zu großer Verbreitung kommen konnte es auch nicht wohl früher, nicht ehe die volksthümliche Bildung überhaupt die aristokratische anzufechten begann. Im 14. Jahrh. aber traten die Schweizer in ihren glorreichen Kampf gegen Oesterreich, der sich sehr bald zu einem Kampfe republikanischer und aristokratischer Prinzipien ausbildete; schon in die Boner'schen Fabeln gingen daher die Grundsätze eines republikanischen Mannes ein. Es kamen Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Heerd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffart und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen; es wurden Siege erfochten, die der Volksbewaffnung ihr uraltes Ansehen zurückgaben. Die historischen Lieder, die auf die Kämpfe und Schlachten im Kloster von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels (1376—1388) gedichtet sind, erkämpfen dem deutschen Volksliede so gut seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie, wie die Schlachten selbst dem Volke, das sie gewann, seine Freiheit. Wer in das geheime Triebwerk der Dinge sehen könnte, wie einfach würde der die Gesetze der menschlichen Natur finden! Denn wie auffallend ist es doch, nach vielen hundert Jahren, seitdem in Deutschland die ritterliche Kriegskunst das Fußvolk verdrängt hatte und eine ritterliche Dichtung die volksthümliche, kehrt nun auf einmal der Gebrauch des Fußvolks erfolgreich wieder, und sogleich nimmt man auch die verdrängte Manier der Poesie wieder auf. In dem Augenblick, wo Suchenwirt in Wien das alte Ritterwesen im Ton des ritterlichen Liedes noch einmal zu verherrlichen sucht, die Kreuzfahrten anpreist und den alten

217) Wolff's Samml. histor. Lieder S. 448.

Frauen- und Hofdienst und das Andenken des bei Sempach gefallenen Leopold zu retten sucht, stimmt der Luzerner Suter sein Sempacher Lied[218]) (1385) in dem Tone des uralten deutschen Volksgesanges an, nimmt unabsichtlich die Wendungen und die Ausdrücke der Nibelungen, setzt seinen heroischen Bauern, seinem Winkelried und Hans Rot ihre Denkmale, spottet der Ritter und ihres Frauenverkehrs, wie auch Koppensen in dem erwähnten niederdeutschen Liede aus dem Lüneburgischen Erbfolgestreit (1371) thut, und er gebraucht mit Glück die kecken Späße und Ironien, die der altdeutschen Sage fast überall anhängen. Zur äußerlichen Erklärung dieser Erscheinung liegt die Annahme nahe, daß gerade damals die deutschen Epen muthmaßlich ebenso noch einmal eine erneuerte Aufnahme gefunden haben mögen, wie in eben dieser Zeit bei Anderen die Ritterpoesien, und es stimmte gut dazu, wenn gerade auch jetzt erst die Viltinasage gesammelt wäre, wo auch in Mecklenburg z. B. Ernst von Kirchberg[219]) (1378) in seiner Reimchronik gleichfalls einen uralten Ton anstimmt. Eine tiefere Erklärung läßt sich nur ahnen; man fühlt, welch ein geheimes Band zwischen den inneren Zuständen und ihrem Ausdrucke ist, aber wer will seinen Schlingungen folgen? Man merkt, daß gleiche oder ähnliche Verhältnisse der Urgeschichte unserer Nation und diesen Zeiten des 14.—16. Jahrhs. eigen sind, die bei großen Verschiedenheiten hier und da durchscheinen; und dies kann die Geschichte auch darstellen, daß die Bildung des deutschen Volks seit dem Hervortreten der untern Klassen nichts anderes ist, als eine Wiedergeburt und Wiederholung der älteren in der Sphäre des Adels vollendeten Geschichte in dem weiteren Kreise des ganzen Volkes. Wie schon vorhin gesagt ward, ohne die Dazwischenkunft der Geschichtschreibung hätten sich die Schweizerlieder so gut, wie die Lieder aus der Völkerwanderung zum Epos fortbilden können, und wer die verschiedenen Sempacher, Glarner, Aargauer u. a. Lieder zu einander vergleicht, sieht leicht, wie sie Allgemeingut waren und fortbildend erweitert wurden. So aber hatten sie ihre Hauptwirkung darin, daß sie zuerst wieder im Staatsleben menschliche Empfindungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Mannkraft und Herz für Vaterland und eignen Besitz erregten und den frommen Heroismus alter Zeiten in einem tüch-

---

218) Wolff, S. 454. Die Strophe ist die der Nibelungen, dahin verändert, daß die erste Halbzeile des Abgesangs ausfällt. Die ganz gleiche Strophe findet sich schon in einem altfranzösischen Liede, bei Wackernagel altfr. Lieder. Nr. 52.

219) In Westphalen, scriptt. rer. Germanicarum. IV.

tigen Geschlecht wieder ins Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier doch, wenn die österreichischen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenossen sangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unversöhnlichem Hasse, die Stimme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, selbst wo sie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlage der dünkelhaften Gegner scherzten. Wenn man doch auch so in Deutschland die hussitischen Lieder und ihre geistlichen Schlachtgesänge gehört hätte, und nicht blos die Ergießungen erbitterter und geschlagener Feinde und befangener Eiferer! Im inneren Deutschland überhaupt wollte es mit dem historischen Volksgesange darum nicht fort, weil alles Große, was geschah, an den Grenzen vorging, bis erst im Laufe der Zeiten die innere Geschichte der Nation durch die Reformation bedeutend ward und dann auch weniger das historische, als das Spott- und Rügelied emporbrachte. Wie die Sittencensur, die unsere Poesie übte, bisher immer groß und stets gesund und tüchtig war, so übte sie auch in der Reformationszeit ihr Amt stärker als je; mit der politischen wollte es weniger gehen. Wo auch einmal ein armer deutscher Poet etwas hinreimte, das richtete er nützlicher zu einem Geschenk für seinen gnädigen Herrn ein. Und überhaupt verdiente doch auch wohl ein Albrecht von Brandenburg und ein Pfalzgraf Friedrich und sein Sieg bei Seckenheim (1462)[220]) weit eher ein Lied, als so manche kleine That der Reichstädter. Und wenn der schwache Kaiser Friedrich auch keine Volkssänger fand, sondern nur etwa einen Beheim, und die bretagnische Heirathsgeschichte Maximilian's höchstens einen Hans Ortenstein[221]) zum Dichten reizte, so sang man doch dagegen dem jungen Lasla, der ein Volksliebling und die Hoffnung der Christenheit war, recht aufrichtig gemeinte Loblieder. Es wollte auch innerhalb Deutschland gar nichts von den Bewegungen der untern Stände glücken; die Schweizer, die hussitischen, die dithmarsischen Bauern machten innerhalb 150 Jahren den Kriegsruhm der Ritterschaft an allen Grenzen zu Schanden, allein die Bauernkriege in Deutschland nahmen gleich eine solche Wendung, daß jeder Vernünftige sich abwandte. So mißlangen auch die bürgerlichen Bewegungen in Wien: der Bürgermeister Holzer, der wohl ehedem auf die Vertreibung des schlechten Grafen Cilly Spottlieder ins Volk gebracht hatte, mußte sich von dem fürstlichen Poeten Michel

---

220) Hormayer's Taschenbuch 1834. S. 1 ff.

221) Die Geschichte des römischen Künigs und des Künigs von Frankreich rc. o. O. 1491.

Beheim an den Pranger stellen lassen. So herrschte denn eine ganz offenbare Scheu, sich über öffentliche Dinge aufrichtig hören zu lassen, und so laut sich, wie wir sogleich erfahren werden, der Hofschmeichler Beheim mit seinen Gedichten und Beurtheilungen der Zeitbegebenheiten machte, so rückhaltend ist dagegen Hans Rosenblut in einem allegorischen und absichtlich dunkel und räthselhaft gehaltenen Liede von dem ausgeflogenen Türken, zu dem sich Zeislein und Meisen gesellt hätten (dies sind Anspielungen auf den hussitischen Priester Mies und auf Ziska) um den Adler zu rupfen. Dieser Rosenblut der Schnepperer[222]) ist aber auch ein wahrheitsliebender, volksfinniger, und viel tüchtigerer Mann als der weinsbergische Weber; sein Urtheil über die Begebenheiten bei Tachaw und Tauß, bei denen er selbst gegenwärtig war (1431) und worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Hussenflucht) gemacht hat[223]), ist ganz vortrefflich und sehr anschaulich versetzt er darin in das deutsche Kriegswesen. Man kommt um Gotteswillen, und trachtet doch nur darnach, seinen Beutel zu spicken; man zankt um den Alleinbesitz einer Stadt, noch ehe man sie hat; man beräth, „man spinnt ungehecheltes Werg,“ man veruneinigt sich über das Bannertragen, man vermißt sich hoch und theuer und setzt die ehrenrührigsten Schwüre dran, daß man mit tapferer Hand streiten wolle; und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertstreich davon, so daß, wie Hans sagt, eine gleiche Zahl von Bademägden ein Besseres geleistet hätten. Auf solche Thaten ließen sich freilich keine Lieder machen. Und was die deutschen Städtekriege angeht, so ist auch da alles Geschehende so kleinlich, daß es gleich jämmerlich und ängstlich herauskommt, wenn die Rothenburger einmal ein Oertchen einnehmen, oder die Nürnberger ihren Feinden eine Schlappe beibringen, und wenn sich über das Eine Ereigniß ein Bäckersknecht bescheiden vernehmen läßt, oder über das Andere unser Hans Rosenblut ein anspruchvolles Gedicht macht[224]). Es ist doch ganz was anderes wie Suter den Stier von Uri (mit jener beliebten meist aus den Wappen hergenommenen Thier-Allegorie, die in allen

222) Den Beinamen variirt er selbst mit Schwätzer:
Der dieses liedlein hat gicht, das uns die warheit geit,
der trinkt vil lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweiht.
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber biderbmann,
der in ein grossen swatzer heist, der tuot kein sünd daran.
223) Dresdener Hs. 58 d. S. 165 ff.
224) In Wolff's hist. Volksl. S. 48.

diesen historischen Volksliedern nach dem allgemeinen Geschmacke dieser Zeiten durchweg herrscht)[225]) mit dem feindlichen Löwen in Kampf bringt, und wie Rosenblut seiner eingepferchten Schafe Sieg über die 22 belagernden Wölfe darstellt. Ganz anders, wenn dort der Winkelried die Spieße der Ritter in seine Brust gräbt, und hier der Sieg mit den „bleiernen Schlehen" über die Ritterschwerter erfochten wird. Ganz anders die innige Begeisterung dort, die der entscheidende Schlag in einer großen Volkssache jedem Mitkämpfer einflößte, als hier die künstliche Lebendigkeit der Beschreibung in dem Gedichte des Reichsbürgers. Ganz anders der Wechsel von Andacht, Erzählung, Satire und Spott dort, als hier das episch kleinliche Herzählen von allen trockenen und dürren Gleichgültigkeiten, was das historische Lied in Deutschland im Allgemeinen ganz werthlos gelassen hat. Die allgemeine Neigung der Zeit zu Thatsächlichem, die Flucht vor aller Abstraction veranlaßte diese unsäglich trockenen Reimereien. Und daran leiden übrigens auch schon die Lieder Veit Weber's[226]) (aus Freiburg im Breisgau), und andere Schweizergesänge aus dem burgundischen Kriege (1476. 7.), denen überhaupt alle jene schönen Grundlagen schon fehlen, die den Thatsachen selbst, die dem Burgundischen Kriege gegen den Habsburgischen ebenso abgehen. Immer zwar behauptet das Kriegslied der Schweizer auch in diesen Zeiten noch seinen Rang, wie ihr kriegerischer Charakter und ihre Todesverachtung noch im schwäbischen Kriege sonderbar absticht gegen die Zuchtlosigkeit und die tändelnde Art, mit der die guten Reichsstädter ähnlich wie die Italiener ihre Kriegszüge behandelten[227]), die sich etwa im Trunke, wo es aufs tapferste Einschenken ankam, vermaßen je Einer drei Schweizer auf sich zu nehmen, und ihre „schwäbischen Possen" auch in den Bewegungen des Bauernkrieges nicht lassen konnten. In jedem epischen und lyrischen Liede nun drückte sich natürlich bei der großen Unmittelbarkeit dieser Gesänge der Charakter der Begebenheiten und

---

225) Uebrigens wagte man sich auch in freie Allegorien, z. B. in dem Gedichte über Albrecht, den Schwiegersohn König Sigmund's (1438) im deutschen Museum 1776.

226) Ausg. von Schreiber: Kriegs- und Sieglieder aus dem 15. Jahrh. von V. Weber 1814.

227) Mit den Schweizerliedern über den schwäbischen Krieg muß man einen Druck von 1499 o. O. vergleichen, der die deutsche Seite in einer gereimten Erzählung vertritt, um den lächerlichen Abstand der Poesien auf beiden Seiten recht zu empfinden. Der Titel ist: Von diesem krieg wie ungefüeg der switzer stamm ist ungehorsam dem römischen reich u. s. w.

Nationen genau ab; und so viel Ernst und Würde in den Schweizer-Liedern des 15. Jahrhs. noch ist, so mischt sich doch schon Selbstgefühl und Uebermuth und ein Trotz auf ihren alten Ruhm unwohlthätig ein. So groß die Thaten bei Granson, Murten und Nancy waren, so war da weder ein großes Recht noch eine große Sache mehr; und trotz den Anlagen des mehr professionirten Dichters Veit Weber, können seine Lieder weit nicht die Wirkung machen, wie das einfachere Gedicht des Suter. Noch viel mehr aber sinken die späteren Erneuerungen und Erweiterungen der alten Schweizer Kampflieder ins zunft- und handwerksmäßige herab, in den Zeiten des 16. Jahrhs., wo Ulrich Wirri seinen rohen Spruch auf die Dornacher Schlacht (1499) sprach oder Caspar Suter die Bemunder Schlacht (1544) besang, wo ein übelverstandener Patriotismus mehr und mehr die prosaische Geschichte hereinzog und in förmlichen Sammlungen der „Schlachtlieder der alten Eidgenossen" (o. O. 1600) die bevorzugte, die „ordentlich und gründlich aus den wahrhaftigen Historien beschrieben" waren. So hält die historisch treue Erzählung selbst in den Dithmarsischen Liedern über die Schlacht bei Hemmingstede [228]) (1500) den poetischen Werth gering, doch spricht aus ihnen wieder ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß wenn sie Recht hätten, Gott sie nicht verderben, hätten sie aber Unrecht, sie möge sterben lassen. Auch was den Vortrag angeht, die alten kecken Züge und den Romanzenton, würden wir diese Lieder mehr den schweizerischen des 14. Jahrhs. vergleichen, wie überhaupt etwas noch ganz Urvolksthümliches in dem Volksgesang dieser Dithmarsen und in dessen Ueberlieferung durch Tanzweisen liegt. Gerade da also, wo der Schauplatz unsrer alten großen Volkssagen ist, im Norden und Süden, wo auch die spätere Volkschronik (unter Schweizern und Dithmarsen) am thatenreichsten und schönsten existirt, da sind auch die frischesten Volkslieder in diesen Jahrhunderten entstanden, und in eben diesen Gegenden sind die Sammlungen dieser Lieder und das Interesse daran am ältesten und am meisten eingewurzelt [229]).

Das historische Lied im inneren Deutschland blieb also bei seiner Nüchternheit; die poetische Kritik des öffentlichen Lebens bezog sich mehr auf Moralisches als auf Politisches. Wo sie sich auf das Moralische

228) Im Neocorus, von Dahlmann herausg. 1827.
229) Vergl. die Einleitung bei Soltau.

bezog, da ward die Stimme der Sittenprediger stets heftiger und lauter, je mehr sie aus dem Kreise des Volkes hervorkamen; wo sie sich auf das Politische bezog, da mußte es ein allgemeiner Gegenstand sein, wenn ein etwas freierer Ton angestimmt werden sollte. So sagt Cyriacus Spangenberg in der sächsischen Chronik, daß um die Mitte des 15. Jahrhs. Lieder im Volke gesungen wurden, worin die Obrigkeit gemahnt werde, Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren und die Straßen rein zu halten. Auch in der Türkengefahr erlaubte es die christliche Freimüthigkeit schon, die zögernden deutschen Fürsten und die Ritterschaft kecker anzugreifen, die ganz stufenmäßig ihre alte Begeisterung für die christlichen Kreuzkämpfe in den letzten preußischen, den hussitischen und türkischen Kriegen sinken ließ. Man fühlte indessen nicht allein in der moralischen, sondern auch in der politischen Welt die Gebrechen schon im 15. Jahrh. stets mehr, und auch unter den Dichtern dieser Zeit, wie der des 14., läßt sich entdecken, wie man sich auf verschiedene Weise in der Gesellschaft stellte und sie beurtheilte, wie wir vorher bei den österreichischen Dichtern sahen. Der Kampf des Alten und Neuen und die Gegensätze werden dabei stets lebhafter; die Dichter sind aus der bürgerlichen Klasse, aber zum Theil noch im Hofwesen befangen wie in den Regeln der alten höfischen Kunst. Zwei Dichter, die man gewöhnlich schon Meistersänger nennt, zeigen der Eine, wie unrettbar das Alte seinem Untergange entgegen ging und die höfische Kunst hinstarb, der Andere, wie machtvoll mit den untern Klassen neue Begriffe und ein neuer Geschmack emporkamen. Jener erste ist Michel Beheim, dieser letztere Hans Rosenblut (auch Rosener genannt). Beide suchten noch die Höfe mit ihrer Kunst, Rosenblut (um 1430—60 thätig) noch ganz als ein solcher Wappendichter, wie Suchenwirt[230]). Ganz so erklärt er noch das Wappen des Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut, singt dessen Preis in einer Ehrenrede (1460) und erhebt ihn in unmäßigem Lobe; auch andere seiner Gedichte, die, wie das obenerwähnte, allegorische Einkleidung tragen, nennt er Wappenreden. Trotz

230) In seinem Gedichte auf den Herzog Ludwig von Landshut sagt er:
ich — bin ein fremder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keisern,
und bin irer wappen ein nachreiser,
nach Adams ere zu plasonniren
und auch ir varb zu difidiren
und such an iren hofen mein narung.

dieser seiner Stellung aber zu Hof und Ritterschaft, die ihn wie Beheim in ganz Deutschland umtrieb[231]), und trotz seiner Kriegsdienste hat er auch nicht die geringste Sympathie mit dem alten Ritterwesen, sondern eröffnet mit aller Entschiedenheit die Volksmanier und die Stoffe, die wir dann bis zu Hans Sachs hin sich weiter bilden sehen. Es finden sich Stücke von minniglichem Inhalte nach dem Stile der Ritterdichtung bei ihm, die im Liederbuch der Hätzlerin ihre Stelle finden, aber im großen Ganzen steht seine Dichtung dieser ausgehenden aristokratischen Kunstpoesie entgegen. Es steht ihm fremd, daß er sich (wie in dem Gedichte von den sieben Wochentagen) auf ascetische Vorschriften einläßt und dabei die herkömmlichen Bilder und lateinischen Brocken gebraucht; auch seine Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Mischung des alten Schwulstes mit den gemeinen Ausdrücken der Volkssprache, erscheinen seltsam neben seiner sonstigen Klarheit und Heiterkeit; die üppigen Naturschildereien in den Eingängen seiner Allegorien, die Beschreibung der Steine und Pflanzen oder der musicirenden Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung lächerlicher Vergleiche, die gesuchten sonderbaren Reime, in denen er sich dann gefällt, all dies sind seltnere Auswüchse bei ihm. Von dem Stande der Welt im Allgemeinen urtheilt Rosenblut nicht besser, als der Teichner, aber er ist glücklich dabei, wie der stets klagende Mann des Volks überhaupt; und bei etwas näherem Zusehen findet man, welch ein guter Bürgersmann er ist. Bei Teichner und Suchenwirt hört man kaum von einer andern als der ritterlichen Gesellschaft, bei Rosenblut fast nur von der bürgerlichen; tadelt er beide, so trifft sein Tadel die letztere gelinder, lobt er beide, so ist sein Lob der letzteren inniger. Ueberall verräth er weit mehr Bezug und Aehnlichkeit mit den späteren meistersängerlichen, reichstädtisch bürgerlichen Dichtern, zu den Konrad Hase von Nürnberg, den Martin Maier von Reutlingen und Aehnlichen, die zwischen ihm und Hans Sachs liegen, als mit den genannten Wappendichtern, die zurück zu der ritterlichen Zeit weisen. In dem Gedicht vom Einsiedel[232]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt so: Die Frommen steht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine

231) Dresdener Hs. 58d S. 102. Ich hab alle teutsche land durchsucht rc. Eine andere kleine Sammlung von Sprüchen von ihm ist in der Gießner Hs. N. 1264. S. Weigand in Haupt's Zeitschr. 9, 167 ff. Den vollständigsten Nachweis und geeignete Proben aus Rosenbluts Werken findet man jetzt beisammen in Keller's Fastnachtspielen p. 1077 ff.

232) Keller Fastnachtsp. p. 1124.

Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen schützte und Unrecht spaltete, so ist Fürst und Adel von Schande entstellt; das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen. Zum Pabste wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen graust und die im Lande sengen und brennen; Leute mit vergiftetem Rufe, die vielleicht selbst hinterm Busche gepaßt haben, werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren sollen. Hat ein solcher dann mit der Pfründe erst Hab und Gut erhalten und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, so geht er auf schöne Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischoff, so wählt man ihn an seine Stelle; von seinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande, im Eisenhut und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren sollten. Kaum daß die arme Priesterschaft in den kleinsten Pfründen das Volk noch belehrt. In der Gemeinde stehts nicht besser. Was der Edelmann trägt will auch der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerker nach und diesem wieder der Bauer; jeder wills dem andern gleich thun, gewinn' ers nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan sitzen daher die Wucherer; Beten und Kirchengehen ist langweilig. Man sieht leicht, wie hier der Nachdruck auf dem ersten Theile liegt. Man vergleiche weiter den Spruch zum Lobe des Herzogs Ludwig, wie pflichtmäßig Alles herauskommt, gegen die Innigkeit und Herzlichkeit, mit der er (Dresd. Hs. n. 11) sein Nürnberg (1447) preist, seinen weisen Rath, die gehorsame Gemeinde, die wohlgezogene Priesterschaft, die herrlichen Wohlthätigkeitsanstalten, ihre meisterlichen und bildenden Künstler, ihre Kaufmannschaft und Handelsverbindung, ihren redlich erworbenen Reichthum und ihren Glanz, der sie (wie auch Aeneas Sylvius anerkennt) unter die ersten Städte der Welt stellt. Sehr sprechend lernt man den Dichter auch in seinem Fastnachtspiel vom Türken (1454) kennen. Der Großtürke erscheint unterm Geleite der Stadt Nürnberg auf deutschem Boden als Reformator, denn er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Christen Unglücksstunde geschlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falsch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niedern will er ausrotten. Ihr seid alle, sagt der Türke dem päbstlichen Boten, der ihm mit dem Bann droht, ungetreu aneinander, ihr habt böse Münze, falsche Richter und ungetreue Amtleute, wo ist einer, der das Alles austilgt? Ihr habt

Juden, die euch mit Wucher fressen und in gutem Frieden sitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Rosse reiten und um den Glauben sich wenig kümmern, ihr habt böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beschwerung und kleinen Frieden, wo ist einer, der das Alles abstellt? Die Kuchen eurer Fürsten sind alle zu fett geschmelzt; noch höhen sie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn sie einer einmal darum tadelt, so schlagen sie ihnen ihre Rinder nieder, und sollte ihr Weib und Kind darum Hungers sterben. Dem vom Pabst, Kaiser und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — Will man wieder aus diesen Besonderheiten ins Allgemeinere aufsteigen, so zeichnet den volksthümlichen Poeten vielleicht am besten und innigsten sein Spruch von dem Schweißtropfen des Arbeiters[233]), wo er die Arbeit als den göttlichsten Orden der Erde preist und die Wunder des Schweißtropfens besingt, der sich in vier Theile spalte: Der Eine steigt zum Himmel auf und harft und geigt daß der dreieinige Gott bewegt wird, der zweite fließt in die Hölle und löscht ihr Feuer ab, der dritte rinnt in die Seele und wäscht sie klar, der vierte bringt solche Früchte, daß er die ganze Welt aussucht Gut zu sammeln und wieder zu spenden. — Auf andere Seiten des Dichters werden wir gelegentlich zurückkommen. Man erkennt übrigens sogleich, wie dieser Ton die politische Kritik der Hutten einleitet, so wie Rosenblut überhaupt als Bahnbrecher für jede Gattung fast, welche die Reformationszeit auszeichnet, und als Vorläufer von Hans Sachs betrachtet werden muß.

Dem Rosenblut entgegensetzen wollten wir den Michel Beheim[234]). Es kommt uns weder darauf an, seine zahllosen Dichtungen durchzugehen und zu charakterisiren, noch auch ihn unter anderen seiner Zeitgenossen oder nächsten Vorgängern und in seinem Verhältnisse zu diesen, zu einem Schöndoch, Harder, Lesch, Hültzing u. A. zu zeigen, denn sowohl seine als auch dieser Männer meiste Dichtungeu theilen zu sehr den allgemeinen Charakter des Meistergesanges (obwohl sie noch keiner Schule angehören) und verdienen die besondere Auszeichnung zu wenig, als daß sie nicht in der allgemeinen Erwähnung desselben später

---

233) Oder: „Von den Müßiggengern vnd Arbeitern.“ Alter Druck O. O. u. J. 8. In Keller's Fastnachtssp. p. 1152.

234) Gedrucktes in der Sammlung für altd. Lit. und Kunst. Zehn Gedichte, die sich auf österreichische Geschichte beziehen, hat Karajan herausgegeben in: Quellen und Forschungen zur vaterl. Gesch. Lit. und Kunst. 1849. Ich benutze die Codd. Pal. 335. 386. 351. 375. 382 und besonders 312.

mit eingeschlossen werden dürften. Es gilt uns nur darum an den merkwürdigen Schicksalen dieses Mannes (geb. 1416 † nach 1474) zu versinnlichen, wie das Heil der Dichtung fernerhin nicht mehr in den Höfen gelegen war, sondern im Volke, und wie hart sich eben an ihm der Versuch strafte, aus den Gewerbsklassen des Volkes, in denen er geboren und für die er erzogen war, die Kunst noch einmal an die Höfe zu tragen. Seinen Ursprung leitete Michel aus Böhmen her; so wenigstens beantwortete er die Frage, die man ihm an König Ladislaus' Hof in Prag einst stellte, woher sein Name Beheim käme, da er doch ein Deutscher sei: seine Ahnen seien aus Böhmen vertrieben worden und hätten sich in Schwaben (in Weinsberg) niedergelassen. Sein Vater war ein Weber und er selbst ernährte sich eine Weile durch das vom Vater erlernte Handwerk, bis er an das Geschäft des Dichtens kam. Da nahm ihn sein Herr Konrad von Weinsberg von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürsten Hof suchen, und beschloß sich der Singkunst zu ergeben bis zu seinem Tode. Doch blieb er dem Handwerke hold, bei dem es ihm einst behaglich war, und wollte sich dessen nicht schämen, auch da er keine Tücher mehr zu machen wußte. Der arme Mann; wie oft mag er in seinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedacht haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während er später seine Armut und Blöße beklagen mußte[235]). Es hatte sich ihm eine glänzende Aussicht eröffnet, er gab die sichere dafür hin; er trieb sich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, und da er frühe Weib und Kind hatte, so hemmte ihn das vielfach am Wandern, und leider ward er so oft auch gegen seinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß sich der selbstvergnügliche Weber noch tröstete und meinte, er dürfe sich seines Gesanges nicht schämen, er dürfe es mit seinen Zeitgenossen schon aufnehmen, wenn er sich gleich nicht messen wollte mit jenen alten zwölf Gesangmeistern, die noch in der guten Zeit lebten, wo sie nicht um Lohn der Fürsten betteln, sondern all ihren Sinn aufs Dichten wenden durften, während Er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie stark mußte in ihm die Begeisterung für die Kunst sein, die ihm so schnöde lohnte, und der er doch auch in Jammer und Noth bis zu seiner letzten Stunde anhängen wollte. Es ist gewiß nicht leicht einen Meistersänger zu finden, der an dichterischen Anlagen tiefer zu setzen, oder an Charakter so versehrt wäre, wie Beheim, und

235) Ebd. f. 224.

dennoch ist diese Hingebung für eine edle Sache so rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbnissen, mit der eine drückende Armut so leicht die Sittlichkeit gefährdet, bei ihm wohl zu erkennen. Nach dem Tode seines ersten Herrn strebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht zu Brandenburg. Aber gleich unter diesem hätte er lernen sollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einst nach Heidelberg, sang da vor dem Hofe in seiner schlichten goldnen Weise und strafte des Adels Brandstiftung und Räubereien. Das war freilich am unrechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stande, sich gegen den christlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts anderes singen wolle, so solle man ihn in einen tiefen Bach werfen. Der arme Sänger gab dem Spötter seinen Spott wieder und schlich sich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgrafen nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das mag (nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) 1449 gewesen sein. Er verschwur dann, seinen Herrn nicht wieder zu sehen bis dessen Zwiste beigelegt seien. Er fuhr dann erst eine Zeit in Deutschland umher, kam hernach nach Lübeck und von da wandte er sich an den mit dem Brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Der König (Christian von Oldenburg) war nicht in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfangen hatte, schickte ihn ihrem Gatten nach Norwegen. Erst hatte er da einen Sturm zu bestehen; dann reiste er dem Fürsten zu Lande nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König eine Zeit lang, litt bei der Rückkehr abermals Sturm und meinte, ohne die gute Pflege wäre er elend umgekommen. Nach einigem Aufenthalte an Christians Hof kehrte er nach Brandenburg zurück. Nachher kam er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in einem Gedichte gelegentlich sehr ausführlich das Horoscop stellt, obgleich er sonst der Wahrsagerei und der Vogelschau abhold ist, wie dem Alp und der Wolfswandlung und jederlei Aberglauben, und den Zauberern und Weissagern so gram, wie den Quacksalbern, Schatzgräbern, Verzückten, Todtenweckern und Herstellern der Jungfrauschaft[236]). Wir finden ihn alsdann im Dienste des Herzogs Albrecht von Oesterreich, und damals hat er vielleicht die freundlicheren Gedichte gemacht zum Lobe Oesterreichs, zum Preise der Wiener Universität, deren Verdienste um die Christenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Konstanz er nicht genug

236) Cod. 382. f. 156 ff.

zu rühmen weiß[237]). Denn er ist auch sonst ein heftiger Gegner der Hussiten und spottet ihrer Gebräuche[238]), wie überhaupt jede Stimme der damaligen Zeit fast ungetheilt noch Parthei gegen die Ketzer nimmt, wie z. B. der Thomas Prischuch, der im J. 1418 die elende Reimerei von der Kostnitzer Kirchenversammlung gemacht hat[239]). Beheim hat sich auch in Wien für diesmal nicht lange aufgehalten; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In diesen Zeiten machte er die verschiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Diese und seine übrigen historischen Gedichte sind das Umfassendste in seinen Werken und sie setzen unter veränderten Verhältnissen Suchenwirt's Ehrenreden fort, sind aber überall zu viel größerem Umfang angewachsen und stehen in ihrem dichterischen wie historischen Werthe weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er sich den Stoff zu einem Gesang[240]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verschafft, die so unglücklich (1444) für den erstern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Elisabeth, Wittwe König Albrecht's; die ungarischen Erbgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrich's III., die Eroberung von Konstantinopel (1453), die Ermordung seines Gönners, des schmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht. Ueberall singt er seines Dienstherrn Preis; er nimmt sich dieses häßlichen Charakters so gut an, wie jedes andern, denn es ist sein ausgesprochener Grundsatz, daß er dessen Lied sänge, dessen Brod er esse, daß er mit den Wölfen heule. Wenn er denn nur so klug gewesen wäre, sich mit dem Hofgesinde zu halten: aber da ihm diese nichts gaben und ihn vielmehr über die Achsel ansahen, so scheint er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um sich an ihnen zu reiben. Ladislaus hatte ihm Beweise seines Wohlgefallens gegeben, aber doch konnte er es nicht lassen, wenigstens gleichnißweise den Ketzern an

---

237) Cod. 312. f. 153.

238) In einem Spottlied f. 217 sagt er, er wolle die Hussiten vertheidigen: sie seien nicht ungläubig, denn sie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römische Reich; sie empfingen das Sacrament in zwei Gestalten, bald würden sie es in drei bis vier nehmen; sie verwürfen nicht die Heiligen, denn sie hielten die Huß und Rockenzahn (den berühmten Priester Johann Rokynczana) heiliger als Gott; der Priester Meßgewande seien Harnisch und Helme; sie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten sie ihren Gottesdienst unter Vogelgesang und Büchsenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

239) In einer Heidelberger Handschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems. Nr. 321. f. 288.

240) Cod. Pal. 312. f. 157.

seinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wußte selbst nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends klug; er mußte wohl noch vor Ladislaus' Tode (1457) von seinem Hofe weg, obwohl er vorerst noch in Ungarn geblieben sein mag. Bald treffen wir ihn an Kaiser Friedrich's Hofe selbst. Er macht 1462 den bekannten Aufstand der Wiener mit, und hält mit dem Kaiser die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeister Holzer aus. Er hat drei Jahre nachher diese Begebenheit in Reime gebracht[241]), sie zu lesen als einen Spruch, oder zu singen als ein Lied; er hatte es schon während den Aengsten der Belagerung der Wiener Burg selbst angefangen und seine Weise darum die Angstweise genannt. Hier schüttet er denn seinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Lasterbälge" aus und beweist, daß er im Hassen und Schimpfen so arg sein kann, wie unmäßig und niedrig im Loben. Was er selbst dabei erlebt, gethan und erlitten, fließt mit in seine unsäglich rohe Erzählung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug- und Büchsenmeistern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu den Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigens zur Erläuterung des damaligen Zustandes von Wien nicht ohne Nutzen ist. Unter den Wienern machte er sich mit seinem Poem keine Freunde, sie schmähten und verfolgten ihn, aber es drängte ihn diesen Stoff zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Propheten, der den Fall von Jerusalem verschweigen wollte: es brannte ihn bis er geschrieben. Wie gern würde man diesen Wahrheitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich sähe, wie bloße Fürstendienerei ihn zu diesem Hasse der niedern Stände, denen er selbst angehörte, verleitete, wie er auch sonst bei jeder Gelegenheit seinen Zorn ausläßt an den Reichsstädten, an den Bürgern, deren Emporkommen und frische Strebsamkeit selbst ein Aeneas Sylvius in diesen Zeiten bewundert, und bald ein Hutten, der diesen Glanz seiner Ritterschaft lieber gegönnt hätte, mit aufrichtiger Wahrheit bestaunt. Den Fürsten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Arthur und Karl vor! und hofft von ihnen Unterstützung seiner Kunst, die nirgends einen Sinn dafür hatten: denn der Gelehrte und Adelige, weil er sah, daß das Volk ihm den Rücken kehrte, that desgleichen und dichtete hinfort lateinisch, und lateinische Dichter fanden dann etwa bei den deutschen Kaisern noch eine Lorbeerkrone. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, sein Leben in Ruhe beschließen zu dürfen, denn hatte er auch mit seiner Anhänglichkeit

241) Cod. Pal. N. 386. Das Buch von den Wienern. von Karajan. 1843.

und seinen Lobliedern nicht so viel verdient? Allein es geschah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er singen wollte, das Handwerk legte: denn man war jetzt nur etwa noch Hofnarren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dies war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines Kaiserers so fest und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt selbst an des Kaisers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Kost und Speise absagen ließ[242]. Da geschah dem Wohldiener sein Recht; und nun fing er an gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel in frischem Zorn Gedichte zu schreiben, oder (seines Muscatblut „große Lüg" nachahmend) höhnisch zu rühmen, wie wohl es in der Christenheit stehe: wie der Sultan und sein Herr die Taufe begehrten, der Pabst mit allen Geistlichen von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne sei, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter unbestochen aufs Recht hielten, alle Priester in ihrer Lehre vergeben was sie selbst thun, wie der Kaiser in Eintracht mit aller Welt und nur mit den Türken in rastlosem Kriege stehe, wie überall Friede und Sicherheit herrsche, Ungeld und Schatzung und falsche Münze unerhört sei, und jeder Stand sich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus seinen Wanderstab weiter setzen und er fand eine endliche Zufluchtstätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war gerade seit der Stiftung der Universität einiger literarischer Sinn; die Pfalzgräfin Elisabeth hatte dort Berthold's Predigten schreiben und das Leben der heiligen Elisabeth aus dem Latein übersetzen lassen; Pfalzgraf Otto hatte sich für das Wohl der Akademie interessirt und an Friedrich's Hof fehlte es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. Wer hört sich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wenn er ein Mann wie der böse Fritz wäre, dem am Ende wenig an dergleichen Lob gelegen zu sein brauchte! Vielleicht war es schon um des Lachens willen der Mühe werth, zwei so schamlose Schmeichler, wie unsern Beheim und den Kaplan Mathis von Kemnat sich an einem großen Heldengedichte[243] abwechselnd abplagen zu sehen, das in vollem Ernste den siegreichen Friedrich über Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas setzte, das den Otto zu einem Heiligen machte,

242) Cod. Pal. 312. f. 156.

243) Cod. Pal. 335. f. 123 heißt es:

Also ich hie an diser stet ein erztichter dutscher poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mim gesellen,
mittichter diser hystory, beschliess das end des siges hye u. s. w.

und dessen wackere Dichter sogar mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als er den Achill um seinen Sänger beneidete, hatte sie zu ihrem Werke begeistert!

Wenn wir in allen diesen Gedichten und Geschichten Beheim's die letzten mißglückten Verbindungen eines bürgerlichen Dichters mit den höheren Ständen, und in Rosenblut's die selbständige Zurückziehung des städtischen Poeten auf die eigenen Stände und Kreise, denen er angehörte, beobachten konnten, so gibt es gleichzeitige Dichtungen, die wieder die Stellung dieser bürgerlichen niederwärts zu dem Bauernstande ausdrücken. Die ganze Literatur des absinkenden Mittelalters hat uns bisher die gleichzeitige Emporhebung des Bauernstandes mit dem Bürgerstande verfolgen lassen; wir sahen, wie die ritterlichen Dichter in Oesterreich seit Neidhard sich mit Spott gegen dies Vordrängen der Bauern aufwarfen; wir konnten die Lehrdichter der mittleren Gesellschaft dagegen eifern hören. Was diese in platter Lehre anfochten, das greifen jetzt die bürgerlichen Stadtpoeten auch satirisch in erzählenden und darstellenden Dichtungen an. Die Fastnachtspiele der Rosenblut und Hans Folz sind voll von solchen schnurrigen Erfindungen, die der Bauern ungefüges Thun und Treiben in einer ungefügen Manier schildern und verspotten. Auch ihre Schwänke dienen oft demselben Zwecke. Rosenblut's Erzählungen, von denen einiges gedruckt ist, halten sich theilweise noch an den alten reineren Erzählton, selbst wo die Gegenstände derb sind; andere überbieten sich untereinander in seltsamen unsauberen Erfindungen, und dafür sind die wenigen Stücke der Gießener Handschrift, die unverstümmelt sind, (wie der Edelmann mit dem Hasengeier, der Domprobst von Würzburg, der Spiegel mit dem Pech u. a.) statt aller Beispiele. Ganz besonders aber, wenn es den Bauern gilt, zeichnen sich die Stücke dieser Bürgerpoeten aus durch den zotigsten und ganz ungezogenen schmutzigen Stil der Burleske, der jenen Zeiten der einzig geeignete scheinen mußte, das bäurische Gebaren in treuer Farbe zu schildern; der Art ist besonders Manches aus den Schwänken oder Sprüchen (zum Lesen bestimmten Gedichten) des Hans Folz[244]). Das groteske Uebertreiben der bäurischen Dummheit, die nackte Schilderung ihrer Rohheiten, das saftige Ausmalen ihrer Hofierkünste und Buhlschaften ist hier zu einer solchen Höhe getrieben, daß man durchaus selbst gelesen haben muß, um sich die ganze Vorstellung davon zu machen. Dies hindert nicht, daß bei Hans Folz diese plumpen Possen und zum Theil albernen Erfindungen als Beispiele

244) S. Altd. Mus. 1, 2. und Haupt's Zeitschr. 8, 507.

benutzt werden zu den ernstlichst gemeinten, gesunden Lehren. Hieran reiht sich dann aus derselben Zeit des 15. Jahrhs. aus den anliegenden Gegenden ein Gedicht von weiterem Umfang, worin man diese seltsame Verbindung ganz im Großen wiederfindet. Wir meinen den Ring[245]) von Heinrich Wittenweiler, einem bairischen Dichter bürgerlichen Schlages, der das Werk dem Eingang zufolge zu dem Zwecke schrieb, nach drei Seiten hin zu belehren, in der Kunst des Hofierens, über das rechte Verhalten zur Welt und zu sich selbst, an Leib und Seele, und über das richtige Verfahren im Kriege. Die lehrhaften Theile sind aber enge verwebt in eine Erzählung, die nach diesem Plane mit Turnier und Liebeswerbung beginnt, mit einer Heirat fortfährt und mit einem Kriege endet, wo dann bei der ersten Gelegenheit der Minnedienst, bei der zweiten Haus und Ehe, geistliches und körperliches Wohlverhalten, bei der dritten die Fragen von Friedestiftung, Bundeshülfe und Kriegführung verhandelt werden. Dies geschieht dann jedesmal in einem völlig ernsten Tone, während die Erzählung, in welche diese Lehren unter der Form von Berathungen (einmal in der Form einer Allegorie) geschickt und ungezwungen einverleibt sind, in dem Stile der gröbsten Burleske läuft, und das thatsächliche Beispiel in dem grellst-komischen Gegensatze zu der gegebenen Lehre steht. Des Dichters Absicht ist ausdrücklich, Schimpf mit Ernst zu mischen, und die Bauerngeschichte seinen Lehren beizugeben, damit uns diese desto „sanfter bekehren.“ Diese Mischung ist so gerathen, daß sie eine gewisse Wirkung nicht verfehlt; die Lehre thut der scherzhaften Erzählung und diese jener keinen Eintrag, was durch die gegenständliche unpersönliche Haltung des Dichters und einen gewissen Ernst in seiner Behandlung des Ganzen erreicht ist. Einen Augenblick möchte man daher zweifeln, ob Lehre oder Erzählung, Ernst oder Scherz die vorstechende Eigenschaft des Gedichtes sei und wohin man demnach das Werk am geeignetsten einordnen würde. Nach dem Eindruck des Ganzen sticht doch die lebhafte, unmäßig derbe und grobe Schilderung die lehrhaften Bestandtheile aus, die ohnehin nirgends einen engeren Bezug auf die Zeitverhältnisse verrathen. Mit diesen steht vielmehr gerade die Erzählung und ihr Zweck in der schärfsten Beziehung. Des bürgerlichen Dichters Absicht geht dahin, das rohe Treiben des überhobenen Bauernstandes in einer plumpen Satire zu verspotten, wie Rosenblut und Folz zu thun lieben; da er dazu den Ton der ritterlichen Epen anschlägt, und von dem rohen Balgen und Hofieren, den viehischen Gelagen und

245) Hrsg. v. L. Bechstein mit Einleitung von A. Keller. Stuttg. 1851.

Prügeleien, wie von Turnier, Fest und Minnedienst spricht, und bei den Kämpfen der Bauern die Riesen und Zwerge, die Recken und Helden der deutschen und britischen Sagen mitkämpfen läßt, so lesen wir zugleich noch einmal eine Persiflage der Ritterdichtung. Wir werden in ein erdichtetes Dorf Lappenhausen versetzt, das etwa im bairischen Oberland, in der Nähe der Schweiz gedacht ist; Bertschi (Berthold) Triefnasens Liebe zu Mätzli (Mechthild) Rürenzump ist der Gegenstand der Schilderung. Die Namen erinnern uns, daß wir hier, selbst in dieser tiefsten Sphäre, gleichsam einen rhapsodisch umgetragenen Stoff vor uns haben, der weiter und weiter bis zu dieser Anschwellung in ein Bauernepos angewachsen ist. In Laßbergs Liedersaal ist (3, 399.) der kleinere Schwank von Metzen Hochzeit gedruckt, der die Farbe eben dieser Zeiten trägt und die Scene der geschilderten Hochzeit Bärtschi's mit Metzi, aus der sich (wie in dem Ring) Streit und Schlacht entwickelt, nach Schwaben legt. Derselbe Gegenstand ist kürzer noch im Liederbuche der Hätzlerin zu finden, und weist im Grunde noch weiter auf die noch kürzeren Schilderungen bei Neidhard zurück. Unser Heinrich Wittenweiler hat auch noch ganz dieselben Zwecke wie Neidhard „der Bauernhagel", den er sogar im Anfang seiner Geschichte persönlich mitspielen läßt. Er braucht dann in der Schilderei der bäurischen Turnierkünste, oder in dem Entwurfe des schmucken Paares, dessen Minnekünste dann verfolgt werden, die schmutzigsten Farben, die von Salomon und Morolf an bis zum Grobianus in unserem Schriftthum gefunden werden können; und die ungeheuren Zoten und wüsten Schweinereien, die im Schwank und Fastnachtsspiele kurz vorübergehen, sind hier in einem Gedicht von etwa 10,000 Versen anhaltend fortgeführt. Die Scenen, die Mätzli mit sich selbst und der Arzt, den sie zu ihrem Vertrauten macht, mit ihr aufführt, suchen an Obscönität, und das Hochzeitfest, aus dem sich dann Unglimpf und Verderben entspinnt, an Schmutz und tölpelhaftem Schimpfe ihres Gleichen; es ist dies übrigens mit der Art Meisterschaft und Unbefangenheit gemacht, die in diesen Künsten den Zeiten des 15. und 16. Jahrhs. eigen sind.

---

8. Veränderungen des lyrischen Gesanges. Allegorien.

Wir haben nun aus der Literatur des 14. und 15. Jahrhs. die Dichter hervorgehoben, welche die persönlichen Verhältnisse der Sängerzunft und die Veränderungen in ihrer äußeren Lage zu erläutern dienen; es

war natürlich, daß sich dies in solchen Gedichten aussprach, welche die öffentlichen und Privatzustände der Zeit zu ihren Gegenständen hatten und daher practischer und lehrhafter Art waren. Wir wollen jetzt auf andere herrschende Gattungen achten, auf das lyrische Lied und was sich aus ihm entwickelt, um innerhalb der reineren Dichtungen, die von Beziehungen nach außen freier sind, dieselben Schicksale der Poesie zu finden, die denen der Dichter genau entsprechen. Wie wir in den Gegensätzen der Teichner und Suchenwirt, der Rosenblut und Beheim den Uebergang der Dichtung aus den höfischen Kreisen in die des Volkes beobachteten, so gleiten wir auch in der Lyrik und in einer Gattung allegorischer Reden, die vom Ende des 13. bis ins 15. und 16. Jahrh. so häufig fast wie die Beispiele sind, und die auch noch den alten Rittergeschmack festhalten und das Minnelied ersetzen wollen, ganz unvermerkt in den Ton des erotischen Volksliedes über. Dieser Uebergang ist fortwährend der Faden, an dem wir unsere Leser durch die wenig erfreulichen Erzeugnisse dieser Zeiten hindurchführen. Wir haben schon früher erfahren, wie jene Lieder österreichischer und schweizerischer Dichter in der Nachblütezeit des Minnegesangs in Stoff und Manier leiser oder lauter zu dem Geschmacke des Volkes herüberleiteten, und auch jetzt an der Scheide des 14. und 15. Jahrhs. können wir in hinreichendem Stoffe verfolgen, wie sich das Höfische und Volksthümliche in dem erotischen Gesange bald streitet bald nähert. Wie eifrig der alte Adel in dem Minneliede jetzt noch immer hie und da behauptet werden soll, so gleitet man doch auch hier, wie in jenen Rittergedichten deutscher und karolingischer Sage in das Derbe und Rohe, ja bis zum Verachten der Weiber herab. Das epische und lyrische Lied prägt gleichmäßig die veränderten Zeiten ab, wo man den Ausdruck „es stand abenteuerlich“ von der Unsicherheit der von Raubrittern belagerten Straßen brauchte. Es waren die Zeiten, wo die Gesellen von der alten Minne einer der ärgsten unter jenen schrecklichen Ritterbünden um die Mitte des 14. Jahrhs. waren[246]), neben den Sternern, den Fleckenern und Bengelern, den grimmen Löwen und den Gesellen vom Horn, die in Hessen und Thüringen, in Nassau und Westphalen hausten. Es waren die Zeiten, wo der Ritter von Westerburg, dem Frauendienste Feind, in Mißmuth sang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das lasse ich sie verstan,“ und wo er von Kaiser Ludwig darum getadelt werden mußte, um den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib so minniglich“

246) Frankenberger Chronik. a. 1380.

wieder gutzumachen[247]). In der Limburger Chronik, die eben diesen Zug erzählt, sieht man, aber leider nur aus kargen Anfängen der Lieder, die sie erwähnt, daß schon in diesen Zeiten der Ton des Minneliedes in den des späteren Volksliedes überspielt, aber doch noch vorherrscht, obgleich schon der Volksgesang sich dieser auch von Rittern ausgehenden Weisen allgemein bemächtigte. Man sieht aus den verschiedenen Stellen dieser Chronik, die sich mit dem Gesange beschäftigen, und die wir nicht auszuziehen brauchen, da sie von Lessing, Forkel, Rosenkranz u. A. schon mitgetheilt sind, daß sowohl der dichtende Ritter schon dem Volkston sich fügte, als auch der dichtende Mönch den Ton des Minneliedes traf[248]); und dies Herablassen ritterlicher Dichter zum Volkstone und das Hinaufstreben gewerblicher Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt sich also im Lied wie in den größeren Dichtungen, ebenso wie im wirklichen Leben der Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürger durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Ansehn und Würde, der Ritter durch Ordensverbindung mit jedem gemeinen Räuber nach Macht und Gewalt strebte, bis sich dann der Bürgerstand allmählich so in der Literatur festigte, daß er seine eigenen Zustände achten und besingen lernte, wie er auch den Reichen und durch ritterliche Frauen vornehm gewordenen Bürgern zu verbieten anfing, sich von der Zunftgenossenschaft loszusagen.

Diesem Schwanken der äußeren Zustände des Lebens gleicht nicht nur die Lage der Dichtung in jener Zeit, da sie, wie wir sehen, von den Höfen verdrängt und in förmliche Schulen der Meistersänger noch nicht aufgenommen war, sondern auch die innere Beschaffenheit des Gesangs spricht diese Zwiespältigkeit vortrefflich aus.

Dies lernt man am besten und in hinreichender Fülle aus dem Liederbuche, das von Clara Hätzlerin[249]) in Augsburg, einer

---

247) Fasti Limpurgenses ed. Heidelb. 1619. p. 11.

248) Ebend. Sp. 36. Zu disser zeit, 5 oder 6 jahr davor, war auf dem Mayn ein münch Barfüsser Ordens, der ward von den lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, dass im niemand auf Reinesstrom oder in dissen landen wol gleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle meister pfiffen und andere spielleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang diess lied: „Ich bin aussgezehlet, man weisset mich armen vor die thür, untrew ich spür nun zu allen zeiten.“ Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche zeit, mennigliche freude geit, ohn mir, wer mainte das?“ Item: „der Untrew ist mit mir gespielt“ etc.

249) Herausg. v. C. Haltaus. Quedl. 1840. In Meusebach's Büchersammlung

Abschreiberin, die auch andere Handschriften gefertigt hat, um 1470—71 abgeschrieben wurde. Es enthält außer einer Anzahl von Priameln, Gnomen und am Rande beigeschriebenen minniglichen Sprüchen, die in ernster Rede und burlesker Widerrede die Sprüche von Salomon und Marcolph nachahmen, 85 erzählende oder lehrhafte und 134 lyrische Stücke von ganz verschiedenen Verfassern. In diesen letzteren streitet sich die alte und junge Zeit auf Weg und Steg. Das völlig ausgeprägte Volksliebeslied des 16. Jahrhs., das schon in seinem ganzen Gesichtskreise der neuern Zeit angehört, enthält so viele Anklänge an diese Lieder, wie diese ihrerseits wieder an die alten Eigenheiten des Minneliedes erinnern. Und auch darin zeigt sich die Mitte, die diese Lieder zwischen beiden genannten Gattungen und Zeiten halten, daß in ihnen weder der Ritterstand mehr so vorzugsweise wie früher in dem Minneliede allein steht, noch aber auch irgend ein anderer niederer Stand darin namhaft erscheint, wie so oft später der Fall ist. Einzelne Stücke (wie N. 36.) sind wie aus Stellen des reinen Minne- und Volksliedes zusammengesetzt. Wir gehen überall aus den Verhältnissen des Minnegesanges in ähnlichen Formen zu den derberen der niederen Gesellschaft über; von den Merkern zu den Klaffern, von der Linde an der Heide auf die Diele, von jener schwermüthigen Sehnsucht zu Schimpf und Scherz, von der ernsten Minneklage zu ihrer Parodie. Die Liederweisen vereinfachen sich und wenn man nur die Gattung der Taglieder von Wolframs oder Walthers Stücken bis auf das zur Volksliederzeit berühmte Von hoher Art ein Fräulein zart zusammenstellen möchte, so würde unser Liederbuch das Wesentliche zu einer fortlaufenden Reihe liefern, die uns ein Bild von den Veränderungen der Form in einem gleichbleibenden Stoffe gäbe. Sehen wir von unserer Sammlung ab, so bieten uns die Zeiten des ausgehenden 14. und anfangenden 15. Jahrhs. zwei befreundete ritterliche Sänger, deren Lieder uns gleichfalls den Charakter der Lyrik dieser Zeit darstellen können. Der Eine ist Hugo von Montfort (in Vorarlberg um 1354—1423), der Andere Oswald von Wolkenstein[250]) (in Gröden in Tirol geb. 1367 † 1445); beide

---

findet sich die Abschrift einer Handschrift von Martin Ebenreutter zu Würzburg, von 1530, deren Inhalt sich fast ganz in dem Liederbuche der Hätzlerin wiederfindet.

250) Nachrichten über ihn im Tiroler Almanach für 1803. 4. und Hormayer's Archiv 1823. Im Boten von und für Tirol und Vorarlberg 1823. Zerstreut in: das Land Tirol. 1—3. Insbruck 1837. Vgl. auch Vanotti, Gesch. der Grafen von Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. p. 180 ff.

waren zusammen nach Lithauen, Compostella und Jerusalem gezogen. Sie waren aus der Zahl jener reise- und schlaglustigen Ritter, von denen Suchenwirt einige in seinen Ehrenreden verewigt hat. Oswald hatte, vom Lesen der ritterlichen Romane früh aufgeregt, schon als Knabe von zehn Jahren 1377 die Preußenfahrt Albrechts III. von Oesterreich mitgemacht. Er abenteuerte dann in Kriegsdiensten, in Land- und Seereisen von Rußland bis Flandern und England, von da bis Armenien und Persien; 25 Jahre alt kam er unkennbar geworden nach Tirol zurück, warb um eine Sabina Jäger von Tisens, pilgerte nach ihrem Gebote ins heilige Land, und fand sie, als er 1400 zurückkehrte, verheiratet. Rastlos machte er dann mit Kaiser Ruprecht den Zug nach Italien; später stand er im Kriege der Brüder Ernst und Friedrich von Oesterreich im Elephantenbunde des tirolischen Adels gegen Herzog Friedrich, der nach geschlossenem Vergleiche mit seinem Bruder ihn verfolgte. Zwischendurch war er auf neuen Abenteuern in England, Portugal, Africa und Spanien; endlich 1419 zog er gegen die Hussiten aus. Dann lebte er der Dichtung und Muse, zurückgezogen auf seiner erkauften Veste Hauenstein, auf der Alpe, die für den Rosengarten Luarins gilt, jenes tirolischen Liedes, in dem die mineralogische Bedeutung des Thales Fassa verewigt scheint. Die Katastrophe, die damals den Tiroler Adel beugte, war für die Literatur in diesen Gegenden bedeutend, und wir gewahren hier dieselben Erscheinungen, die wir gleich nachher, wenn wir die prosaische Romandichtung und Uebersetzungsliteratur betrachten, in ganz Süddeutschland an Höfen und Städten beobachten können. Wie hier in den kriegerischen Bewegungen der Fürsten und Ritter demokratische und aristokratische Tendenzen, die Macht der Städte und des großen Adels im Kampfe liegen, so fängt einerseits die klassische, andererseits die rein volksthümliche Literatur sich im 15. Jahrh. in all diesen Gegenden an, mit der altritterlichen zu streiten, die vergebens ihre letzten Anstrengungen zum Widerstande aufbietet. Oswald sang seine Minnelieder im alten Stile; Annenberg, dessen Verwandte mit jenem gegen Herzog Friedrich verbündet waren, widmete sich gleichfalls (1420—80) literarischer Thätigkeit und sammelte Minne- und Heldenlieder in eine Bibliothek; auch Konrad Vindler auf Runglstein, dem man eine Sammlung von Fabeln und Paramythien zuschreibt, die sich in Innsbruck handschriftlich findet, theilte diese Beschäftigung. In ihren Sammlungen spielt aber auch die klassische Literatur schon eine große Rolle[251]), die von Italien in diese

251) Ich muß diese Aussage die Verfasser des stoffreichen patriotischen Werkes über das Land Tirol verbürgen lassen, denen ich sie entlehne.

benachbarten Lande am ersten herüberreichte und die schon durch den bloßen äußeren Gegensatz, und mehr durch ihren inneren Geist die mittelaltrigen Lebensordnungen und Dichtungen bald gleichmäßig erschütterte. Hierneben bedenke man, daß in Tirol schon der Natur des Landes nach alles Volksthümliche der Sage und Dichtung, Mähren und Volkslieder gewiß von Alters her lebendig waren, so begreift man wohl, daß der neuerhobene ritterliche Gesang Oswald's und Hugo's, wie sehr er im alten Geiste fortfahren wollte, gleich allen jenen Gesängen und Liedern der Clara Hätzlerin den alten Ton nicht mehr behaupten konnte. Des Wolkensteiner's Lieder sind jetzt gesammelt und herausgegeben[252]). In den historischen Liedern beschreibt er sein vielfach bewegtes abenteuerliches Leben; den erotischen Theil, den er während seiner minnedienstlichen Reise dichtete, bezeichnet der Herausgeber selbst mit dem Worte Liebeswahnsinn. Ein dritter Theil ist religiös sittlichen Inhalts. Weit das meiste unter seinen Liedern ist durchweg verkünstelt, überladen und roh; Hugo von Montfort's Liedern[253]) machen einen einfacheren und gefälligeren Eindruck. Zwar auch Er ist noch einer der anstaunenden Verehrer des Titurel und ahmt ihn unterweilen nach, doch dringt in seiner guten Natur ein frischer gesunder Sinn lebhaft durch, der auf die Einfalt des volksthümlichen Geschmacks überführt. Hugo von Montfort's Gedichte sind größerentheils Reden, wie er sie nennt, allegorische Stücke, die er meist im J. 1401 gemacht hat und die sich alle im Lehrton, am häufigsten in Gesprächform, um die Lage der Welt, des Reiches und der Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte und neue Minne drehen. Diese haben nichts Eigenthümliches vor den ähnlichen Sachen anderer Dichter voraus, aber mehr seine Briefe und Lieder, zu denen er sich die Musikweisen durch seinen treuen Knecht Burk Mangolt hat machen lassen. Sie zeigen den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am schönsten; sie sind häufig wenig verschieden von einem Minnelied, nur alle breiter gerathen, in den Tönen sehr einfach, und in der Wahl unschöner Bilder mehr meistersängerisch. Ueberall aber nehmen sie den Volkston an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterlied; die unmittelbarsten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten in herzlichen Worten bezeichnet zwischen die alten Ausdrücke der Ritterdichter, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß es Gefühle aus

252) Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein herausg. von Beda Weber. 1847. Mit des Dichters Leben.

253) Cod. Pal. N. 329.

Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente errathen läßt, ohne sie auszusprechen, ist häufig erkennbar. Der Duft der frischen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüber gibt uns auch eben dieser Mann einen höchst interessanten Aufschluß, der über fast alle diese Spaziergänge und Allegorien aufklären kann; er hat einen großen Theil davon wirklich (fol. 39) in Wäldern, in Feldern und zu Rosse gedichtet; und ein großer Theil der ähnlichen Gedichte hat auch das Gepräge solcher Erzeugnisse, die in der That auf träumerischen Gängen und Ritten in Wald und Einsamkeit, von sinnigen Menschen ausgebrütet sind, die sich eben jetzt des Reizes der äußern Natur und ihrer Einflüsse auf das menschliche Herz anfangen bewußt zu werden. — Die beiden Freunde, von denen wir reden, sind übrigens nicht die einzigen Dichter, die in den höheren Ständen noch jetzt die alte Minnezeit fortsetzen. Man weiß aus Niclas v. Wyle's Schriften, daß zu dessen Zeit Herzog Leopold von Oesterreich und noch ein anderer Ungenannter der höfischen Gesellschaft wenigstens einzelne Lieder dichteten. In einer Handschrift der Meusebach'schen Sammlung (Z. 8016) aus dem 16. Jahrh., die sich in einzelnen Stücken auch mit dem Liederbuche der Hätzlerin berührt, finden sich lyrische Lieder, bei denen hier und da die Zeit der Entstehung (zwischen 1460—70) und die Verfasser, Wolf Schilling, Joh. Sasse, E. von Schromberger, und unter ihnen Graf Heinrich von Wirtenberg (1448—1519) angegeben sind[254]). Der Lieder sind wahrscheinlich mehrere von ihm als die gerade mit seinem Namen bezeichnet sind; offenbar stammen sie aus hoher Gesellschaft; bei vielen sind Kronen und französische Sprüche beigezeichnet, die meisten haben etwas vornehm gespreiztes; im Ganzen sind sie Alle auf den Schlag der meisten lyrischen Stücke bei der Hätzlerin.

Wenn die genannten Dichter die lyrische oder lyrisch-didactische Dichtung des 15. Jahrhs. von ritterlicher Seite vertreten, so steht bürgerlicher Seits in gleicher oder größerer Vielseitigkeit Muscatblut neben ihnen, der noch um 1437 dichtete, und, wenn sich die Angaben Michel Beheims[255]) auf etwas Thatsächliches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herren gesungen hat. Sonst ist von seinen Lebensumständen, seiner Heimat, seinem Aufenthalte und Stande nichts Sicheres bekannt oder aus seinen Dichtungen zu entnehmen. Er hat sich

---

254) Lieder Heinrich's Grafen von Wirtenberg. Ausg. von Holland und Keller. 1849.

255) Cod. Pal. 312. f. 252. In E. v. Groote's Ausgabe der „Lieder Muscatbluts". Köln 1853. p. V.

in mannichfaltigen Gegenständen und in verschiedenen Arten des Vortrags versucht. Der Herausgeber seiner Werke theilt seine Lieder passend in drei Gruppen ein, Marienlieder, Minnelieder und solche, die von zeitgeschichtlichem, sittenrichterlichem Inhalte sind, Lehr- und Rügelieder. Unter seinen Minneliedern, die im Allgemeinen den Charakter aller Lyrik des 15. Jahrhs. theilen, gibt es einige, die den Volkston anschlagen, der noch im Anfang des 16. Jahrhs. allgemein beliebt war, es finden sich unter ihnen, und in den Eingängen mehrerer Mariengedichte, Naturlieder, die durch Fluß und Frische an manches Gute der schlesischen Dichter erinnern und sich über das ähnliche bei seinen ritterlichen Zeitgenossen erheben. Dann aber giebt es wieder Liebesgespräche in seinem eigenthümlichen kurzzeiligen und langstrophigen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der uns in Hugo von Montfort's Liedern zuweilen anspricht, so fern liegen, wie eben sein künstlicher Ton von Hugo's kunstlosen Strophen. Die vorgeschriebene schwierige Versart modelt den Gedanken nach den Reimen und je gezierter der Vers und Reim, um so geringer ist die freie Bewegung und Natürlichkeit. Es gibt bei ihm Räthsel, ganz in der schlechten breiten Manier der frühern Spruchdichter, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder scherzt er schelmisch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Scenen, die sich daraus entwickeln. Recht gesund und kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er sich an, wenn er in seinen Laienlehren die Sünden der Welt, Hoffart, Ueppigkeit, Untreue, Wucher und Raub straft und alle Stände geißelt, selbst unter Pfaffen und Frauen, die er in höchsten Ehren hält, den Wicken beim Korn zu finden beklagt. Eben so ehrbar nimmt er sich aus, wenn er die Würde des Gesanges erhebt: und dieser ehrbare Ernst möchte ihn wohl am besten charakterisiren, denn selbst in komischeren Rathschlägen (an Jungfrauen, sich vor klaffenden Weibern zu hüten; an Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden; an Männer, die widerhaarigen Weiber mit Prügeln zu ziehen u. s. w.) nimmt er doch den Ton der Neckerei kaum nur auf Augenblicke an. Am ehrenvollsten ist es für ihn, daß er die Wahrheit zu singen weder um Lieb noch um Leid unterlassen wollte, daß er die Rüge des Lasters und der obersten wie der untersten Stände an die Höfe selber trug, daß er Fürsten, Adel und Frauen um Läßigkeit, Raub, Wucher, Ehebruch ins Gesicht strafte, und daß er dafür (Nr. 60), doch nicht viel anders als Beheim, Würfe und Hohnreden auszustehen hatte. Diesen Sitteneifer entstellt dann aber wieder sein finsterer Zolotismus der Rechtgläubigkeit, der so weit geht, daß er den Treubruch und Glaubensmord an Huß

billigt und (Nr. 92) auch die ungebratenen Gänslein noch zu prüfen räth. Dem sittlichen Unmuth, den man hier empfindet, entspricht der ästhetische, der uns über seinen Marienliedern anwandelt, wenn er sich in die mystischen Deutungen wunderlicher Religionsgeheimnisse wagt, wenn er die Steine der Krone Salomonis oder das geistliche Ackerwerk und die geistliche Mühle auslegt, wenn er, zwischen Verstiegenheit und burlesker Niedrigkeit schwankend, die üppigen Bilder der alten inbrünstigen Frauenleiche in volksliederlicher Form, mit lateinischen Brocken durchwebt, wieder bringt, und die Werbung der Jungfrau um einen Sponsen unter den Dreien der Dreifaltigkeit wie in einer Art Leierlied zur Hochzeit besingt. Hier weist er auf Frauenlob zurück und auf die dogmatischen und religiösen Gesänge der Meistersänger vorwärts. Und auch der Form seiner Gedichte nach ist Muscatblut der beste Vermittler zwischen den Frauenlob uud Regenbogen und den Meistersängern des 15. Jahrhs.; bei diesen letztern stand er auch in einem nicht geringen Ansehen. Noch Sebast. Brant benutzte ihn in kleinen Gedichten und für Michel Beheim schien es keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukommen, obgleich er sich da weit verrechnete.

Wir haben bis hierhin vorzugsweise auf dem lyrischen Inhalte des Liederbuches der Hätzlerin, auf den lyrischen Gedichten der Poeten verweilt, die unserer Sammlerin zum ausziehen am nächsten lagen; wir bemerkten aber, daß sich überall in ihren Werken das Lyrische mit lehrhaften, rednerischen und erzählenden Bestandtheilen vermischte. Der nicht lyrische Theil jenes Liederbuches enthält eine Reihe von größeren Gedichten, die unter sehr verschiedene Benennungen fallen können, und sehr verschiedenen Inhalts sind. Blickt man nach dem Aehnlichen über den Umfang dieser Sammlung hinaus, so findet man im 15. Jahrh. eine Unmasse von Handschriften, die von einer großen Anzahl von Dichtern Stücke dieses Charakters enthalten, was dann die ungemeine Fruchtbarkeit eines Hans Sachs in diesen vagen Gattungen erklären hilft. Es sind Schwänke der altbeliebten Art, die in diesen Zeiten im Vortrag eine Mitte zwischen Stricker und Hans Sachs halten, Ehehistörchen, Beispiele von List und Verschlagenheit, dreiste und muthwillige Beichten und Buhlergeschichten; es werden minnigliche, moralische, psychologische Fragen von der Welt Stand und Lauf verhandelt und gelöst; es sind Streite, Wortkriege, Klagen über den Verfall der Liebe, der Sitte, des Vaterlandes, der Frömmigkeit; Freudenergüsse über glückliche Liebe und bewegte Minnelehre; Deutung der Blumen und der Farben; ärztliche und andere gemeinnützige Rathschläge; Lob und Tadel der Geschlechter

und Stände, wobei es charakteristisch ist, daß die Frauen am öftersten leiden müssen, die Bauern oft sehr wohl zufrieden sein dürfen; im Gespräche der Vögel bei der Wahl ihres Königs Rede und Widerrede, gute und böse Rathschläge an die Fürsten. Oft ist der Uebergang des lyrischen Liedes in leichte Erzähl- und Redeformen augenscheinlich; die Liedesform (wie in dem bekannten Nun freut euch ihr frohen Kinder) dehnt sich zur lehrhaften Allegorie aus; das Minne-, Tag- und Klaglied ist nur länger, oft speculativer, oft schildernder und thatsächlicher geworden. Der singende Dichter fällt aus der Arie in das Recitativ; er spricht einen Spruch oder eine Rede; er hält Selbst- oder Zwiegespräch; er malt eine Scene hinzu; er berichtet: dies ist vielleicht das treffende Wort für diese ungemein charakteristische Gattung. Es ist am häufigsten ein Nachtabenteuer, ein einsamer Gang, eine Belauschung, ein Zusammentreffen, ein Traum, eine Vision, die der Dichter berichtet und die ihm den Rahmen zu seinen Erörterungen, zum Ergusse seiner Empfindungen darbietet und für Naturschilderung und Prachtgemälde dem alten Hang zur Malerei Raum genug übrig läßt. Wir haben keinen allgemeineren passenden Namen für diese letztere Art von Gedichten, als Allegorien; sie hat bei unsern Dichtern keinen Namen, als den der Rede, und auch in Frankreich wird sie unter dem allgemeinen Begriffe der Fabliaux eingeschlossen, wo sie nicht im Besonderen mit dem Ausdrucke songe bezeichnet werden kann. Aus dieser Gattung haben sich bei uns im 17. Jahrh. die Schäfereien entwickelt, und wie das Idyll merkwürdig in der Mitte zwischen Epos und Drama steht, und gleich dem letztern gerne die wesentlichen Formen aller Poesie, Erzählung und Gespräch, Lehre und Gesang in sich versammelt oder sich in sie zertheilt, so vereinigen sich auch in jenen vageren Allegorien, bald deutlicher bald unkenntlicher, lyrische, dialogische, erzählende und lehrhafte Bestandtheile: sie theilen mit dem Idyll den Charakter der Schilderung von ruhenden Zuständen, und sie können mit ihm, insofern sie die Handlung, die Seele von Epos und Drama, aufgeben, von beiden aber den äußeren Körper, Erzählung und Gespräch gleichmäßig an sich tragen, als Ausgänge des Epos und Anfänge des Schauspiels zugleich betrachtet werden, als die Gattung, wohin sich der Rest von poetischer Erfindung, so gering er immerhin sein mag, in jenen Zeiten flüchtete, in denen Alles zusammenarbeitete, die Dichtung in ihren reinern Formen zu zerstören. Das Allegorische durchrankt unsere ganze Dichtung in der Periode, wo sie zwischen Epos und Drama gestaltlos in der Mitte liegt, es griff im 13. Jahrh. in das Reimepos (Tristan) ein, überdeckte im 16. Jahrh. (im Theuer-

dank) und in dem Geschichtsroman des 17. Jahrhs. das historische Gedicht im Großen, wie es zwei Jahrhunderte lang vorher das kleinere historische Lied und den Wappengesang durchdrang; die Gattung des Dramas erstand erst mit den allegorischen Mysterien; in den Minnegesang strömte der allegorische Aether ein und verflüchtigte die gnomische und mystische Poesie; Sinnbild und Gleichniß gab den Lehrgedichten des Thomasin und Stricker, des Hugo von Trimberg und der Satire des Seb. Brant das Kleid; der Reineke Fuchs kann als ein reines Epos oder als eine reine Allegorie betrachtet werden; noch im 17. Jahrh. endlich bemühte man sich in Theorie und Praxis um die Allegorie als eine eigene poetische Gattung, bis dieser Hang in der Ausbildung von Parabel und Fabel im 18. Jahrh. ausstarb, wo zuletzt noch Winkelmann sich der Allegorie in der plastischen Kunst annahm und Klopstock allegorische Reste in seinem Epos festhielt.

Die minniglichen Allegorien sind aus dieser Gattung die gewöhnlichsten und häufigsten. Sie hängen mit dem Minneliede sichtbar zusammen; sie lassen sich gleichsam auf die sinnige Allegorie in Gottfried's Tristan zurückführen und dauern von jener guten Zeit an bis auf Hans Sachs und noch späterhin fort. In der höfischen hellen Manier haben wir Ulrich von Lichtenstein's Frauendienst und Frauenbuch kennen gelernt, die schon wesentliche Züge für diese Gattung liefern. Ihnen zur Seite kann man aus Wolfram'scher Schule ein Gedicht aus den ersten Jahren des 14. Jahrhs. stellen, die Jagd des Hadamar von Laber[256]) (in Diensten des Herzogs Ludwig von Baiern), ein vielgelesenes oft abgeschriebenes und von jedem Abschreiber verändertes Gedicht, von dem noch Püterich in Ausdrücken des größten Lobes spricht, dessen Verfasser von Andern mit Wolfram als ein Ebenbürtiger zusammengestellt wird. Der Gedanke, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, gefiel noch im 15. Jahrh.; ein kleines Gedicht bei Suchenwirt (das Gejaid) würde Primisser anders ausgelegt haben, wenn er dies Werk von Hadamar gekannt hätte. Der Jäger flicht seine Liebesklage in seine allegorische Jagdbeschreibung ein, sein Herz wird als Hund

256) Herausg. von Schmeller. Stuttg. 1850. Der Herausgeber hat die 76 ersten Strophen der Heidelb. Hs. 326. als ein besonderes Gedicht „des Minners Klage“ und weitere 43 Strophen, die wieder als Bruchstücke eines anderen Gedichtes erscheinen, ausgeschieden; ein ähnlicher Auswuchs in der Hohenlohischen Hs. „der Minne Falkner“ ist als ein der Jagd nachgebildetes Minnegedicht erkannt worden, worin die Geliebte als Edelfalke verherrlicht wird.

dargestellt, der ihn auf die Fährte weist, mit dem er sich unterredet, den er ans Seil fangen will, der ihm entläuft, knurrt, schreit, verwundet, zerrissen, von Wölfen (Merkern) bedroht wird. Das Ganze ist ohne Wirkung; es ist zu breit und körperlos, die Gleichförmigkeit peinlich, die Allegorie gleich im Anfang schon ermüdend, weil sie keine Veränderung bietet. Die Strophe, der Ton des Titurel ist nachgeahmt, von dessen Jagdstück sogar der ganze Gedanke entnommen ist; doch ziehen unter dem eintönigen Fluß des Ganzen vereinzelt die überraschendsten Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art von Weiberachtung und Vergötterung, liebliche gemüthvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menschlichen Gemüths, und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur.

Plastischer, malerischer, als in dieser Allegorie werden die ähnlichen Minnegedichte, worin die Frau Minne selbst in Person auftritt. Die Göttin, die so innig von dem ritterlichen Geschlechte verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechischen Attributen bekannt werden, so ergriff man diese Gestalt und bildete sie nun allegorisch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus eins; man hatte endlich heraus, daß die Minne auch sinnlich erschien und jeder Dichter zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne sein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu sehen und im Traum oder auf träumerischen Fahrten und Spaziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Insel, Burg, Berg, Garten, Kloster oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich seit geraumer Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienst sich „Verlegenheit," Tölpelhaftigkeit, geschmacklose und schamlose Tracht (die jetzt auch von allen Chronikschreibern heftig angefochten wird), Läppischkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingestellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einsamkeit umirrte, alle Tugenden mit sich genommen hatte, stets aber ihre Theilnahme an dem verworfenen Geschlechte behielt, fortwährend jeden frauendienstlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet, unterstützt und unterweilen mit ihrer Erscheinung belohnt, und mit ihrer Ermahnung und Lehre tröstet und stärkt. Wir haben von klein Heinzelein von Konstanz ein Gedicht von der Minne-Lehre, das sich an die obigen Werke aus der Zeit des 13. Jahrhs. noch anreiht, und unsere Minneallegorien eröffnen mag[257]). Wir haben schon oben eine geistliche Tenzone

257) Heinzelein von Konstanz, von Fr. Pfeiffer. Leipzig 1852.

über die beiden Johannes von demselben Dichter erwähnt. Er war bei dem glänzenden und geselligen Grafen Albrecht von Hohenberg und Heigerloch († 1298) Küchenmeister und trug, scheint es, seinen Namen von seiner winzigen Gestalt. Er hat sich noch an den Dichtern der bessern Zeit, dem Rudolf und Konrad Fleck geschult, und seine Minnelehre, das bedeutendste der von ihm erhaltenen Gedichte, ist noch ein „heiterer Nachklang" aus dieser Zeit. In dem vagen Sinne, in dem wir die Gattung der Allegorien oben gefaßt haben, gehört das Gedicht ganz in diese hinein, obwohl streng genommen nur der Anfang allegorisch gehalten ist. Der Dichter wird im Traum in eine schöne Aue versetzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Abzeichen ausdeuten. Das Gedicht geht hernach zu einem Briefwechsel und Gespräche zwischen dem Dichter und seiner Geliebten über; es ist hier also noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die Gesprächform, die im Minneliede hie und da vorkam, ist erweitert, und dies ward jetzt so weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelstrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Versicherungen eines sehnsuchtsvollen Liebenden an seine spröde Dame[258]). Der eigentliche Liebesdienst, das Faktische desselben, schwindet immer mehr, obgleich man die Verbindung dieser Dinge mit Lichtensteins Gedicht deutlich erkennt. Die Gattung geht alsdann bis zum 15. und 16. Jahrh. ununterbrochen fort, nur daß sie im Gegenstande nicht ausschließlich der Minne treu bleibt. Als eine eigene Gattung ließen sich die Todtenklagen[259]) abscheiden, deren wir mehrere haben, wo gewöhnlich über namhafte Gestorbene irgend einer personificirten Tugend die Klage in den Mund gelegt wird. Andere Allegorien verbreiten sich dann über die besondersten und allgemeinsten Gegenstände. In dem Sleigertüchlein[260]), das einen schwäbischen Dichter, der in Tirol, am Bodensee und in der Pfalz gleich bekannt scheint, zum Verfasser hat und Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhs. gedichtet ist, findet der Poet im Walde einen klagenden Jüngling, der ihm sein Leid vertrauen will, wenn er auf sein „Sleigerlein," ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei sich trägt, schwören wolle, sein Geheimniß

258) Cod. Pal. 348.

259) In v. d. Hagen's Germania 3, 116 und 6, 250 sind deren zwei auf Joh. von Brabant († 1294) und Graf Wilhelm von Holland († 1337). Andere in Laßbergs Liedersaal 2, 256. 321 auf eine Gräfin von Kärnthen und Tirol und auf Graf Wernher von Homberg (um 1360).

260) Gedruckt in Meister Altswert, hrsgb. v. Holland und Keller. Stuttg. 1850.

zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun seine Abenteuer, beschreibt einen Sturm, den er gelitten und den seine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter seinen Unglauben ausläßt) und dann folgt eine langweilige Erzählung seiner begebenheitslosen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr seine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois und andere Romane stellen auch dies Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in diesen Zeiten den reineren Rittergeschmack zurückführen wollen, ohne daß es gelänge. Wir halten den Dichter dieses Werkchens auch für den des Spiegels[261]) (Spiegels Abenteuer), und zwar eben der gleichen Manier und Belesenheit, der gleichen Anklänge an alte Romane wegen, besonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrsamkeit und einige schöne Schilderungen einfließen. In einem köstlichen Walde unter Vogelgesang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es ist die Treue. Sie ist von ihrer Kaiserin ausgesandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt seine eigene: das Bild seines Weibes habe sich fest wie ein Siegel in sein Herz gedrückt, und er könne mit seiner Treue ein ganzes Land übergülden. Sie sagte ihm, ihre Kaiserin sei Frau Abenteuer, ihre Schwester, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und sie nennt ihm die anderen Schwestertugenden, die dort in Amt und Dienst stehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Brust einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwischen 12—40 Jahren erblickt; sobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieser Schönheiten gefangen, über der er sogleich seine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft sie entsetzt „Nummer dumen Jesu Christ" und kreuzt sich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn (p. 161) zum Hofnarren machen; und es findet sich in einem Buche, das an der Kaiserin Hof gehalten wird, daß er sein Herz trotz seiner Liebe zu seinem Eheweibe an eine unstete Buhlerin gehängt habe. In diesem Buche liest er dann, daß auch seine neue Erkorene ein untreues Weib sei und dies bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greisen heimgebracht. Ganz verwandt mit diesem Stücke ist die Mohrin[262]) von Hermann von Sachsenheim (um 1450). Der

261) Cod. Pal. 313. f. 75. Gedruckt in Meister Altswert, von Holland und Keller.
262) In alten Drucken; zuerst Straßburg 1512. Nach dem Wormser von 1538

Dichter begegnet auf seinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komischer Procession vor die Königin gebracht wird. Er ist seiner Treulosigkeit wegen verklagt und sein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Tanhäuser ist der Vorsitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung ist ins Parodische gezogen, der Untreue werden ironische Lobreden gehalten, der Oberrichter ist sich selbst in dem fraglichen Punkte nicht des besten Beispiels bewußt, die Frau Venus ist eine Heidin, und das Ganze berührt sich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo auch die Frau Minne schon eine Teufelin ist. Wir müssen beachten, wie in diesen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraschend wahren Zügen und Schilderungen, besonders im Spiegel, bald das Derbe der Neidhard oder Tanhäuser, bald das neu Empfindsame im Hadlaub oder im Volkslied des 15. und 16. Jahrhs. hervortritt. Denn auch dieser Zweig des Minneliedes und jene grob idyllischen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbstbekenntniß eines alten Minners (Cod. Pal. 313. f. 454), der sich einführt mit einem komischen Selbstlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er seine Zuversicht auf eine Dirne gestellt, die den Kälbern gut Gras zu streuen gewußt; er traf sie jüngst im Klee und grüßte sie im feierlichen Minnestiel: sie lachte ihn an und wußte nicht, sollte sie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechselt das Gespräch unter ihnen, Er im Schwulst des Verliebten, sie im derben Bauernton (etwa wie im Cupido und der Magd in des Knaben Wunderhorn), und in den größten Zoten endigt die Begegnung. Damit muß man denn solche Stücke wie die Graserin (Cod. Pal. 4. f. 208) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamenkreise verschmäht, seine Sommerfreuden mit einer Mäherin, seine Winterfreuden mit einer Stubenheizerin besingt; und dann die ironischen Stücke, wo sich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge streiten (ebd. f. 225); wo der Pabst ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit

---

ausgezogen in Reichard's Romanenbibl. Bd. 7. Des Dichters goldenen Tempel, den er im 90. Jahre dichtete (er starb 1458), haben wir schon, bei Gelegenheit von Konrads von Würzburg goldner Schmiede erwähnt, und vorhin bei Heinrich Müglin. Keller vermuthet ihn (mit Unrecht) als den Verfasser auch der zwei vorher erwähnten Stücke.

dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geist" [263]), oder wo der Beichtvater sich überzeugen läßt, daß buhlerische Liebe erlaubt sei (Cod. Pal. 313 f. 466) u. dgl. Doch sind im Allgemeinen die allegorischen Stücke gegen diese sündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, gegen die Ehemacherei, die auf Reichthum ausgeht, und gegen die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall sprechen aus diesem reinen Sinne die verschiedenen Stücke dieser Gattung bei dem Suchenwirt. Wo sonst einen verirrten oder wandernden Dichter der Minne Orden und Regel (Cod. 313 f. 44) gelehrt wird, da sind es die alten edlen Vorschriften des wahren Minnedienstes; wo ihr Wesen zu ergründen gesucht wird, ist es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meister Altswert, der eine Reihe solcher Allegorien gemacht hat [264]), jene bäuerische Art der Liebeswerbung selbst aufs Bäurischste schildert und die gemeinsten Ausdrücke dabei nicht scheut, da ist doch die Gesinnung auf das Edlere und Bessere gerichtet; und hierin berühren sich dieses rohen Poeten Gedichte mit denen, die in gleich roher Sprache den Schwulst eines Meister Egen bewundern, bis zum Unsinn nachmachen [265]) und sich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu stellen streben. Dahin gehört das Gedicht von der Minne Burg (Cod. Pal. 385), eine Grundsuppe voll von dem seltsamsten Schwulste, den übertriebensten Wolfram'schen Uebertreibungen und von Exclamationen, die an unsinniger und falscherhabener Manier, an Mischung des Sonderbarsten mit dem Plattesten kaum ihres Gleichen hat. Wir verweilen bei Meister Egen so wenig, wie auf den anderen Zeitgenossen, die wir aus der Hätzlerin und anderen handschriftlichen Sammlungen des 15. Jahrhs. kennen lernen. Ihre Zahl ist sehr bedeutend; einzelne Stücke des Suchensinn [266]), der wie Suchenwirt und Teichner ein wandernder Dichter des 14. Jahrhs. war, des Schondoch [267]), Harder, Kaltenbach, Jörg Schilcher, sind im Druck bekannt

263) Altd. Wälder Bd. 3.

264) Ausg. v. Holland und Keller. Stuttg. 1850. Keller hält den Namen des elsassischen Dichters für angenommen, um ihn als einen Altgedienten unter der Fahne der Minne zu bezeichnen.

265) Der Dichter der Minneburg spricht f. 13. seine Bewunderung für den weisen Meister Egen von Bamberg aus, der gerade nur so weit bekannt ist, daß man weiß, er theilte den bombastischen Geschmack. Einige Stücke von ihm sind im Cod. Monac. 714.

266) Einige Lieder von ihm in Fichard's Frankf. Archiv 3, 322—48.

267) Eine Erzählung von ihm, an deren Schluß er sich nennt, hat Laßberg 1826 auf den Namen Hugo von Langenstein's herausgegeben: wie ein heidnischer König, genannt der Littower, bekehrt ward u. f.

geworden; andere Namen, wie Stephan Vohburg aus Oesterreich, Johannes Duro, den Regensburger u. s. lernt man aus Handschriften kennen; fast alle bringen uns Stoff, die Geschichte unserer Allegorien zu verfolgen. Wir verschmähen Alles und heben nur noch zum Beispiele Einen einzigen Dichter heraus, der uns zu der Gestalt dieser Gattung in der Reformationszeit überführt, und am besten zeigt, wie die Allegorie die nebelhafte Manier und den alten Stil ablegt, zu größerer volksmäßiger Verständlichkeit sich herabläßt und klar und hell wird. Der Verfasser nennt sich einen armen elenden Knaben[268]), und hat also wohl der Volksklasse angehört; er macht den schönsten Uebergang zu den ähnlichen Allegorien bei Hans Sachs, die überall den strengsten Bezug auf die Gegenwart haben und den minniglichen Inhalt nur gelegentlich noch behaupten. Von den verschiedenen Stücken dieses elenden Knaben (sein Zuname sei Schabab, sagt er) lassen wir der Minne Gericht (1549 gedichtet), der Liebe Leid und Freud u. A. bei Seite und geben nur noch den Inhalt von der Liebe und dem Pfennig an (Fol. 34), weil dies Werkchen, ein Lieblingsstück des Jahrhunderts, verändert und mehrmals (so in Frankf. von Joh. Spieß 1580) gedruckt ward. Es behandelt einen Gegenstand, der uns unter tausend Veränderungen bisher vorgeführt ward: daß das sittige innerliche Leben der alten Zeit mit dem äußeren rohen Erwerbstrieb der neuen vertauscht ward, daß, wie Rosenblut in seinen Priameln sagt, die Liebe, welche die Menschen gegeneinander, zur Gerechtigkeit, zu Verwandten, zu Gott haben sollten, nun einzig und allein auf den Pfennig gefallen war. Und dieser Gegenstand ist hier in einem so einfachen Bilde versinnlicht, wie es das Volksbuch mit andern Gegenständen oft thut, wie es gerade dem Volke verständlich und angenehm war. Auch diese Form hatte der Teichner und Suchenwirt schon vorbereitet. Hier streiten sich Liebe und Pfennig, und der letztere vertheidigt seine Sache mit großer Beredsamkeit. Er ist der Abgott der Welt, Alles was geschieht, geschieht durch ihn, wer ihn hat, der hat auch Liebe, Niemand kann sich gegen seinen Willen setzen, nie war seine Gewalt so groß wie jetzt und nie die der Liebe so klein. Zu gutem Ende stößt der Pfennig die Liebe von einem Steige in den Bach, der Dichter aber rettet sie. Sie führt ihn zu ihrem Gezelte, wo die Tugenden nacheinander den Pfennig verklagen. Heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit, den Adel, die Ritterschaft, die sich auf das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die

268) Cod. Pal. N. 341.

Suchenwirt oder an die reformatorischen Poeten, und die Gesinnung ist überall wie die eines Brant oder Hans Sachs.

Wie sehr das allegorische Princip gerade in den unpoetischsten Zeiten die Poesie durchdrang, und wie man gleichsam die dichterische Blöße mit diesem Gewande der bildlichen Erfindung deckte, sieht man am nachdrücklichsten in dem berühmten Buche, das an der äußersten Stätte den Ausgang des Epos und die Verflüchtigung der epischen Elemente bezeichnet, dem Theuerdank[269]). Er entstand (1517) gerade in der Zeit, als die Begebenheiten in Deutschlands Geschichte so bedeutender Natur wurden, daß sie immer mehr die Dichtungen nach sich rissen, und alles Interesse von jeder anderen Gattung, die nicht gemeinnütziger Art war, abzuziehen schienen. Er hat es mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetischsten Stoffe behandelt; nur der Unterschied ist uns hier von Interesse, daß während überall sonst in diesem Jahrhunderte der Prosa, Praktik und Wissenschaft die Dichtung nur noch im Verse und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken gesucht wird, hier die Allegorie als das wesentlich Poetische gilt, was sehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entschiedensten allegorischen Stellen angemerkt wird, die Handlungen seien hier poetisch, seien poetisch gestellt. Dies Gedicht steht am Schlusse einer Reihe von altritterlichen Dichtungen, die, wie wir sogleich sehen werden, noch im 15. Jahrh. in einer Zeit höfischer und ritterlicher Gegenwirkung gegen die aufstrebende Volksbildung an dem Hofe Albrecht's von Baiern und in der Pfalz gepflegt wurden, denn es will die Thaten Kaiser Maximilian's nach der Weise der alten Heldenbücher besingen und zwingt sich dazu in einen Ton, der hier und da an den alten Stil der Ritterromane noch schwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meistersängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieses allegorische Epos gar nicht, so großen Ruf es, selbst bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog sich auch am seltensten auf den Inhalt. Die königliche Entstehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Ansehen eines Königs unter den Erstlingen der Druckerkunst. In der Zeit selbst, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterschied man das innere Verdienst und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Damals stellten sich die Könige noch nicht blos, wenn sie

269) Erste Ausgabe Nürnberg 1517. Die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1553 u. ff. Die von Mathäus Schultes von 1679.

dichteten, weil die höhere Bildung immerhin noch in den höheren Ständen weilte. Und so konnte der kleingroße Kaiser in dem Gedichte, das er, wie auch den verwandten Weißkunig, selbst entworfen und von seinem Melchior Pfinzing hat ausführen lassen, die Abenteuer und geringen Zufälle, die er auf Jagden und Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe erzählen und an einen der bedeutendsten Momente seiner Geschichte, die Werbung um Maria von Burgund (eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateinisch, deutsch und selbst spanisch behandelt ward), anknüpfen. So vornehm und dürftig die Allegorie ist, die das Werk dem Verständnisse der Menge entziehen sollte, so trocken, eintönig und wiederholend der Vortrag, so durfte das Buch unter dem damaligen Geschlechte doch auf manchen geduldigen Leser rechnen. Man arbeitete es später (Joh. Albrecht Jormann noch im Jahr 1680 frei in Alexandrinern) um und Burkard Waldis gab (1553) mehrere tausend Verse und allerhand Sittenregeln zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müssen, als eine Haupteigenschaft des Theuerdank aufgezählt wurden. Es fanden sich Leute, die sich damit beschäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateinische Verse und fremde Sprachen zu übersetzen. Später schrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten[270]). Ergötzte man sich doch bald an unzähligen Gedichten über Schützenfeste und fürstliche Hochzeiten, warum sollte man nicht die wichtig behandelten Unfälle des guten Kaisers gern lesen, der wirklich als der beste Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der so bürgerlich war und so ritterlich sein wollte, so viel Anlage hatte zu stiller Thätigkeit und so viel Glanz um sich breiten mochte, und in einer eigenen Mischung der kleinlichen Natur seines Vaters und der stolzen seiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürst für einen friedlichen Volksstamm gewesen wäre, aber von Cäsar und Karl dem Großen zu träumen liebte, so wie sein Erbland für ein abgeschlossenes Gedeihen in Gemüthlichkeit und Behagen gemacht

---

270) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Glossen versehen von Fr. Hummel 1790. Vieles andere vereinzelte ist darüber geschrieben; Neues in Jäck und Heller's Beiträgen 2. S. 87; und das Neueste in Haltaus' Ausgabe des Theuerdank 1836, wo noch einmal der Antheil Pfinzing's an diesem Gedichte und Treitzsauerwein's an dem Weißkunig (um 1512 von dem Kaiser halbvollendet, gedruckt Wien 1775) genau und gründlich erörtert wird.

war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmanischen Reichs in Europa ganz unnatürlich zu einem Weltreich anschwoll. Von einem solchen Manne nun ist es erklärlich, daß er die schale Reimerei, die er mit seinem Geheimschreiber mühsam und langsam zu Stande brachte, auch in einer kostbaren Ausstattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönsperger, der zugleich Schriftgießer und Papiermüller war, ward für das Werk auserſehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich 1517 in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dies poetische Werk ein Denkmal des Erfindungsgeistes der damaligen Zeit und ihrer mechanischen Fertigkeit. Als solches mußte es die Schriftsteller über Kunst- oder Buchdruckergeschichte immer so sehr interessiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Nie hat das allegorische Gedicht in Deutschland Glück gemacht, so wenig wie in Griechenland. Alle diese schwachen Versuche, zusammen mit dem, was wir gelegentlich von Personificationen der Tugenden kennen lernten, und was man weiterhin im 17. Jahrh. noch als epische Allegorie beifügen kann, steht gegen das, was Franzosen und Engländer hier geleistet haben, weit zurück. Bekanntlich gilt der Roman von der Rose[271]), gleichviel mit welchem Rechte, für den Triumph der altfranzösischen Poesie, und von der Zeit seiner Entstehung und von noch früheren Zeiten her ist fast kein namhafter Dichter bis auf Rousseau und Voltaire, der sich nicht mit der Allegorie beschäftigt hätte, die bei uns glücklicher Weise liegen blieb. So ists auch unter den Engländern, die so manche anspruchsvolle Gedichte dieser Art zu ihren vorzüglichsten Erzeugnissen rechnen. Unter den Italienern hat Dante in seinem unsterblichen Gedichte das offenbarende Werk an die Spitze dieser Gattung gestellt, und was das 14. Jahrh. dort von ähnlichen Dichtungen, wie unsere letztbesprochenen aufweist, das trägt gern die Farbe seiner Comödie. Wir haben zum Beweise den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den wir hier auch darum erwähnen, weil er 1468 übersetzt ist[272]) und den Uebergang auch dieser Gattung in Prosa zeigt. Die Einkleidung, die Waldscenen, die Prachtschilderungen, die Edelsteinbeschreibung und alles, was in eine solche Allegorie gehörte, ist

---

271) ed. Méon. 1813.

272) Translation oder Tütschungen des hochgeehrten Nicolai von Wyle. Strasb. 1510. Nr. 12.

ganz im gewöhnlichen Geschmack; die Einmischung geschichtlicher Personen aber, denen der Erzähler in seiner Vision begegnet, erinnert an Dante und gibt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperlosen deutschen Originalen findet. Die Uebersetzung ist von Niclas von Wyle und leitet uns mit diesem Namen auf eine andere Dichtungsart über, wo der Kampf des alten und neuen Geschmacks sich noch greller zeigen sollte.

---

9. Prosaromane.

Wenn wir bisher einzelne Dichter in kleineren Gattungen und schüchterner mit dem Versuche beschäftigt gesehen haben, die Dichtungsweise der alten höfischen Zeit und die Stellung der Dichter in der adeligen Gesellschaft zurückzurufen, so werden wir jetzt sehen, daß sich dies in anderen, älteren, fester begründeten Gattungen, die auch für die Höfe und den Adel allein anziehend bleiben konnten, von diesen Höfen aus wirksamer fortsetzte. Ein dünner Faden von namhaften Dichtern und Dichtungen führte uns von dem 13. zum 15. Jahrh. herüber: jetzt treffen wir wieder auf größere Massen von Erzeugnissen und Erzeugenden, die sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der erneuten Verbindung mit Italien bis zum Uebermaß steigern, so mechanisch entstehen oder verfahren und sich so regellos kreuzen, daß auf eine Weile jede geordnete Entwickelung zu verschwinden scheint. Ein jeder der letzten Abschnitte führte uns von den Dichtungen der alten Art leise zu den Anfängen einer neuen herüber, von dem ritterlich romantischen Geschmacke zum volksmäßigen und allmählich auch zum antiken, denn beides reichte sich in Deutschland jedesmal die Hand, wo etwas wahrhaft Großes in der Volksbildung geschehen ist. Die Freude an der Gegenwart, die der ritterlichen Dichtung so eigenthümlich war, hatte sich lange verloren: man kehrte zu dem natürlicheren Hange der Herabsetzung des Gegenwärtigen gegen das Alte zurück; nach besseren Zuständen strebend sehnte man sich nach dem Vergangenen, wo das geringere Bedürfniß ein leichteres Glück gestattet hatte. Wie weit man aber dabei zurückgehen wollte, das hing von den Menschen ab. Wie die Kirchenreformer zum Theil sich mit der Rückkehr zu den Lehren der Kirchenväter begnügten, zum Theil aber die Urgemeinden der Apostel und den Wandel des Heilandes unmittelbar zum Muster nahmen, so genügte im Politischen einem Hutten zur Einen Zeit die Herstellung der alten Kraft des Adels, zur

anderen sah er auf den Urstand der Germanen hin, wie ihn Tacitus schildert, und wieder andere streiften mit ihren Blicken auf die Bürgertugend der Römer und Griechen, wie man im Moralischen schon lange neben dem Evangelium auf die Lebensphilosophie der Alten hinzudeuten begonnen hatte. Auch in der Poesie war der nämliche Fall. Der Geschmack fiel auf die alten Ritterbücher zurück, denn sie lagen der Nation immerhin am nächsten. Allein die Sprache derselben ward bald nicht mehr verstanden, man änderte den Ton der Dichtung, man setzte sie in Prosa um, die Gelehrten verglichen mit lateinischen Schriften, die einen ganz neuen Schwung erhielten; man glaubte, die klassischen Lateiner des Alterthums oder des 15. Jahrhs. übersetzen zu müssen, um erst die Sprache zu neuer Gewandtheit zu bilden: so kam man wieder auf Romane im neugriechischen Geschmacke. Wir haben gesehen, daß in Oesterreich, während sich im innern Deutschland Alles so ungemein veränderte, mit dem größeren Frieden, den die gemüthlichen Regenten dort bis auf Friedrich III. aufrecht hielten, die Dichtung sich in dem alten Gleise fortbewegte; dort war es daher möglich, daß sich der alte Stil der Ritterdichter bis auf den Wolkensteiner fortsetzen konnte. Offenbar ward an der Scheide des 14. und 15. Jahrhs. in Süddeutschland mehrfach der Versuch gemacht, die alte Vers- und Reimkunst wieder zurückzuführen; den Büheler und Hugo von Montfort sahen wir eben auf dem Wege, wie Oswald. Allein ihre Zeit war auch gerade die Grenze, wo noch Versuche dieser Art denkbar waren und der Schauplatz der böhmisch-österreichischen Literatur entschied für Deutschland eine andere Epoche. Die Bewegungen des Hussitenkrieges, die auf das Concil von Konstanz folgten, waren der Anfang zu all den politischen und kirchlichen Revolutionen, die nun Deutschland zu erschüttern begannen, die auch in die Literatur eindrangen, und in allen Verhältnissen gleichmäßig den unteren Ständen eine neue Bedeutung gaben. Was Böhmen für die Pflege der deutschen Poesie gethan hatte, war wenig: selbst das Wenige ward nun bis auf die letzte Spur vertilgt. Die Aufregung in diesen Gegenden führte die gewaltigen Zerrüttungen des an lange Ruhe gewöhnten Oesterreichs mit sich und die versuchte Revolution unter Friedrich; und die Abenteuer Michel Beheim's in diesen Gegenden versinnlichen es recht gut, wie nun die Dichtung auch dieses Oesterreichs, ihrer bisherigen letzten Zufluchtsstätte, beraubt wurde. Zum Glück öffneten gerade die Reichsstädte ein neues Asyl, als Wien aufhörte, die Poesie zu pflegen, und die Höfe von Würtemberg, Baiern und der Pfalz fing ein Geist der Bildung an zu beleben, der bald mancherlei Früchte zu bringen versprach.

Von den Höfen aus, und besonders von dem weiblichen Theile der Höfe, ward nun auch die höfische Dichtung in prosaischer Form in Deutschland ebenso verbreitet, wie einst in poetischer, und dies geschah, so weit wir wissen, gerade wie früher, von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrich's von Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 den Roman von Lother und Maller aus dem Lateinischen ins Wälsche schreiben lassen und 1437 übersetzte beider Tochter, Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutsche[273]). Ebenso übersetzte sie die Geschichte des Hug Schapler aus dem französischen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionyskirche in Paris abgeschrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidonia übersetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzog Sigmunds von Oesterreich (mit dem sie 1448—80 vermählt war) aus dem Wälschen. Auf Veranlassung der Landgräfin Anna von Thüringen schrieb Rothe (gegen 1450) seine Thüringische Chronik[274]). Die Markgräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, redete nach Albrecht von Eyb italienisch, lateinisch und griechisch und war in allen Klassikern bewandert. Wie die Pfalzgräfin Elisabeth schon früher für die geistliche Literatur gesorgt hatte, haben wir schon oben angeführt; an die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Mathilde Erzherzogin von Oesterreich, ist des bairischen Ritters Jacob Püterich von Reicherzhausen poetische Epistel (1462) gerichtet[275]), so wie viele der Uebersetzungen des Niclas von Wyle; und in Margrete von Parsberg und Ursula von Asberg, geb. von Seckendorf, haben beide literarische Freundinnen. In dem Aufsatze in Niclas' Werken über lobwürdige Frauen rühmt er in der Zueignung außer den savoyischen und braunschweigischen Prinzessinnen am Würtembergischen Hofe und der Kaiserin Leonore von Portugal, Friedrichs III. Gattin, noch besonders die Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oesterreich als eine große Liebhaberin aller Künste. Wenn die Schicksale Beheim's den Ausspruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen,

---

273) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genannt waz Margret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrichs v. Lothringen — haussfraw, die hat diss buch erstmals uss latin in welsche sprach thun schreiben in dem jar der geburt Chr. 1405 und ist danach fürbass von welscher sprach zu teutsch gemacht durch die wolgeboren fraw Elisabeth von Lotringen grevin, witwe zu Nassow und Sarbrücken, des vorgenannten hertzog Fr. und Fraw M. tochter.

274) In Mencken's scriptt. rer. Germ. II.

275) Abgedruckt in Haupt's Zeitschrift 6, 32.

in welchem er die Fürsten in Deutschland wegen des Verfalls der Dichtung beschuldigt[276]), so zeigt dagegen eben dieser Niclas von Wyle (Stadtschreiber in Eßlingen), daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen, den gelehrten Anstrich zu finden, die Verbindung mit den freien Künsten herzustellen, dem höfischen Geschmack zu schmeicheln, sich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelsängerischen Strafreden, sondern an die sinnigen und häufig fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in diesen Kreisen wieder einem geistigen Interesse Eingang zu verschaffen. Wie eingebürgert mußte dieser Niclas an allen Höfen seiner Nachbarschaft sein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzögen Ulrich und Eberhard von Würtemberg und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden seine Werke widmete! Wie beliebt mußte er da sein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog! Wie genau mußte der geistige Verkehr zwischen ihm und den verschiedenen Fürstinnen seiner Bekanntschaft sein, da seine Mittheilungen nicht leidige Zusendungen zudringlicher Kriecherei waren, sondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß sie mehr Witz hatten als er[277]). Die große Pracht und Sorgfalt, womit einzelne Handschriften der Prosaromane des 15. Jahrhs., wie die Heidelberger von Lanzelot, geschrieben und gemalt sind, bezeugt, daß diese Werke vorzugsweise für fürstliche Personen bestimmt waren; zu Ehren oder auf Aufforderung der Pfalzgrafen Albrecht, Philipp, des Markgrafen Rudolf von Hohenburg u. A. dichteten Hartlieb, Johann von Soest und Ringoltingen; daß er n u r für Herren und Adel dichte, sagt Johann an mehreren Stellen ausdrücklich. Diese Bücher waren wohl nicht übermäßig verbreitet vor der Druckerkunst; man suchte auch mühselig nach den älteren Rittergedichten, und es kommt bei Püterich ein Beispiel vor, wie einer weitläufigen Verweisung es bedurfte, um dem

276) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius argue, quibus laevissimarum rerum major est cura quam literarum.

277) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einst, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten übersetzt; er entschuldigt sich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verstände. Die Fürstin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken. O hohe scharfe Vernunft im weiblichen Herzen, ruft er, ich habe seither Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprichwort sagt, alle meine Käse abgerathen hat.

Herzog Otto von Baiern ein solches Buch (von dem Ritter mit dem Bock) zu verschaffen[278]). Die Fürsten sammelten die Romane in Bibliotheken; und die Erzherzogin Mathilde, an welche Püterich seinen Brief gerichtet hat, besaß eine Sammlung von 94 Werken, von denen Püterich 23 als ihm unbekannt bezeichnet. Diese gerade sind aber, so weit man weiß, lauter solche neuere Romane, die erst in diesen Zeiten selbst entstanden sind: Lanzelot, die Mohrin, Melusine, Niclas' von Wyle Uebersetzungen, Pontus, Galmy, Tundal, Markgraf Walther, Margrete von Limburg und Lothar und Maller u. s. w. Püterich aber bekennt selbst, daß er diese neuen Bücher, so unbegrenzt seine Sucht nach Erwerb von Alten ist, für nichts achtet[279]): das Ansehn, in welchem sie standen, war also nicht allgemein; und die Verkürzungen, in die man sie bald zwang, zeigen, daß man sie wenig heilig achtete. Auch die Prosawerke nämlich hatten dasselbe Schicksal, wie die poetischen, man steigt vom kleinen Umfang zum größten und fällt von diesem herab in den Auszug, um nachher wieder die alten umfangreichen Texte aufzusuchen. Das verschiedene Maß dient den verschiedenen Ständen; wie Caspar von der Roen und Ulrich Füterer und schon andere vor ihnen die alten Reimgedichte, so kürzt ein Konrad Heidörfer den Hug Schapler, Andere aber noch weit ärger jene Melusinen und andere Novellen zu Volksbüchern. Zu besserem Verständnisse löst man die gereimten alten Romane in Prosa auf, oder läßt die deutschen Reimwerke liegen und geht auf fremde, oft lateinische Prosen zurück, da die lateinische Poesie fast immer um ein oder mehrere Jahrhunderte früher der späteren Vulgardichtung den Weg wies; und zu leichterer Bewältigung beschneidet man sie.

Wir folgen nur ganz im Allgemeinen dem Gang, den diese Prosen genommen haben. Vollständig zu sein, ist hier Niemanden möglich, der nicht mit seinen literarischen Arbeiten unterwegs sein kann, weil diese Werke, so vielfach einige davon gedruckt wurden, sehr zerstreut sind. Es

---

278) In Haupt's Zeitschrift 6, 48.

279) Ebend. 6, 53.

Ich gib des hie mein beicht, wie ichs erkobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baider landen
mit frag ich sy ersuechet, bis das ich ir so vil mir bracht ze handen.
Wiewoll das maniger aselt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stelen, rauben, auch darzue mit lehen,
geschenkt, geschriben, gekaufft und darzue funden,
doch mer die alten pœcher, der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

wäre verdienstlich, wenn Jemand eine deutsche Romanbibliothek in anderen Zwecken und mit anderen Mitteln entwerfen wollte und könnte, als Reichardt in Nachahmung der französischen Bibliothèque universelle des romans gethan hat. Doch dürfen wir freilich nicht vergessen, daß bei uns nichts zu einem solchen Unternehmen auffordert und daß für die viele Mühe, die es verursachen dürfte, kein Dank sein würde; es ist charakteristisch genug, daß unsere Volksbücher eine viel größere Aufmerksamkeit fanden. In Frankreich und Spanien hatten die Prosaromane eine ganz andere Bedeutung. Nach neueren Nachweisungen von Paulin Paris[280]) nehmen sie in der französischen Literatur eine ganz andere Stelle ein, als in der unseren. In Deutschland bezeichnet ihr Eintritt den äußersten Verfall der Ritterepen, in Frankreich, wenn die ältesten lateinischen und französischen Prosen vom Graal, von Lanzelot und Tristan wirklich von den Walther Map, Luces de Gast, Robert und Helie de Borron herrühren, die als ihre Verfasser genannt werden, reicht ihre Entstehung bis in die Anfänge und Blütezeit der Ritterdichtung, bis zu der anglonormannischen Periode der Literatur, bis ins 12. und 13. Jahrh., in die Zeiten Heinrichs II. und III. von England zurück. Dann aber gab es in jenen Ländern im 14. und 15. Jahrh. einen neuen Glanz des Ritterthums, der durchaus von dem poetischen Ritterromane her seine Farbe trug; abenteuerliche Feste und Aufzüge, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen sonderbare Figuren und Devisen, die grillenhaftesten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenste Liebesdienst und die steifste Etiquette, kurz Alles, was nur die alten Dichtungen andeuteten, drängte sich jetzt in das wirkliche Leben ein, und davon hat Deutschland nur unter Maximilian etwas Aehnliches gesehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minniglichen Märtyrer im 14. Jahrh. unglaublicherweise den Wahnsinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutschland der Minnegesang ins Volk, die herzvolle Stimme der Natur belebte das Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme. Während die Ritter in Frankreich und England die Pfauen- und Fasangelübde ablegten, welche die Abenteuerlichkeit der Kriege begünstigten, lagen die Deutschen in Wald und Winter im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf. Und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorstellungen, bei Festen und Mahlen, in prächtiger Ueber-

280) Mss. franç. 1, 160 ff.

ladung den lebendigen Verkehr verschönern mußte, gab es bei uns wenige Fastnachtsspiele und Mysterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt. Die fanatischen Kriege und die Furchtbarkeit der Hussitischen Bauern mochte den deutschen Rittersleuten den galanten Kampf und die minnigliche Verzückung und Begeisterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes- und Religionsfeinde ankam, in Liebschaften und Höfischkeit mit den Feinden wetteiferten. Wie wir daher das Leben und die Denkart des 13. Jahrhs. aus unseren früheren Dichtungen in Deutschland erklären konnten, so fahren im Westen die Romane im 14. bis zum 16. Jahrh. fort, Quelle für die Kulturgeschichte zu sein, und Leben und Poesie dienen sich wechselseitig zu erläutern. In Frankreich haben sich daher diese Romane, wie in Spanien, zu ungeheuren Mengen und Massen gebildet, sind fleißig gelesen, ausgezogen und bearbeitet worden; auf ihrem Höhepunkte bildete sich aus ihnen das unsterbliche Werk des Cervantes, geistvoller als Ariost auf dem Epos; und als der Geschmack an der Lectüre dieser Werke um ihrer selbst willen aufhörte, so haben die größten Alterthumsforscher, Diplomaten, Genealogen, Historiker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehrter Forschung angesehen und ganze Bücher über den Nutzen derselben geschrieben. Diese Ehre ist bei uns kaum dem Reinhart Fuchs widerfahren; unsern deutschen Romanen konnte sie auch nicht füglich zu Theil werden. Denn sie stehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Gesellschaft von Werth sein, der das Leben der romantischen Ritterwelt bekannt war, den Fürsten, die von fremden Gattinnen darin eingeweiht waren, welche (wie z. B. Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Gesinnung oft weit von den nüchternen deutschen Ehemännern und Dienstleuten abstehen mochten.

Die Einführung der Prosa[281]) war, sahen wir bereits oben, von der Predigt, der theologischen Abhandlung, der Legende aus geschehen. Wir wollen, wie oben an Hermann von Fritzlar, so auch hier an dem sogenannten Sommer- und Wintertheil, und an den einzelnen Legenden,

---

281) Hielten wir uns nicht streng an das Reindeutsche, so würden wir hier die nordische Viltinasage voranstellen müssen, die, wahrscheinlich um die Scheide des 13. und 14. Jahrhs. entstanden, einen großen Theil der deutschen Heldensage nach deutschen Erzählungen in ein Ganzes verbindet, worin auch Wilzische Sagen aufgenommen und die Personen der deutschen Sagenkreise an die der britischen und französischen angeknüpft sind.

die im 15. Jahrh. in Prosa erschienen, vorübergehen, da diese Dinge nicht auf poetischen Quellen beruhen und keinerlei poetische Form tragen; wir werden sie ohnehin unten noch einmal aus einem andern Gesichtspunkte betrachten müssen. Neben den prosaischen legendarischen Erzählungen treten dann zugleich die kurzen weltlichen Novellen, kleinen Anekdoten und Schwänke in den Gesten und den sieben weisen Meistern hervor; dies würden wir der Kaiserchronik und ihrem Inhalte vergleichen. Und wie wir in Verfolgung der poetischen Erzählung neben dem ausgebildeten poetischen Roman im 13. Jahrhundert diese Stoffe in einer größeren Ausdehnung und Vollendung wiederkehren sahen, so treten auch jetzt gleich nach Erfindung des Drucks mit der größeren Masse der Romane auch jene Erzählungen, theils in jenen Sammlungen, theils auch vereinzelt[282]) wieder hervor. Die alten Geschichten der Kaiserchronik selbst in Verbindung mit neuen erscheinen als prosaische römische Geschichte[283]); wie denn von allen unseren im 12. und 13. Jahrh. gereimten Chroniken seit dem 13. Jahrh. Prosaauflösungen gemacht wurden[284]), von Enenkel wie von Rudolf von Ems; in Eicke von Repkaus' Buch der Könige (1229—30) sind ganze Abschnitte der Kaiserchronik, zum Theil noch gereimt, übergegangen. Wie in der poetischen Zeit, so führen dann diese Geschichten der Kaiserchronik unter den Prosen den Reihen mit den trojanischen Geschichten zugleich. Wir sehen also, daß die Prosaromane wie jene poetischen ganz materiell von der Chronik aus entstehen. Der trojanische Krieg in den prosaischen Bearbeitungen hat eine sehr weite Verbreitung durch den Druck erhalten, hat den Guido von Colonna zu seiner Quelle, muß aber fast zu gleicher Zeit, gerade wie nach Herbort von Fritzlar einst auch der poetische, mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die sogar im Niederdeutschen nebeneinander existiren[285]). Die von Hans Mair aus Nördlingen ist von 1392 schon[286]) und dies ist die, welche in Drucken am gewöhnlichsten gefunden wird; verschieden davon ist eine Berliner Handschrift, die wahrscheinlich

282) So in Cod. Pal. 119. Die Novellen von dem Kaufmann Aronus und seinem jungen Weibe, von St. Gregor, von dem Edelmann und seinem Knechte Heinrich, u. A. aus Boccaz bekannte und in einzelnen Drucken existirende.

283) Jacobs und Ukert Beiträge zur älteren Lit. 1835. S. 76. und verschiedene bei Panzer angeführte Drucke.

284) S. Maßmann, Kaiser Chr. 3, 43 ff.

285) Scheller's Bücherkunde S. 78 ff.

286) Bragur IV. 2. S. 190.

mit einer Gießener[287]) zusammenstimmt, welche schon 1417 geschrieben ist, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargestellt, in den Episoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, sonst in der Hauptsache gleich ist. Eine andere Bearbeitung von Heinrich aus Braunschweig[288]) ist in einer Handschrift von 1436 erhalten; sie schließt sich an Konrad von Würzburg an. Das in den gewöhnlichen Drucken bekannte Werk giebt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen festhalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieser Gattung ungewöhnlich ist; man möchte sagen, man sieht im Großen die moralische Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von der Lehre der Gebrechlichkeit und Täuschung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten darauf zurück. Die Rohheit ist außerordentlich; selbst die bloße Anlage ist von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derselben Begebenheiten entstellt. Den Apollonius von Tyrus haben wir zuletzt von Heinrich von Neuenstadt poetisch (im 14. Jahrh.) behandelt gesehen; einen ganz verschiedenen Eindruck von diesem Gedichte macht die prosaische Bearbeitung von dem überall thätigen Heinrich Steinhöwel, die man häufiger gedruckt[289]) findet; wie sich die abweichende handschriftliche, die gleichfalls übrig ist, dazu verhält, weiß ich nicht zu sagen[290]). In jener ist die Farbe des griechischen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es ist auf die reinere Quelle zurückgegangen. Und das haben wir der Auflösung der Reime und Verse offenbar in jenen Zeiten zu danken, daß man lernt, sich in fremden Geist zu finden, und daß im strengen Gegensatze zu den poetischen Romanen diese prosaischen die Farbe ihrer lateinischen, französischen, italienischen, niederländischen Quellen eben so festhalten, wie es jene verwischten. Es mögen diese griechischen Romane und die nachher den Italienern nachgeahmten in der Anlage um nichts künstlerischer sein, als die britischen, so sind sie doch meist einfacher. Im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt haben, aber die Empfindungen selbst sind doch natürlich und menschlich, oft durch Sinnlichkeit und Lüsternheit mensch-

287) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.
288) Grundriß S. 543.
289) Augsb. 1471. u. A.
290) Grundriß S. 207.

lich, aber eben darum doch wahr und treu. Daher traten diese Dinge, mit allen Liebessagen der griechischen Mythe viel näher an das Volk, und Pyramus und Thisbe verdrängten jetzt Tristan und Isolde aus dem Sprichwort. Den Gegensatz, den der abenteuerliche Apollonius des Heinrich gegen den planen in der Prosa bildet, treffen wir bald in den Uebersetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotischen Ritterbücher im alten Stil; es ist derselbe Gegensatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Versuche des 15. Jahrhs. macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen.

Der versificirte Apollonius berührt sich mit den wunderbaren orientalischen Reisen und mit Alexander: auch hier also sehen wir die alten Verhältnisse wiederkehren. Merkwürdige, fabelhafte Reiseabenteuer mit den Wundern der fernen und alten geographischen Vorstellungen haben wir in jenen Zeiten im Herzog Ernst an wahre Geschichte geknüpft gefunden. Jetzt treffen wir auf die bekannten Reisen des Engländers Mandeville († 1372), die damals eines der beliebtesten Lesebücher ausmachten. Der Reisende selbst hat seine Fahrten in französischer, englischer und italienischer Sprache beschrieben; sie sind über ganz Europa verbreitet; ins Deutsche wurden sie im Anfang des 15. Jahrhs. von Michael Velser übersetzt, später von einem Unbekannten, und um 1483 von Otto von Diemeringen, dessen Arbeit die schlechteste, aber verbreitetste ist, und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo sie nicht ohne abermalige Entstellungen geblieben ist. Wir überlassen es Andern[291]), über das Verhältniß und den Werth dieser Uebersetzungen zu sprechen, denn dies Werk geht uns durchaus nur ganz im Allgemeinen an. Wie in Herzog Ernst Geschichte und alte geographische Sage gemischt ist, so ist es hier Reisebeschreibung und mittelaltrige Geographie und Romantik. Bekanntlich nehmen die Bezüge auf Alexander und Ogier breite Stellen im Montevilla ein. Werke dieser Art leiteten früher die Poesien ein, hier führen sie auf die Wirklichkeit zurück. Wir haben schon oben gesehen, wie einzelne Reiseabenteurer seit dem Ausgang der Kreuzzüge und unter den größten Bewegungen der östlichen Welt sich in die Gefahren der Wallfahrten stürzten; diese Unternehmungen flossen anfangs allerdings noch aus dem poetischen Hange nach Abenteuern, bald aus Wißbegierde; häufig noch aus Frömmigkeit und sündigem Gefühle,

291) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutschen Volksbüchern gesagt hat, die Zusätze von der Hagen's im Altd. Mus. 1, 246 ff. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. May. Sp. 246 ff.

bald aber auch aus Gewinnsucht. In demselben Verhältnisse gehen die Reisebücher seit Marco Polo und Monteville (auch jener ward — Nürnberg 1477 — ins Deutsche übersetzt) im Schildberger, der von der Schlacht bei Nicopolis an sich bis 1427 im Morgenlande befand, im Hans Tucher (1479) und Bernhard von Breydenbach (1483) vom Gefabelten aufs Historische zurück und treten mehr in eine Reihe mit den Entdeckungsreisen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colon und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume gestattete nicht weiter, daß diese Reisen der poetischen Beschreibung anheimfielen, und gerade so ists mit der geschichtlichen Dichtung. Geeignete Stoffe konnten anfänglich in Volkslieder aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar übergehen, die helle Geschichte aber litt nicht, daß sie sich episch fortbildeten; und wo man sich zu beidem zwang, da kam ein heroisch-historisches Gedicht wie Beheim's Friedrich heraus, das wir bereits kennen lernten, dem wohl des Bruders Fabri Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande (1481) im Versmaß des Liedes „Ich stund an einem Morgen" an Werth nichts vorausgeben wird[292]). Man konnte höchstens in verschiedenen Bearbeitungen und unter allerhand Veränderungen und zuletzt im Volksbuche die alten Abenteuer des Herzogs Ernst oder Heinrichs des Löwen wiederholen. Wenn auch „die Gesicht Tundali" (die in anderen Ausgaben dem auferweckten Lazarus zugeschrieben werden), und wenn die wunderbarlichen Reisen des heiligen Brandanus wieder in mehrfachen Uebersetzungen prosaisch bekannt wurden, wie wir sie oben poetisch getroffen haben, so zeigt doch dies Alles nur, wie oben in der Poesie, so hier in der Prosa die letzte Flucht dieser Art Romantik in die Geisterwelt, und diese unsinnigen irischen Mährchen konnten zu nichts dienen, als den Sprung in die Satire und Parodie zu erleichtern. Derselbe Doctor Johann Hartlieb, der auch einen Brandan, Ovids Kunst zu lieben (Augsb. 1482) und eine Chiromantie übersetzte, und überhaupt ein allzeit fertiger und höchst elender Schreiber war, hat auch eine Uebersetzung des Alexander (1444) zu Ehren des Herzogs Albrecht von Baiern und seiner Gattin Anna von Braunschweig gemacht, die große Freunde dieser erneuten Ritterliteratur, und nach allem, was ihnen gewidmet ward, sehr hartnäckige Anhänger an dem Alten waren. Hartlieb's Bearbeitung, deren älteste gedruckte Ausgabe ins Jahr 1472 (Augsb. bei Bämler) fällt, ist weit die verbreitetste, aber weder die älteste noch die einzige; kürzer soll die hand-

292) Schellhorn amoen. III., 103.

schriftliche in Dresden sein, die von Nicolaus im Grunde geschrieben ist[293]). Auch Hartlieb's Werk ist mehr als Chronik und Geschichte zu betrachten und nimmt eine moralische Wendung, indem es als Fürstenspiegel betrachtet sein will. Es weist mit jener abenteuerlichen Quellenkritik auf den Eusebius, der in diesen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythischer Meister aller Kunst erscheint, wie der trojanische Krieg wieder auf Dares und Dictys; und wie wir schon oben im Alexander Ulrich's von Eschenbach Geschicht- und Chronikartiges fanden, so dürfen wir diesen prosaischen neben nichts anderem sehen, als neben Aventin's lateinischen und deutschen Chroniken, neben Hunnibald und ähnlichem, was aus Gottfried von Viterbo und Aehnlichen jetzt lateinisch oder deutsch ins Gedächtniß oder wieder ins Leben gerufen ward. Der prosaische Alexander verweist sogar am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus gesagt wird, sie seien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch de origine Saxonum, wo man von der Herrschaft der Griechen in diesen Landen vieles finde; und die fabelhaften sächsischen, thüringischen, meklenburgischen, bairischen, böhmischen u. a. Chroniken aus diesen Zeiten würden zur Vergleichung eben so hierher gehören, wie Enenkel's Fürstenbuch oben zu dem Aehnlichen. Und wie fast aus sämmtlichen Zweigen der größeren Prosaschriften dieser Zeiten kürzere Volksbücher geworden sind, so gingen denn auch Stücke dieser Gattung in unsere deutsche „blaue Bibliothek"[294]).

Verwandt sind denn auch die Sagen von Kaiser Karl's Streit vor Regensburg, und von seinen Ahnen und Geburt, die, wie sie in der Kaiserchronik begannen, so jetzt im Kreise ähnlicher Werke, prosaisch und ausgebildeter in den Legenden, in der Weihenstephaner Chronik, in Ulrich Füterer's Beschreibung vom Herkommen des Hauses Baiern, erscheinen[295]). Auch dieser Stoff ist, wenn nicht in Deutschland, so doch im Dänischen aus deutschen Quellen zum Volksbuch geworden. Dagegen ist es in dieser Periode des äußersten Verfalls der romantischen Kunst eine auffallende Erscheinung, daß die Volksepen von Karl dem Großen

---

293) Grundriß S. 223.

294) Riesengeschichte, oder kurzweilige und nützliche Historie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kaysers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entstanden ist u. s. w.

295) Grundriß S. 170 ff. Noch ungedruckt ist das Gedicht von Karl's Ahnen in einer Wiener Handschr. Altd. Mus. 1, 576.

(wenigstens nicht ohne große Veränderungen und Zusätze) nicht in Prosa umgesetzt wurden. Und so auch nicht die Nibelungen. Wie diese ganze Periode nur in einem Verhältniß zu der Verfallzeit des Epos betrachtet werden muß, von der sie als eine bloße Erneuerung angesehen werden darf, so setzte sie Alles, was die Blütezeit der alten Romantik eigenthümlich auszeichnet, aus den Augen, griff zu dem schlechtesten Stoff der Alexandersage und zu der geringeren Bearbeitung des Tristan, und ließ die Volksepen ganz liegen. Das Alles also, was sich nach unserer Ansicht aus dem Romane zur Epopöe veredelte, fiel nicht in den Roman zurück. Auch der Parzival von Wolfram ist schwerlich in Prosa übertragen worden; und wenn ihm auch die Auszeichnung ward, in seiner poetischen Urform (1477) gedruckt zu werden, so geschah dies, so groß auch die Aufnahme aller Wolfram'schen Gedichte im 14. und 15. Jahrh. war, ohne Zweifel mehr, weil er ein Anhang zum Titurel war, dem die gleiche Ehre (1477) wiederfuhr, als umgekehrt. Anders war es mit jenen Gedichten der fränkischen und deutschen Sage, in welchen die geschichtliche Grundlage geringer, die dichterische Erfindung bedeutender ist. Doch war selbst hier in der deutschen Sage, die nicht fortgeschritten, die bei dem einmaligen Versuch poetisch erfinderischer Erweiterung stecken geblieben war, die Achtung vor der alten Form und dem Stoff zu groß, als daß man beides bedeutend angetastet hätte: im Heldenbuche[296]) wurde daher nur Einiges aus der letzten Periode mit größeren oder kleineren Veränderungen erneuert, und Kaspar von der Roen (1472) kürzte dies wieder in der Art, wie wir es oben bereits angedeutet haben. Die große wilde Rohheit und eine gewisse physische Ueberkraft in den aufkommenden untern Ständen der Nation verräth den Geschmack, der vorzugsweise auf solche barbarische Urstoffe der Sage, wie auf Siegfried zurückwies, den einzigen Gegenstand, der aus diesem Kreise in Prosa überging und zum Volksbuche geworden ist. Durchaus fremd stehen Kaspar's und Ulrich Füterer's Werke, die treueren Verpflanzungen alter Gedichte, neben den Prosaromanen aus den anderen Sagenkreisen. Auch andere gingen auf ihren Wegen und gaben Auszüge aus größeren Erzählungen (wie im Trimunitas, der Geschichte von der treuen aufopfernden Flordibel, von Martin Meier[297]) 1507), nur daß der Vortrag hier volksmäßiger wird.

---

296) Die erste Ausg. ist O. O. u. J. Die älteste datirte ist Augsb. Schönsperger. 1491 Fol.

297) In Adelung's Magazin 2, 2, 51.

Weit mehr Eingang fanden dagegen die prosaischen Erzählungen aus dem britischen Sagenkreise und einen verhältnißmäßig noch größeren die aus dem fränkischen. Wir haben oben schon die verschiedenen Frauen genannt, die nach Deutschland Stücke aus diesem Kreise verpflanzten. Den Charakter dieser Stücke kennen wir schon aus der letzten Periode der versificirten Romane. Was den Rainald (die Haymonskinder) dem 13. und 14. Jahrh. empfahl, empfahl ihn auch dem 15. und 16.; wahrscheinlich wird er früher schon handschriftlich in Uebersetzungen bestanden haben, ehe er gedruckt erscheint[298]). Ist dies nicht, so mag die Geschichte von Hug Schapler seine Stelle vertreten[299]). Auch hier herrscht, in dieser fabelhaften Geschichte von Hugo Capet's Thronbesteigung, die schon Dante in ihrem Ursprunge kannte, jene gewaltige Rohheit, die uns wie in die Barbarei von Bauernkriegen oder in die wildeste Urzeit zurückversetzt. Ebendies empfahl sich diesen Zeiten, welche die Greuel der Hussitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge und natürliche Söhne auf mächtige Throne steigen und umgeben sahen von jenen herkulischen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherren wurden und noch als Feldherren ihre riesige Kraft mit fanatischer Tapferkeit und Blutlust paarten. Mit dem Erwachen neuer physischer Kräfte in den Nationen brach auch in Einzelnen eine ganz ungeheure Lebenskraft durch. Wie in den rohesten Zeiten des Urzustandes machte sich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob sie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verstand. Und wenn doch unter den Menschen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe schon die Früchte einer regern Kraft wären, so haftete dann auf solchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und Erzeuger und Erzeugte gingen denn, wie eben im Hug Schapler, in die Poesie ein. Wie dieser Fleischersohn den Thron von Frankreich bestieg, wie sich seine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, so wird, noch mehr in den geschlechtlichen als in den politischen Verhältnissen, das Mischen der untern und obern Stände im Romane dieser Zeit versinnlicht. Dies halten wir für das einzige Eigenthümliche und geschichtlich Bedeutsame in diesen Prosaromanen, daß sie wenigstens theilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung zeigt. So eng und schroff sich die

298) Simmern 1535.
299) Im Druck: Straßb. 1500.

nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. Wir sehen daher, daß jetzt die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen. Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Lieblingsgegenstand. Im Pontus beruft sich der König von England schon auf unsern allgemeinen Abstamm von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit seine Tochter anbietet; die Geschichte von Guiscard und Sigismunde ward ein Gegenstand des Volksantheils; und ebenso die in aller Welt mit wetteifernder Fruchtbarkeit verbreitete Geschichte der Griseldis [300]), jener treuen, aus dem Bauernstande emporgehobenen, von ihrem Manne so hart geprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Im 15. Jahrh. ward jene sinnige Liebe der Ritterzeit mit einer neuen sinnlicheren vertauscht. Nicht allein jedes Volkslied drückt dies aus, und manche Romane, sondern die Geschichte selbst. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die Abenteuer des Herzogs Wilhelm von Oesterreich in seiner Werbung um die ungarische Hedwig mit Antheil an einer scheints mehr natürlichen als politischen Liebe gelesen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügellose Liebe von Sigmund bis auf die Fürsten der Reformationszeit poetisch erhoben und moralisch, selbst von strengen Sittenrichtern, vorsichtig geduldet ward? Wer weiß nicht, daß Sigmund's Abenteuer mit der schönen Elisabeth Morsinai, die die Mutter des Johann Hunyad sein soll, zum Romane, zur Sage ward, wie sie in diesen Tagen beliebt war? Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlassen, an dem er sie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als sie hernach mit ihrem Bruder Kaspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring gestohlen, den doch Kaspar glücklicherweise noch wiedergewann, was denn den Namen und das Wappen Corvin's erklärt. Und endlich ist die glühende südliche Natur und Liebeswärme seines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius selbst auf einfacher geschichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte. Den Uebergang von jener alten Minne zu dieser neuen Liebe, von der Gedankenliebe (denn so mußte man das Minnen und Meinen der

300) Das Volksbuch von Markgraf Walther (Straßb. 1500), dessen Stoff bereits dem Püterich bekannt gewesen scheint, und schon 1471 (Augsb. G. Zeiner) in einer Uebersetzung aus Petrark gedruckt existirt, der ihn dem Boccaz entlehnte und eine ungemessene Vorliebe dafür hatte.

Alten im Gegensatze bezeichnen) zu der Herzensliebe, bezeichnet der Charakter der verschiedenen Prosen dieser Zeit sehr gut. Vieles was noch ganz aus alten Bearbeitungen mit keiner anderen Veränderung, als der Verse in Prosa, überging, wie der Wigalois, der nach Wirnt's Gedichte (1472) von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimter Rede beschrieben" (und Augsb. 1493 gedruckt) ward; oder wie Tristan (Augsb. 1484), der nach dem Texte des Eilhard aufgelößt und erweitert ist; oder wie Wilhelm von Oesterreich (Augsb. 1481), der aus dem obenerwähnten Gedichte des Johann von Würzburg herstammt, geht natürlich noch ganz in dem alten Gleise und hat nichts als den Ton geändert. In manchen, wie im Fierabras (Simmern 1533), wenn dieser schon in dem 14. Jahrh. übersetzt sein sollte, dessen Prosaquelle mit dem provenzalischen von Bekker herausgegebenen Gedichte Eine gemeinsame nordfranzösische Quelle hat, ist das Kriegerisch-Wilde, der Pfaffenhaß, das Uebertrieben-Ungeheure, die Maschinerie, der Aberglaube, die Wunder noch zu vorherrschend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffassung in Calderon's Brücke von Mantible, so ermäßigt, daß die Liebesepisode darin eine vorstechende Rolle spielen könnte; und dieser Art ist die Geschichte von Herzog Herpin[301]), die, wie so viele dieser Vasallensagen, blutig und gräßlich ist und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entsetzliche ausgeht. An noch viel Roheres aber erinnert der Valentin und Namelos, der in einer Handschrift von 1465 bekannt und später wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geschichte von Olivier und Artus aus dem Französischen übersetzt ist[302]), welche letztere sich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Und was fast alle diese französischen und britischen Romane ungenießbar macht und so ungemein schwer auf den kleinen Kern gerathen läßt, der für den Literarhistoriker darin zu suchen ist, ist die ganz maßlose Breite und Weitschweifigkeit der längst bekannten, noch einmal aufgefrischten Abenteuer. Waren die gereimten Ogier, und die Krone der

301) Cod. Pal. N. 152. Im Druck: Straßb. 1514.

302) Ein seltneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfaruuss. Die erst hystori von zweyen treuwen gesellen mit namen Olivier, eynes kunigs sun ufs Castilie, und Arto, eyns kunigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso etc. gezogen ufs frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern im Oechtland." Basel 1521.

Abenteuer schon unbezwinglich und unübersehbar, was muß man zu dem prosaischen Lanzelot[303]) sagen, der aus dem Französischen des Gautier Map übersetzt ist, und ganz nahe an den endlosen Umfang der Amadis streift! Und selbst die ansprechenderen Erzählungen von Pontus und Sidonia[304]) und von Lother und Maller[305]) und Aehnliche leiden alle an der ermüdenden Verschlingung ähnlicher und schlechter Abenteuer. Allmählich nimmt denn, wenn auch nicht die Breite, so doch die Wunderlichkeit der Abenteuer ab. Die prunkenden Begebenheiten werden in den Kreis gewöhnlicher Ereignisse herabgezogen; im Ritter Galwy, im Gabriotto und Reinhart ist eine Verbannung, ein Turnier schon eine so große Begebenheit, wie im Wilhelm von Orlens, der in Deutschland der Vorläufer dieser modernen Ritterpoesie ist. So lange noch der Stoff durch überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anspruchvoll blieb, war es nicht möglich, daß sich die Dinge weder aus den Massen herausarbeiteten, noch den wunderlichen Ton, den steifen Bombast ablegten, in dem sich die Rede bewegt, das gespreizte und eckige Wesen, das straks zu den Reifröcken des 17. Jahrhs. überführt und für jeden gesunden Kopf schon im Keime in den poetischen Romanen unerträglich ist. Es war daher schon ein Schritt zum Besseren, daß man mit Tristan und ähnlichem jene einfacheren Novellenstoffe aufnahm, die wir überall in ihren bescheidenen Ansprüchen viel liebenswürdiger fanden. Man druckte die Gesten und die sieben weisen Meister; der wackere Heinrich Steinhöwel, den wir schon nannten und noch öfter nennen werden, übersetzte den Boccaz[306]). Und wie sehr diese Uebersetzung beliebt war, beweisen ihre zahlreichen Abdrücke im 16. Jahrh.; wie sehr man ihr sprachlich gefeilt ward, zeigt sich darin, daß noch im 17. Jahrh. in den vermehrten Ausgaben (Frankf. G. Schönwetter 1646) der alte Text der 100 ächten Novellen unverändert abgedruckt werden konnte, in der Gestalt, die er in den Straßburger Ausgaben (noch nicht 1519, aber schon 1535) angenommen hatte. Nächstdem erweiterte man einzelne der hier

303) Cod. Pal 147. oder N. 91 u. 92.

304) Cod. Pal. 142.; verschieden von den gewöhnlichen Drucken (Augsb. 1498 und später) und vom Buch der Liebe, und also von einem anderen Uebersetzer als von Leonore.

305) Straßb. 1514, aber schon viel früher übersetzt, wie oben bemerkt wurde.

306) Die erste Ausgabe Ulm (1472 oder 73). Später Augsb. 1490. Straßb. 1519, 35. 51. 61 und mehrfach in Frankfurt. Der Uebersetzer nennt sich in der Einleitung Arigo; es ist kein Zweifel, daß dies Heinrich Steinhöwel meint.

und sonsther liebgewonnenen Novellen. So erschien 1499 in Metz der erste Druck des deutschen Volksbuchs von Florio und Bianceffora, das dem Filocopo des Boccaz folgt. So gewann der Kaiser Octavian[307]) seine weitere Gestalt, in der er zum Volksbuch ward. Der Fortunat, der in seinem Kerne (Fortunat und sein Seckel) auf ein bretonisches Mährchen zurückzuweisen scheint, in seiner Erweiterung (Fortunats Söhne) verwandt ist mit einer Erzählung (Kap. 120) der Gesten, hat die Gestalt, die er jetzt trägt, um die Mitte des 15. Jahrhs. in Deutschland erhalten[308]), und ist von hier in das französische Volksbuch übertragen. Die Melusine ward von dem Schweizer Thüring von Ringoltingen 1456 aus dem Französischen übersetzt[309]), und sie existirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva[310]) und Magellone[311]). Dies sind denn jene beliebten, ihrer netten, einfältigen Weise wegen beliebten Stoffe, die nachher so häufig erneut[312]) und wiedergedruckt, in allen Nationen gleichmäßig geachtet und mit Liebe bearbeitet und mit Dank aufgenommen wurden. Wie wir aber schon oben bemerkten, diese Dichtungen waren der jedesmaligen Zeit anbequemt, und je selbständiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachste traf, desto besser war es: Tieck erntete fast ungetheilten Beifall, allein weder die Bücher der Liebe des 18. und 19. Jahrhs., noch der Goldfäden, noch Fr. Schlegel's Lother und Maller konnten das Aehnliche erlangen. Damals freilich, im 15. Jahrh., waren die Anforderungen noch gering; man durfte das Kleinste kaum bieten, so war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuschen Josephe, die in der ältern Zeit sehr im Hintergrunde standen, rückte man nun blos hervor; die tragisch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie Tristan's, die vormals fast unerhört waren, ließ man nun häufiger werden und konnte des Beifalls sicher sein; die Liebesepisoden, die sonst hinter den Irrfahrten verborgen lagen, zeichnete man

---

307) Aus dem Französ. von W. Salzmann. Straßb. 1535.

308) Die älteste Ausgb. die erwähnt wird ist Augsb. 1509. 4. Vgl. Zacher in Ersch und Gruber's Encycl. Art. Fortunatus.

309) Die älteste datirte Ausgb. ist Augsb. Bämler 1474.

310) Ausg. Köln. Chr. Everarts s. a.

311) Uebersetzt aus dem Franz. von Veit Warbeck. Augsb. 1539. Mit einem empfehlenden Sendbrief Georg Spalatin's.

312) So ist z. B. der Stoff von Magellone in Deutschland in einer „Hystorie von Phyloconio“ O. O. u. J. 4. auf einen Königssohn von Portugal und in Schumann's Nachtbüchlein 1559 auf einen Christoph von Mümpelgart übertragen.

jetzt in der Behandlung aus; wie man sonst die Liebe gesegnet und gepriesen hatte, so hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da auch die Leidenschaftlichkeit, die nun diese Liebe zu begleiten pflegt, mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Das heilige Kleinleben der Liebe verdrängt allmählich alles andere, so daß es nun schon in jenen einfacheren, moderner gefärbten Romanen ein kritisches Ereigniß von den größten Einflüssen ist, wenn sich einmal der Held vor der Geliebten bei Tische mit dem Messer den Finger verwundet.

Die Rückführung zu diesem Gefallen am Seelenleben von dem Geschmack an dem wirren Abenteurerwesen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechische Roman vollbracht, oder das, was dem griechischen Romane Aehnliches nach Deutschland, lateinisch oder deutsch, sich verbreitete. So brachen auch Wieland's Werke in neuerer Zeit erst der gesünderen Natur die Bahn. Von dieser Seite her finden wir nun in diesen Zeiten den schon erwähnten Niclas von Wyle (Weil) und sein Uebersetzungswerk äußerst bedeutend. Er war aus Bremgarten in der Schweiz, stand als Rathschreiber in Nürnberg und Eßlingen und war zuletzt Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg. In denselben bairisch-schwäbischen Gegenden also, wo wir den eigensinnigen Geschmack an dem Alten so festhalten sahen, regte sich auch zuerst der Sinn für die neue Richtung, die das Bekanntwerden und Verjüngen der Alten in Italien vorschrieb. Ein einzelner Vorläufer dieser humanistischen Richtung findet sich vor Wyle's Zeit und außerhalb dieser Gegenden schon in dem „Ackermann aus Böheim"[313]), einem Streitgespräch zwischen einem Landmann und dem Tode, der ihm frühzeitig sein junges Weib geraubt hatte. Dies kleine Schriftstück zeugt von Kenntniß der Alten und ist in einer eigenen Mischung von Mystik und Humanistik, man möchte sagen in dem Geiste eines Boethius geschrieben; der Kampf der Empfindung und des Verstandes, des „Leids und der Weisheit" ist darin auf eine Weise voller Geist durchgeführt; der Ton der Ironie ist gleich gut getroffen, wie der Ton der neuen tiefgehenden Empfindsamkeit dieser Zeiten; der Schreibart nach ist es wohl das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen; die Eigenheit der Sprache nicht so sehr von Latinismen entstellt wie bei Wyle. Aus den Ritterromanen in

313) Der Verfasser nennt sich in einem Acrostichon am Schlusse Johann und cap. 3. 4. einen Ackermann aus Saez in Böhmen. Das Werkchen (Cod. Pal. 76) ist schon 1477 gedruckt; v. d. Hagen, der es (Frankf. 1824) wieder herausgab, setzte es mit Unrecht 1429; er gehört in den Schluß des 14. Jahrhs.

dies Werkchen herübertretend ist man eben so sehr von einem ganz neuen Geiste betroffen, wie wenn man sie mit Wyle's Uebersetzungen oder mit seinen Vorbildern, den italienischen Meistern vergleicht, die sie zuerst anfingen zu antiquiren. Die Schriften des Boccaccio waren ganz geeignet, die Manier des Ritterromans aufs innerste zu erschüttern; den Frost der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter politischer Vorurtheile zu brechen, diente Petrark's Begeisterung für die Muster des Alterthums und Poggio's überlegene Feder. Dem Freimuth der italienischen Humanisten eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Gesellschaft wie in dem Buche, mit Gesang und Kunst wie mit Wissenschaft befreundet war; diesen Mann hatte Niclas Wyle, als er Schulmeister in Zürich war, gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius dazu geschaffen, seiner Stellung nach, zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln und Er spornte zuerst die Fürsten, geißelte ihre Trägheit, schmähte den entarteten und verbauerten Adel, spottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzlosen Spitzfindigkeiten und warf mit die ersten Funken in das verglommene geistige Leben der Deutschen. Von dieses Mannes Schriften, so wie auch einzelne Stücke von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwischen **1460—80** ins Deutsche übersetzt. Er hat meist kurze Stücke einer practischen Lebensweisheit gewählt und trat so gegen den ganzen Geist der zwecklosen Gelehrsamkeit auf. Wie in Philologie und Humanistik die Lange und Agrikola still den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, so ist auch dieser Mann ein geheimer Vorarbeiter für andere Richtungen Hutten's und für die Brant und Kaisersberg. Vorsichtig und ohne Urtheil theilt er Poggio's Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit. Er gibt Abhandlungen über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch sie ohne Entscheidung, und ausdrücklich vorsichtiger als Hemmerlein, der auch über diesen Gegenstand in seinen Werken schrieb; denn ihm „ist es sicherer, darüber zu denken als zu schreiben." Eigenes Verdienst hat daher Wyle wenig. Was aus seinem eignen Kopfe kommt, streift noch ins Obscure[314]), dreht sich noch in Kleinlich-

314) So erzählt er in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Lucian's Esel, daß er einmal von dem kaiserlichen Kammerschreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, ein ehrbarer Gastgeber habe auf seinen Eid versichert, er sei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt gewesen, bis ihm einst im Zank mit einer andern wilden Gans diese das Bezauberungswerk von seinem Halse gerissen hätte ꝛc.

keiten, in Abhandlungen über Interpunctionen und Orthographie (worauf sich auch Steinhöwel in seiner Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz (1471. 77) einzulassen für nöthig findet) über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Uebersetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit seinen Schriften einen stillen Gegensatz gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutschen machen will, liegt in dem Selbstgefühl, mit dem er den Werth seiner Abhandlungen, „gegen alle deutsche Bücher, die er gelesen," heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte diese grundsätzliche Lebensweisheit, die er aus seinen Italienern verdollmetschte, namentlich den Gebildeteren ansprechen, da hier endlich einmal kein höfischer Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünschte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, da hier keine verzagende Klage, sondern wirkliche Aussicht und möglicher Trost geboten ward für den, der Hände und Füße zu regen wußte; da hier kein mystischer Prediger mehr Verabscheuung des äußeren Lebens predigte, kein Scholastiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, sondern ein gesunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröstung des Rechthandelns wies. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reisewuth des Jahrhunderts, das Hinströmen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reisen nach entfernten Universitäten, die nothwendige Verbindung der nordischen Künstler mit dem Süden, die Fürsorge für Wege und Land- und Wasserposten, die neuen Erfindungen, die zu neuen Verbindungen einluden, bald auch der Einfluß des häufigeren Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünstigung der Buchdruckerkunst aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehnten Briefwechsel, der den Trithemius in diesen Zeiten schon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke ansehen läßt, die erneuerten politischen Verbindungen Deutschlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande, die Deutschland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Sitte Badeorte zu besuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen ferner Länder, Alles arbeitete zusammen, um eine Bewegung in die europäische Welt zu bringen, die Niemand schroffer empfand, als die Deutschen, wo im 14. Jahrh. so vieler Stillstand in allen Verhältnissen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die sich in so ausgedehnten Räumen herumdreht, bringt es mit sich, daß immer nur solche Zeiten

des erleichterten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortschritt der europäischen Civilisation waren, und mit Recht sieht man in dem materiellen Bestreben nach Dampfmaschinen und Eisenbahnen in unsern Tagen die Vorboten eines rascher aufblühenden Lebens auch im geistigen Reiche. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß sie aus ihren engen Haus- und Schulverhältnissen herausgerissen wurden, daß unser Niclas an alle Höfe der Nachbarschaft, in vertrauliche Bekanntschaft mit Frauen fremder Bildung, in engeren Verkehr mit ihnen an Badeorten kam, deren damals viel freiere Gewohnheit den Umgang noch viel freier bildete als heute, daß er durch seine Italiener mit den Alten anfing bekannt zu werden und ihrer von allem Zwang und Unnatur entfernten Lebensweise, dies gab auch dem zaghafteren Manne den Muth, Schriften zu übersetzen, die gegen die ganze Herkömmlichkeit des politischen und gelehrten Lebens angingen. Von diesem Inhalt ist des Aeneas Sylvius Rath an den Herzog Sigmund von Oesterreich, in dem er ihm die Lesung der Alten empfiehlt; den Niclas unter vielen anderen auch übersetzt hat. Er redet ihn darin mit dem ungewöhnlichen Du an und beruft sich auf die Sitte der Alten und das Ansehn des Petrark, der das Ihr in dem neueren Latein zugleich mit den übrigen Barbarismen ausgetrieben und mit der Reinheit seines Stils zugleich die alte Einfalt der Anrede, selbst Fürsten gegenüber, zurückgeholt; und dies geschieht in diesen Zeiten, wo ganze Bücher über das Titulaturwesen geschrieben und gedruckt, ja eine Abhandlung dieser Art von Niclas selbst verfaßt ward. Der Schreiber nennt dem Herzog die großen Muster der Alten, er wirft ihm ausdrücklich die Götzen der letzten Jahrhunderte, die Hugo von St. Victor, die Alanus, Albertus, Alexander von Hales und Nicolaus von Lyra und alle Neueren verächtlich bei Seite, denn darüber seien seine Italiener Alle einverstanden, daß diese die Menschen zu belehren nichts taugten. Indem er ihm Achtung und Umgang mit Gelehrten empfiehlt, Gelehrte in sein Gefolge neben seine Ritter zu nehmen ermahnt, die Schwierigkeiten des Regierens vorhält und die schlechten Beispiele so mancher Fürsten, und ihn erinnert, daß ihn sein schönes Kleid nicht so zieren würde, wie Bildung, Leumund und Tugend, spricht er in einem Tone, der die Stellung der Gelehrten zu den Fürsten ganz ändern mußte, den der begeisterte Petrarka in seiner unabhängigen Lage gegen Karl IV. noch leichter angeben konnte, den unsere Hutten dann zum letzten Ziele brachten. Dabei vergißt Aeneas nicht, die Fürsten neben dem Wissen zugleich auf die „Gemeinsamkeit des Volkes", auf Umgang und lebendigen Verkehr hinzuweisen, neben den Studien auf Zugänglichkeit; er

soll „grüßbat und Allen gemein“ sein, mahnt er ihn, denn er wisse nicht, daß etwas Gelerntes in der Schrift gut sei, ohne daß es der Mensch übe und im Leben bewähre; und ich lobe, sagt er, nimmer die Menschen, die sich der Schrift so hingeben, daß sie darüber alle andere Dinge versäumen, sondern die sind alles Lobes werth, die dem gemeinen Nutzen dienen, und dabei Kunst und Lehre nicht vernachlässigen, wie es die Alten gethan, die was sie gelernt auch ausgeübt haben. Daß der Mann, der in dieser Entschiedenheit gegen die scholastische Bildung der vorigen Zeiten ankämpfte, der mit solcher Bitterkeit, wie er that, den Adel und sein ganzes Thun und Treiben verhöhnte, wenn er einmal an ein Werk der Ergötzlichkeit, an eine Liebesgeschichte die Hand legen sollte, auch in diesem Zweige sich gegen die ganze hergebrachte Romanenmanier auflehnen würde, läßt sich erwarten. In zweien seiner Briefe erzählt er die ihm eigenthümliche Geschichte von Euriolus und Lucretia und die entlehnte von Guiscard und Sigismunde, den Stoff von Lenardo und Blandine. Beide übersetzte Niclas von Wyle gleichfalls. Den ehrbaren, züchtigen Mann, der in seiner Uebersetzung von Lucian's Esel so sehr gegen das Schmutzige darin eifert, hat doch sein Umgang mit dem leichtfertigen Poggio gewöhnt, um des Bösen willen das Gute nicht zu versäumen, und sogar daran, in leichten, scherzhaften Dingen die rhetorische Kunst zu bewundern, mit der Poggio, allerdings ein Meister dieser Kunst, glauben zu machen weiß, als habe es mit dergleichen kurzweiligen Ergötzlichkeiten Wunder welche Vernunft und Weisheit auf sich. Die formelle Vollendung der Darstellung in diesen Italienern reizte unsern deutschen Mann, das Aehnliche in der vaterländischen Sprache zu versuchen. Schade daß er auf die uralte und nun unter den ähnlichen Verhältnissen wiederkehrende Grille fiel, daß auch Er die lateinische Sprachkunst für die „Zeigerin aller rechten und löblichen Darstellung aller Sprachen“ hielt. Daher ist seine Rede voll von höchst unangenehmen Latinismen. Männer wie Er und Steinhöwel und der Uebersetzer der boethischen Tröstung der Philosophie geben dieser Manier der constructionstreuen Uebersetzung Ansehen und Nachdruck, die in den Romanen schon vor ihnen herrschte. Sie mochten dazu beitragen, daß man den pathetischen Senatorenton des Lateins noch mit dem breiten Schwulste der ritterlichen Vornehmheit in den Romanen gepaart sieht, daß man das „köstlich nach dem Latein gesetzte Deutsche gegen die gemeine Rede“, welche von Hermann's Legenden an bis auf die Scherze in Schimpf und Ernst unsere Prosa so naiv und ansprechend machte, überschätzte, so daß dann selbst einem Hutten die verderbliche Gewöhnung nicht auffiel, nachdem schon

Albrecht von Eyb in seinem Buch von der Ehe einigen Beweis gegeben hatte, wie viel wohlthätiger für die Sprache es war, wenn die Schreiber nicht sclavisch an ihren fremden Quellen hingen und nicht lateinisch denkend die vaterländische Rede niederschrieben. Trotz all dem ging aus der reizenden Schreibart des Italieners noch so viel in das Deutsche des Niclas ein, daß sein Euriolus und Lucretia, wie er in alle Sprachen überging, auch in Deutschland eine große Wirkung machte, durch das ganze 16. Jahrh. als Muster selbst von empfindlicheren Kritikern genannt und noch im 17. Jahrh. wieder gedruckt wurde. Die Empfindsamkeit und der Geschmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichteren Manier des Boccaz ward wohl hauptsächlich durch dies Werkchen bei uns angeregt. Für Deutschland hatte es das besondere Interesse, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verstanden ist. Zu den Zeiten des Concils von Basel (1431) lag Sigmund auf seinem Römerzuge fast ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige[315]) Kanzler „eine wundersame Liebschaft mit einer edlen Bürgerin" und diese brachte Aeneas 1444 in eine lateinische Erzählung, die den Vorgang der italienischen Novellisten verräth, den üppigen und leichten Anstrich des griechischen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 ist Niclas Uebersetzung. Man ist wie in eine andere Welt versetzt. Ein feuriger Liebhaber, ein eifersüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauschten und verfolgten Liebe, eine Trennung und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das ist Alles. Die Würze der Erzählung sind nicht mehr Abenteuer und Thaten, sondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr Heereszüge der Helden, sondern ein Briefwechsel, nicht mehr große Schlachten, sondern ein nächtlicher Anschlag oder sonst ein Abenteuer im Hause der Geliebten. An wie kleinen Geschichtchen und Sächelchen hängt hier das Interesse des Lesers! Und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieser Darstellung; sie reißt uns hin, und wir hängen am Gelingen und Mißlingen der Liebenden mit der Angst, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geschicke ist auch trotz mancherlei Schwulst

315) Tu etiam aderas, schreibt ihm Aeneas selbst, et si verum his auribus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norant, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

und selbst Rohheiten diese Liebe in ihrem Entstehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie sich das Weib stellt, zurückhält, zürnt, nachgibt, wie sie löschend entzündet, stillend reizt, abweisend lockt; wie dann der schmerzlich glückliche Ton bei dem lange erschwerten Zusammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkosen getroffen ist, und das nichtssagende und doch so wichtige Gerede glücklicher und leidenschaftlicher Liebe; dann das schlagende Gewissen, das Pflichtgefühl der Frau zwischen ihrer Wagniß und ihrer Besonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben seiner Pflichtvergessenheit, und als sie überrascht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele steht, die leidenschaftliche Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendsten Sinnlichkeit muß man hart neben einem der geisttödtenden Romane lesen, um sich zu überzeugen, daß eine solche Erzählung die Stimmung der damaligen Zeit ähnlich wie Werther in neuerer Zeit berühren mußte; jene empfindsamere Stimmung, meinen wir, die wir vorbereitet schon vorher fanden und im Volksliede ganz herrschend finden werden, und die nur unter dem Rückfall der Zeit durch die Religionskriege und unter der Rückkehr des höfischen Lebens im 17. Jahrh. noch nicht Bestand haben konnte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächst aus dem Latein des Aretin übersetzt und die übrigens ansprechender in Albrecht's von Eyb Abhandlung von der Ehe in freier Bearbeitung nach Boccaccio erzählt und außerdem auch noch von Anderen übersetzt ist, daß auch andere Stücke in diesem Geschmacke, wie Cymon aus Cypern (Str. 1516), Tedaldo und Ermelina (Fr. um 1550), Camillus und Emilie u. A. verbreitet waren. Als im Laufe des 16. Jahrhs. die alten Romane wieder hervorgesucht wurden, als die Galmy (1511 und 1539), Fierabras (1533), die Haimonskinder (1535), die Ogier (von Egenberger 1571), endlich selbst die Amadis (1590) wieder Eingang, neue Auflagen oder neue Uebersetzungen erfuhren, so ging doch in das alte Buch der Liebe (1578)[316]), das hier als der Mittelpunkt angesehen werden muß, selbst unter diesen breitern

316) Die Darmstädter Bibliothek besitzt ein Exemplar dieses selten gewordenen Buches. Die darin enthaltenen Stücke, die man theilweise auch aus den älteren Bearbeitungen kennt, sind: Kaiser Octavian; die schöne Magellone; Ritter Galmy; Tristrant; Camillus und Emilie; Florio und Bianceffora; Theagenes und Chariclea; Gabriotto und Reinhart; Melusine; der Spiegel der Tugend (den wir erst später erwähnen werden); Pontus und Sidonia; Herzog Harpin; Wigalois.

Stücken fast keines ein, wo nicht die Liebe und das Seelenleben der Liebenden die Hauptsache wäre. Die Aufnahme von Theagenes und Chariklea, von Tristan, von Flore und namentlich von dem schon bezeichneten Galmy, Camillus und Emilie, Gabriotto und Reinhart, zeigt, wie sich der neugriechische Geschmack seit dem 15. Jahrh. mit dem Roman des Ritterthums mehr zu verschmelzen strebte, und der empfindsame Schwulst, der diese Stücke im Buch der Liebe fast allein von ihrer älteren Quelle unterscheidet, ist nichts als eine Art Ausartung dieses Geschmacks, der sein Verwerfliches eben sowohl mit sich führt.

Mit Niclas von Wyle theilt Albrecht von Eyb, den wir bereits erwähnten, das Verdienst, die deutsche Prosa wesentlich und unter den Ersten gefördert zu haben. Auch Er stand mit Aeneas Sylvius in Verbindung, er war Kämmerling als jener Pabst ward. Er schrieb gleichzeitig mit Niclas und ganz in seinem Geiste und war für Franken, was dieser für Schwaben. Wir dürfen ihn hier außer seiner schon genannten Behandlung der Geschichte von Guiscard und Sigismunde auch wegen einer zweiten Novelle erwähnen, die in seinem Ehebüchlein[317]) (1472) eingeschaltet ist, jener blutschänderischen Geschichte von Albanus, die die Gräuel des Hauses Laius überbietet und wegen einer dritten von dem Kaufmann Aronus. Wir werden seiner übrigens noch an andern Stellen (namentlich mit Hans Nithart in Ulm bei dem Drama) gedenken müssen, und so sind wir schon und werden noch anderswo dem verdienten Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm begegnen, dem Landsmann unseres Niclas, der unter andern (Ulm. 1473?) auch des Boccaz berühmtes Buch de claris mulieribus übersetzte und dabei mit derselben sclavischen Treue wie Niclas verfuhr. Auch Er widmete dies Buch der Eleonore von Oesterreich, Erzherzog Sigismunds Gemahlin, die überall als Freunde der Aufklärung erscheinen. So nahe Höfe, wie die dieses Sigismund und des Albrecht von Baiern, pflegten so verschiedene Neigungen! So benachbarte Städte sahen so abweichende Bestrebungen! Diese wackeren Männer halfen in Nürnberg und Ulm den Samen für die Früchte der Reformation streuen, öffneten den Sinn für die Alten und für ihre praktische Moral und wiesen den neuen Humanisten zuerst den Weg, mit Uebersetzungen ihre neue Weisheit ins Volk zu bringen, während in München die alten Tafelrundromane aufgefrischt wurden und die Fabeleien aus Alexander, Brandan und allen Geistergeschichten sich mit dem astrologischen Unsinn der Zeit die Hand zu reichen begannen. In

317) Ob einem manne sey zu nemen ein elich Weib oder nit. o. O. u. J.

ähnlichem Zwiespalte sehen wir den Kaiser Max der alten Geschichte und Literatur, den Heldenliedern und aller ritterlichen Kunst und Sitte huldigen, und Mythus und Geschichte in den erzgegossenen Standbildern seines Löffler in Innsbruck verewigen, zugleich aber auch aller bürgerlichen Cultur die Hand reichen und die Erforschung des klassischen Alterthums mit gleicher Empfänglichkeit begünstigen. Beide letztere Richtungen brechen unter seiner Regierung wie durch eine verborgene Kraft und Anstoß hervor, um grade das zu stürzen, was er doch vorzugsweise zu stützen meinte.

---

10. Meistergesang.

Wir haben nacheinander gesehen, wie uns die einzelnen Zweige der deutschen Dichtung in den Jahrhunderten ihres Verfalls zuerst auf das volksmäßigere kirchliche Lied, auf den Schwank und die Anekdote, die Lieblingsunterhaltung der untern Klassen, auf das historische Lied und die laute Kritik der Zeiten und Sitten aus dem Munde des Volks, auf das Volksbuch und auf das erotische Volkslied überführten oder vorbereiteten. In allen diesen Zweigen erblickten wir das Alte und Hergebrachte in einem stufenmäßigen Verfalle, selbst troß manchen angestrengten Versuchen, eben dieses Alte wieder zu einer neuen Blüte zu bringen. Es ist übrig, daß wir an der eigentlich lyrischen Dichtung den letzten Schritt zum Volke herüber beobachten und Absinken und Untergang nachweisen, ehe wir den entschiedenen Volksgesang und in ihm die ersten Anstöße zu einem neuen Aufschwunge betrachten.

Unsere historische Entwickelung der Dichtung wird manche Fragen über den Unterschied des Minne- und Meistergesangs beseitigt haben, die noch vor zwei Jahrzehnten Gegenstände lebhaften Streites waren. Beschränkt man selbst, dem neueren Sprachgebrauche gemäß, den Ausdruck Meistersänger auf die Zeiten, wo die Kunst, in förmliche Schulen zurückgezogen, nach Regeln und Tabulaturen, und nicht mehr nach blos herkömmlichen Gesetzen, hauptsächlich von Handwerkern geübt ward, so ist der Zusammenhang mit dem Minnegesang ganz unleugbar. Wir haben oben ausführlich gehört, in welchem Verhältnisse der lyrische Gesang an der Scheide des 13. und 14. Jahrhs. mit dem eigentlichen Minnegesang stand; wir fanden so viele Anlehnungen darin ans Alte, wie Uebergänge zu einem Neuen, vorher nicht Dagewesenen. Dieser Gesang führte uns vielfach an die Grenze des Volksliedes hin, und während er in einem

Müglin im Osten noch eine etwas längere Dauer ankündigt, bricht im Westen der Volksgesang vernehmbar durch und unterbricht den kunstmäßigen. Am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhs. ward mit einigem Erfolge das förmliche Rückgehen auf den reineren Minnegesang versucht. Wenn die Lieder der Montfort und Oswald die Zeichen des kindischen Alters der Minnepoesie an sich tragen, so trägt die allegorische, gelehrte oder religiöse Lyrik, oder sollen wir sagen der Meistergesang des 15. Jahrhs. die peinlichen Zeichen des Ueberlebens jener Periode der Spruchdichter des 13. und 14. Jahrhs. In dem nämlichen Verhältnisse, wie die Prosaromane einen erneuten Verfall der verfallenen Reimromane des 14. Jahrhs. bezeichnen, bezeichnet der strophische Lehrgesang des 15. Jahrhs. eine noch tiefere Stufe, als die war, auf der wir ihn im 14. Jahrh. etwa bei einem Müglin fanden. Alle äußeren Verhältnisse und alle inneren Gegenstände dieser Kunst und dieser Künstler aus diesen beiden Perioden sind fast ganz dieselben. Was das Oertliche angeht[318]), so war in diesen sämmtlichen Perioden das Festhaften auf dem Süden und der Zug von West nach Ost charakteristisch. Der eigentliche Minnegesang hatte seine Blüte im Südwesten und blieb durch Lichtenstein und die Aehnlichen in Oesterreich in etwas längerer Dauer; der gnomische Gesang hatte seinen Hauptsitz am Rhein und starb in Böhmen aus oder führte in einem Beheim auf den Meistergesang bestimmter über. Auch dieser nimmt seinen Gang von dem Oberrheine, Franken und Baiern aus nach Oesterreich und bis nach Pommern und Schlesien, von wo dann in einer neuen Periode eine neue Art von Dichtung ausgehen sollte. An eigentliche Schulen und an geschriebene Gesetze ist vor Mitte oder Ende des 15. Jahrhs. nicht zu denken; wenigstens erlaubt es die Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers nicht, ohne ausdrückliche Urkunden und selbst ohne deutliche Winke dergleichen vor der ältesten Tabulatur, von der wir wissen[319]), anzunehmen. Weder in den zahlreichen Gedichten Beheim's noch Rosenblut's läßt etwas auf das Dasein von Schulen schließen; keine städtische Urkunde in Nürnberg erwähnt sie vor dem 16. Jahrh.; nur in Augsburg bestand um 1450 eine Singschule, in der ein reichstädtisch bürgerlicher Geist herrschte, sie

318) Grimm über den Meistergesang S. 129. „Im 14. Jahrh. blühte der Meistergesang zu Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag. Im 15. zu Nürnberg, Augsburg. Im 16. zu Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görliz bis nach Danzig.“

319) Die Straßburger von 1493. s. Schilter Thes. t. 3 p. 88.

scheint aber damals ganz neu entstanden zu sein[320]). Sonst finden wir die Sänger des 15. Jahrhs. auf Reisen, wie damals, klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Ein Wetteifer war da, dies zeigen Beheim's Aeußerungen, allein es war schon nicht mehr der neidische und heftige des 13. und 14. Jahrhs., es war vielmehr eine Nachahmung der Besten, welche die Zeit mit Vorzug nannte, und dies friedliche Verständniß, dieser gemäßigte Wetteifer führte sowohl zu der friedfertigen Geselligkeit in den späteren eigentlichen Meisterschulen, als auch zu ihren geordneten Wettgesängen über. Die wirklichen Tenzonen machten im 14. Jahrh. gewissermaßen die Seele der Spruchdichtung aus. Sie wurden von fremden Meistern gehalten und nicht eine Schule oder Gesellschaft setzte die Preise aus, sondern der Ausforderer selbst[321]). Ob dieser nun der ankommende Gast war, oder einer der einheimischen Sänger, der dem Fremden mit einem Liedlein „einschenkte" und ehrenden Willkomm bot, galt gleich; der Preis bestand schon früher in einem künstlichen Kranze[322]).

---

320) Ein Ulrich Wiest (Uhlands Volkslieder 1. 426.) erwähnt sie 1449, in einem gegen den weltlichen Uebermuth der geistlichen Stände gekehrten Gedichte; in einem gleichzeitigen wie gegen das Wiestische gerichteten Gedichte (von 1450) wider den Uebermuth der Städte heißt es (ebd. p. 430.)

Augspurg hat ain weisen rat,
das pruft man an ir kecken tat
mit singen, dichten und klaffen;
sie hand gemachet ain singschul,
und setzen oben auf den stul,
wer übel redt von pfaffen.

321) Cod. Pal. 680. f. 5.

Frœlich will ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan;
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan
ein krantz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krentzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mas vordenkt, dem wird das krentzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

322) Ibid. fol. 42.

— singt er sein gsank, nit z'kurtz nit z'lank,
gibt im recht wort und wise, er mus der kunst ein krentzel habn,
von edel rosen sibn, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschribn.

Diese Wettstreite nahmen aber mit der Abnahme der Gelehrsamkeit unter den Singenden natürlicherweise auch ab. Seit dem Aufkommen der Universitäten, seit dem festeren Zusammenschluß der Zünfte, seitdem die Hofmusikanten und Stadtpfeifer hier und dort in förmliche Körperschaften vereint wurden, bereitete sich auch für den Gesang das Aehnliche vor, der eben in diesen Zeiten, nachdem er sein letztes Glück an den Höfen versucht hatte, sich in den Handwerksstand entschieden herabzog. Von diesen Zeiten an änderte sich leicht der Begriff, den man bisher mit dem Worte Meister verbunden hatte. Die sieben Künste, von denen die Bürger natürlich noch viel weniger verstehen konnten, als jene älteren Spruchdichter, kamen in ein erneutes Ansehen; man sah sie noch immer als die Grundlage der Gesangeskunst an, bis man dann später durch den zunftmäßigen Abschluß diese Kunst vielleicht als eine selbstständige mehr an ihrer Seite sehen wollte. Schon dadurch, daß bei dem Eintritt der Handwerksmeister im 15. Jahrh. eine so große Masse von Aerzten und Astrologen die Dichtung übten, ergab sich ein engeres Verhältniß zwischen den Magistern der freien Künste und den Meistern des Gesanges. Daß man demgemäß bald auch den Vereinigungen einen neuen schulmäßigeren Charakter zu geben suchte, lag ziemlich nahe, da gleichzeitig auch jene rheinische, donauische, augsburgische u. a. Gesellschaften der Celtes, Dalberg und Peutinger entstanden, die aus dem ähnlichen Gefühle entsprangen, daß die humanistischen Studien neben den Universitäten einer anderen Pflegstätte so bedürften, wie die Dichtung neben den Höfen. Wie ganz vag ist noch in der älteren Stelle, die wir unten anführen[323]), der Begriff von Schule und Merkern. Jene sind offenbar nur von dem Sangestag, von der Singschule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verstanden, diese sind in einem freieren Geschäfte willkührlicher thätig (obgleich allgemein von Silben= und Zahlmessen schon im 14. Jahrh. geredet wird) und statt in der Achtung der späteren Merker erscheinen sie vielmehr angefochten und bedroht. Bei Rosenblut ist nirgends, selbst nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künstler und

---

323) Cod. Pal. 392. f. 38.

Nun hört, warumb gieng ich ze schuol: das ich wol sehe, wie man hielt der meister stuol:
da tet sich fast die gerechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des sehr verdriesset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, damit wil ichs beschliessen.

Kunstliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht. Bei Beheim wird kaum etwas von Merkern gefunden, obgleich er ganz den Ton der Meister des 14. Jahrhs. nachahmt, in ihrer Art von den Verhältnissen der Sänger spricht und Tenzonen[324]) liefert, die offenbar — wie es deren auch ältere schon von Regenbogen gibt — blos vorgegeben sind.

Mehr aber als Alles stellt der Inhalt der Lehrgesänge dieser Zeit sie in eine Parallele mit den gnomischen des 13. und 14. Jahrhs. Wir scheiden hier die erzählenden Dichter aus, wenn man sie auch (wie Folz und Rosenblut) Meistersänger nennt und anderer Erzeugnisse wegen auch so zu nennen ein Recht hat, indem für Meistergesang nur gelten kann, was strophisch und für den Gesang eingerichtet und berechnet war; womit nicht behauptet ist, daß das so Eingerichtete nun wirklich nur gesungen und nie gelesen ward. Daß man sehr große historische und andere Gedichte für den Gesang und Spruch damals bestimmte, ward bereits oben erwähnt, nur die eigentliche Erzählung, die Novelle und der Schwank, blieb mehr der bloßen Rede anheim, obwohl auch die verschiedensten Gegenstände der alten poetischen Erzählung, selbst Volkssagen und Balladen in meisterlichen Tönen behandelt wurden. Wie unter jenen gnomischen ernsten Gedichten mitunter ein Lied im Volkston und in derb komischem Geschmacke unterlief, so auch jetzt; doch wird es nun seltener. Unter den zahlreichen Gedichten Beheim's ist dergleichen wenig; seine Buhllieder, wie er sie nennt, sind spärlich, und seine Schimpf- und Scheltlieder in jenem Nithartischen Geschmacke gerathen ihm äußerst plump. Hans Folz setzt an seinen Zeitgenossen Kunz Zorn und Schneider aus, daß sie „über gemeinlaiische Art, doch mit manchem gezwungenen Sinn" gedichtet. Die volksmäßige Weise in manchem strenggeformten Meisterliede war ja wohl auch so natürlich, wie die Gelehrsamkeit und meisterliche Regel in manchem ächten Volksliede. Warum sollte sich auch selbst nach der Einrichtung eigentlicher Meisterschulen, die einen so strengen Gegensatz gegen den Volksgesang machten[325]), wie

324) Cod. Pal. 312. f. 44.

325) Bragur 6, 2, 162. aus einem Meistergesangbuch:

Dan wir hoffen, dass mit der Zeit
die schendlichen Gassenlieder abnehmen,
die man schier alle Nacht ausschreit,
durch gottlos Gesind, das sich nicht thut schemen,
Gott und der Obrigkeit zu schmach
sind sie, und auch zu ergernuss der Jugent,
die lernet und dicht solchem nach,
dadurch wird gepflanzt Laster und Undugent,

einst die höfischen Minnesänger immerhin, ein angesessener Meister nicht gern einmal an dem Stoffe eines Gassenliedes versucht haben, das ihm noch aus seiner Gesellenzeit lieb war; und warum sollte ein wandernder Bursche, der einmal in die heimische Sängerschule zu treten dachte, nicht manches früh Aufgefaßte aus dem üblichen Zuschnitte der Meisterlieder in sein Handwerksburschenlied gebracht haben? Dennoch blieben alle Gegenstände des Volksgesanges im Allgemeinen dem Meistergesang nicht minder fremd als einst dem Minnegesange; beide in ihrer Art bestimmt zur Sittigung der Menschen verschmähten, dieser jeden unminniglichen Stoff und jener Alles, was nicht mit der Bibel oder der ernsten Geschichte zusammenhing. Nach der Reformation war bei den öffentlichen Singschulen, also bei den feierlichen Begehungen der Meister, nur unter dem einleitenden Freisingen erlaubt, außer den biblischen Geschichten auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten, sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre „zu singen;" in dem Hauptsingen aber ward nichts geduldet, als was aus der heil. Schrift genommen war[326]). So arg beschränkt nun war der Meistergesang im 15. Jahrh. allerdings noch nicht, doch ist auch hier der religiöse Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter diesem wieder allerdings der streng biblische Stoff von sehr großem Umfang. Allein noch war in diesen Zeiten alle die Liebhaberei theils an der Speculation der Mystiker, theils an der Gelehrsamkeit der Scholastiker so groß, daß die streng biblische Erzählung etwas im Hintergrunde erscheint gegen die „Figuren," die Deutungen und Auslegungen der Schrift, gegen die dunklen dogmatischen Räthsel, gegen die johanneischen Visionen und Träume, die Legenden, die kosmologischen und mythischen Sinnbildnereien, die Streitfragen von der Dreifaltigkeit und der Empfängniß Mariä und der Geburt Gottes, die Weissagungen vom jüngsten Gericht, gegen alle jene Hymnen zum Preis der Jungfrau Maria, die in diesem 15. Jahrh. von neuem wieder — man möchte sagen mehr als je — hervorkamen.

Man würde schwer begreifen, wie die Meistersänger des 15. Jahrhs. gerade auf diesen Stoff mit solcher Leidenschaft verfielen, wenn man nicht sähe, daß ihnen die ganze Zeit nichts anderes darbot. Selbst schaffen konnten die Handwerker natürlich nichts: wer hätte ihnen Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen

---

darumb sollen wir mit ganzem Fleiss
solche Schandlieder fliehen,
und uns begeben Gott zu Preis.

326) Wagenseil de civ. Norib. comm. p. 543.

ihre Umgebung bot. Die Romane konnten sie nicht brauchen. Die kleinen, besonders die komischen Erzählungen haben sie dagegen mit Leidenschaftlichkeit ergriffen; und für den eigentlichen Gesang, von dem wir hier allein reden, die religiösen Gegenstände. Sie warfen sich auf jeden Theil mit einer gleich zähen Kraft; und im 15. Jahrh. vertreten ihre Reimereien den ascetischen Geist der Zeit, bis sie wieder mehr historische Gelegenheitsgedichte machten und mit den Spruchgedichten endeten. Der erste Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in solcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den abergläubischen finstern und mysteriösen Hang des Zeitalters verriethen. Man hatte gar nichts eiligeres zu thun, als Alles aufzusuchen, was mit dem alten Mariendienste zusammenhing und diesen aufs neue fördern konnte. Man suchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor und übersetzte sie ins Niederdeutsche[327]). Der Kreuziger[328]) des Johanniterritters, Bruder Johannes von Frankenstein in Wien (von 1300) ward am Ende des 15. Jahrhs. mehrmals gedruckt und wahrscheinlich auch ins Niederdeutsche (Lübeck 1482) übersetzt. Wir machen dabei im Vorbeigehen aufmerksam, wie hart im Raume sich hier die Gegensätze berühren. Nirgends hat man Werke dieses Geschmacks in diesen Zeiten leidenschaftlicher ergriffen, als in Niederdeutschland, nie hat sich die platte Mundart so betriebsam gezeigt, als im Uebertragen solcher Werke, und doch ist dies gerade die Mundart, in der man zugleich den Reineke Fuchs übertrug, der gegen dies Unwesen zu Felde zieht; es ist der Länderstrich, von wo jener Eulenspiegel ausgeht, der statt der sublimen Erbauung dem Volke auf einmal eine ganz andere Unterhaltung gewährte. Alles Bedeutendere der Gattung von Erbauungsbüchern in Prosa und Versen, von denen wir hier handeln, ist ins Niederdeutsche übersetzt und vieles Unbedeutende obendrein. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteste, wie ein Barlaam[329]) oder der ungenähte Rock Christi (1512), der Brandan und die Historie des heiligen Bischoffs Gregorii auf dem Steine[330]), ward neben das neueste, neben die Heiligen Rochus, Meinart und so viele andere gerückt, das Albernste zu dem Sinnigen, die Offenbarung der Brigitte und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Testaments. Die bekannte Sammlung von

327) Kinderling im deutschen Mus. 1788. Oct.
328) S. Hoffmann's Handschriften zu Wien. 163 ff.
329) In Prosa aufgelöst; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.
330) Drucke des 16. Jahrhs. in Köln bei Chr. Everaerts.

Legenden die den Titel Sommer- und Wintertheil führt und welche die Leben der Heiligen in zwei Theilen in Kalenderordnung (wie auch der viel benutzte Jakob de Voragine) erzählt, existirte wohl schon im 14. Jahrh. [331]), ward aber mit unter den ersten Werken der Buchdruckerkunst ausgegeben und begierig gelesen. Die ersten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, gleichsam schon zu Weihnachtsgaben bestimmt, machten auf eine leichte, einprägliche Weise die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die sich an ihre Tage knüpfen, bekannt; diese Bedeutung scheint wenigstens der Reimkalender Konrad's von Dangolsheim (1435) zu haben [332]). Diese Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Christi, über dessen Stoff sich Luther so ereiferte [333]), eine gemeinsame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rausch, das neulich wieder [334]) aufgelegt wurde, reicht im niederdeutschen Texte in das 15. Jahrh. und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutschland die Verdorbenheit der Klöster durch eine Reformation abzustellen gesucht ward. Mit der Freude an dieser Legendenlectüre hängt dann aufs innigste jene Neigung zum Verläugnen der äußern Welt zusammen, zu Entsagung nnd Flucht vor allem Leiblichen. Man druckte die Schriften des Nikolaus von Lyra (seine Psalmenauslegung Speyer 1504), des Niclas von Dinkelspühl, Otto von Passau (die 24 Alten, Augsb. 1480), Suso, Tauler und Thomas a Kempis. Der Baseler Karthäusermönch Ludwig Moser übersetzte um das Ende des 15. Jahrhs. eine ganze Reihe älterer ascetischer Schriften von Bonaventura, Bernhard, Augustin, Thomas von Aquino u. A. Man wiederholte die Bilder von der Gemahlschaft der Seele mit Gott, man lehrte aufs Neue das Absterben von jedem Genuß der Welt. Für durstige Gemüther ward in eigenen Gebetbüchern ein Brunnen des Heils eröffnet, und in neuern Gedichten ward ganz in diesem alten Tone die Marienliebe gepredigt [335]). Alles was von Prosabüchern diesen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, jene Fabeln des Bidpai, das Buch der Altväter, die deutsche Bearbeitung der vitae patrum (der Einsiedler), und so vieles Aehnliche füllt in den Jahrbüchern

---

331) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

332) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgesch. 1827. S. 107 ff.

333) In der Kirchenpostille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Christtag.

334) Aus dem alten Drucke Straßb. 1515 von Wolff und Endlicher erneut. Abdruck in Scheible's Kloster Bd. 11. Der friar Rush ist auch in England im 16. Jahrh. eine wohlbekannte Figur.

335) Schiffart von dissem elenden jammerthal. Fr. 1515 u. A.

der ältesten Druckerei die breitesten Stellen. Beheim's größere Werke, von der Liebhabung Gottes (Cod. Pal. 351), von dem Fall der Engel, woran dann eine Geschichte von Maria und Jesu geknüpft ist (Cod. Pal. 375), von den sieben Todtsünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren sich mit prosaischen Büchern verwandten Inhalts; sie halten im tiefern Verfalle noch den alten Ton Konrads von Würzburg und Anderer fest, die zuerst den Marienhymnus ausbildeten. Auch hier, sieht man, löst sich Alles in Prosa auf. Jene Gebete von den sieben Leiden Christs, die früher von Hartwig vom Hage (von den sieben Tageszeiten)[336]) poetisch behandelt wurden, von den sieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichterisch bearbeitete, erscheinen jetzt verändert und verkürzt in Prosa; seltner erhalten sich die ähnlichen Gegenstände noch in Reimen[337]). Desto häufiger sind die gedruckten prosaischen Paternoster, Beichtbücher, die sieben Bußpsalmen, die sieben Pforten, die sieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So sind die prosaischen Passionale sehr häufig, während kaum Ein poetisches mehr erscheint[338]). Manches überaus beliebte Buch dieser Art, wie Belial's Prozeß gegen Christus (die ältesten datirten lateinischen und deutschen Ausgaben von Augsb. 1472) existirt nicht in Versen, und in den Drucken des Schachzabelspiels kehrte man zur Uebersetzung der lateinischen Prosa zurück. Eines der verbreitetsten Werke dieser Art, das sich gleichfalls aus Versen in Prosa auflöste, war der Spiegel menschlicher Behaltniß[339]) (speculum humanae salvationis), dieses typographisch merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg 1437 aus dem Lateinischen (in etwa 15000 Versen) übertragen ward. Der Dichter war Domdekan in Freiburg, und trat später ins Johanniterkloster zu Straßburg. Er hat auch eine Sammlung von Predigten gemacht, eine Anzahl bekannter Volkslieder in geistliche umgedichtet, das regimen sanitatis bearbeitet, an dem sich auch Andere versuchten, und ein Buch der Figuren poetisch behandelt, das sich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils

---

336) Altd. Mus. 2, 265.

337) Siehe Bragur VI. 2. 144. Dann Bruns Beiträge rc. S. 103. über das Bock van der Bedroeffnisse unde Hertelehde der hoggeloveden koniginnen Marien; Lübeck 1498.

338) Das Leiden Jesu Christi unseres Erlösers. Augsb. 1515. Von Wolfgang von Män, einem Kaplan K. Maximilian's.

339) Ueber das Literarische siehe Engelhardt in der Einleitung zu seinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Freih. v. Aufseß 1832. Sp. 41—48. Zerstreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

berührt. Es enthält nämlich die ganze Folge der Geschichten des alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren und Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren sind 136; bei jeder ist nebst der Abbildung des Vorgangs zuerst die Erzählung desselben, dann die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe. Die Vorrede ist eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Bestimmung Mariä. Die Versart ist ganz wie im „Spiegel des menschlichen Heils“ [340]). Ganz wie dies Buch der Figuren, so ist also auch dieser Spiegel eine Fortsetzung und Zusammenfassung jener symbolischen Deutungen und eine Erklärung jener uralten schon von den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Das Gerippe des Werks bilden einzelne Momente aus dem Leben Mariä und Christs; und noch aus der Zeit nach seinem Tode die Ueberwindung der Hölle, die Erlösung der Heiligen aus der Hölle, die Auferstehung, die Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geistes, Maria's Wohnung und Leben nach Christi Auffahrt, ihre eigene Himmelfahrt, Gottes Versöhnung, das jüngste Gericht, die Pein der Verdammten und die Freuden der Seligen. Hinter jedem erzählenden Kapitel folgen dann drei jener Figuren, Ereignisse aus dem alten Testamente oder auch weltliche Geschichten, die immer als vorbedeutend auf die Gegenstände der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Testamente bezogen werden. So ist Codrus eine Figur der Selbstaufopferung Christs; der Traum des Astyages ein Vorbild von der Maria, die den wahren Weinstock der Welt gebar; Maria's Schmerz über den Tod ihres Sohnes hat schon seinen Vorgang in Jakob's Verhältnissen zu seinen Söhnen; Aaron's blühende Gerte bezeichnete die reine gute Maria, die über die Kraft der Natur geblüht und ohne Mann einen Sohn gebar. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für diese Vorbildungen in diesen Zeiten gewesen sein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Kap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, so lange hin unter den Reformatoren selbst Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß ward gleich anfangs bei Erfindung der Druckkunst ungemein häufig in beiden deutschen Hauptdialecten gedruckt, ward nachher in Prosa umgesetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Glossen oder durch Einschaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Wirklich war auch das Buch für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt sich mit

---

340) Engelhardt l. l. S. 26, wo er auch vermuthet, es sei dies eine Uebersetzung von Konrad's von Alzey († 1370) opus figurarum. (Trithem. opp. 1. p. 330).

den Armenbibeln, die schon im Anfang des 15. Jahrhs. erschienen, zuerst lateinisch, dann auch übersetzt: auszügliche Stellen und Geschichten der Testamente, die noch ganz die Vorliebe für Maria verrathen. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngsten Gerichte und von den Schrecknissen der Hölle heraus, mehr um zu schrecken als zu erbauen. Hier sieht man, wie unmerklich diese Werke trotz allem Anschein des Festhaltens am Alten zu neuen Ideen überleiten. Die Begriffe von der Strenge des Weltrichters riefen wieder bestimmter das Gedächtniß an die freundliche Mittlerin Maria hervor. Man suchte Alles auf, sie wieder zu gewinnen. Man schrieb und gab ihr zu Ehren die ersten Mysterien; man übersetzte noch in der Reformationszeit selbst Bonaventura's Marienpsalter, die Parodie einer Reihe von Psalmen, die was darin von Gott ausgesagt ist auf Maria überleitet; noch waren selbst ein Geiler und Brant nicht frei von der Verehrung der Jungfrau. Im Jahre 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Nuyß belagerte, stiftete der Dominicaner Jakob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Köln abzuhalten, den berühmten Rosenkranzorden, und wirklich rettete er die Stadt! Er machte die Statuten, die mehrmals gedruckt wurden, und in wenigen Jahren schlossen sich, namentlich in Köln und Augsburg, Tausende von Mitgliedern an, die sich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Hersagen einer Zahl von Ave's und Paternosters verpflichteten, und ungefähr gleichzeitig erneute sich die Brüderschaft der St. Ursula, deren Glieder jährlich zu Ehren der 11000 Jungfrauen 11000 Vaterunser und Ave Maria beten mußten. Anderswo wurden zu Gottes und seiner Mutter Lobe Ritterorden gestiftet, und noch zu Luther's Zeiten entstand jene Sekte der Kreuzträger. Ein Sixtus Buchsbaum, der 1500 einen „Psalter unser lieben Frauen" in Augsburg drucken ließ (in Herzog Ernstes Weise zu singen) verspricht jedem, der ihn bete, daß er in Maria's Brüderschaft gezählt werde, das wolle sie gegen Gott vertreten. Einzelne Bischöffe ertheilten 40 Tage Ablaß auf das bloße andächtige Lesen des Liedes Maria zart. In den Ordnungen der Rosenkränzer aber heißt es vollends, es sei gar nicht nothwendig, daß der Mensch allezeit auf die Worte die er betet eigentlich Acht habe, oder daß sein Herz immer in wirklicher Andacht stehe! So war also das geistliche Lied in diesen Zeiten fast ausschließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther sagte, daß sie weit schöneren Gesang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jesus. „Diese Gesänge, sagt Nicolaus Hermann († 1561) in der Dedication seiner Historien von der Sündflut, waren zum mehrern Theile dahin gerichtet, daß man darin die hochgelobte Jungfrau Maria und die verstorbenen Heiligen

anrief; vom Herrn Christo wußte Niemand zu singen oder zu sagen; er ward für einen gestrengen Richter, bei dem man sich keiner Gnade, sondern eitel Zorn und Strafe zu versehen, gehalten und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen zu Vorbittern haben." Der Fürst Georg von Anhalt meinte, es wäre kein Wunder gewesen, wenn Gott die Singer dieser abgöttischen Lieder bei ihren Prozessionen mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeschlagen hätte. Diese bequeme Frömmigkeit also rief allmählich den Eifer der Reformatoren auf, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur Formel ward, daß man das Leiden und die Versöhnung Christi wie eine Historie vortrug, mit der das Gemüth nichts zu thun hatte, daß man die Maria als Heilandin einschob, daß man fastete und mummelte und die Rosenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete hersagte, da man doch nicht viel plappern sollte, wie die Heiden. Mit den Erbauungsschriften dieser Gattung waren ferner immer noch die Spitzfindigkeiten scholastischer Streitfragen verknüpft und daher suchte Luther nach der Religion, die den Kern der Nuß, das Mark des Waizens trug, und kämpfte gegen Sophistereien und Scotistereien der Theologen schon in seinem vorreformatorischen Wirken, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poesie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner (die durch ihren finsteren Eifer überhaupt die ersten Reformationskämpfe veranlaßten), über die unbefleckte Empfängniß der Maria[341]), der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Gauda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Russia, Theodor Gresemund und andere Männer in die Waffen rief; der Skandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beschrieben, ausgebreitet und dabei zum erstenmale die Marienlieder zum Gespötte gemacht. Bis zu welchem Unsinne in lateinischen Schriften von dem Abt Erodenberg († 1486), dem Karthäusermönch Dominicus (1470) u. A. die Mariengleichnisse getrieben wurden, geht uns hier so nahe nicht an. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man schon in dem berühmten Buche der Natur von Konrad von Megenberg, das 1349 verfaßt war und 1475 gedruckt erschien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil sie die Mittlerin zwischen uns und Gott ist, so lag die Vergleichung mit dem nächsten Sterne nicht weit; man beschuldigte aber hernach die

341) Johann von Soest dichtete über diesen Gegenstand 1502.

Verehrer, daß sie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten, und so deckte man denn in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhs. den Unterschied der neuen Götter dieses 15. Jahrhs. mit dem alten Gotte der heil. Schrift in eigenen Werkchen auf.

Nicht allein die schlaffe Frömmigkeit, die mit diesem Mariendienste verbunden war, auch der finstere Aberglaube, der damit zusammenhing und auf der anderen Seite die Schrecknisse, mit denen man die Menschheit zur Besserung anhalten wollte, riefen die Erschütterung dieser ganzen Denk- und Vorstellungsweise herbei, durch den Mißbrauch, der damit getrieben ward. Tiefsinnige Bücher der bezeichneten Art, Erbauungsbücher über Tugenden und Laster, über die Incarnation, das Leben und die Leiden Christi, den Wandel und das Märtyrerthum der Apostel, Bekenner und Jungfrauen, Predigten der Heiligen, die zur Tugend, zur Furcht vor der Hölle anhielten, hatten sich, wie wir aus Johann Busch's Buche von der Reformation der sächsischen Klöster (1473) wissen, unter Laien und Ungelehrte ohne Widerspruch der Geistlichen verbreitet; sie wurden von Weibern und auch Männern dazu benutzt, daß man sie unter den Altardecken barg, die Messe darüber lesen ließ und dann sie zu Zaubereien und Wahrsagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatte man nun mit jenen Vorbedeutungen und Prophezeihungen des alten Testaments das Volk in Liedern und Predigten mit Scharfsinn oder Aberwitz unterhalten. Jahrhunderte lang hatten sich die Völker mit Gedichten vom Antichrist, von den Sibyllenweissagungen, von den Zeichen des jüngsten Gerichtes und was damit zusammenhing, gequält. Und in düsteren Zeiten, wie diese, wo Alles in einem wüsten wirren Bestreben durcheinander wühlte, ohne daß eine Aussicht auf eine einfache Lösung der Verwirrung da war, konnten sich diese gewohnten Vorstellungen leicht zu dem Fanatismus steigern, mit dem dann selbst reformistische Prediger und sonst ganz verständige Männer aus den biblischen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde versammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen sollte. Nachdem man jetzt diese sibyllinischen und prophetischen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit des Teufels und seine Verfolgung der Menschen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einschüchterung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den scheußlichsten Farben malte, so mochte es manchem Aufgeklärten wohl zum Troste gereichen, daß die Reformatoren, was schon Wiclef gelehrt, wieder lehrten: das Reich der Finsterniß sei Rom, der Antichrist sei der Pabst, und mit der Vernichtung seiner Macht durch Luther seien die

schreckenden Weissagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet. So wurde die Gierde, mit der man die Practiken und Wetter- und Wahrsagerkalender und die Thorheiten der Astrologen aufnahm und verschlang, unterbrochen durch den Eifer hellerer Köpfe und durch die satirischen ewigen Kalender, die man dazwischen schleuderte. So befragte man das Schicksal in Loosbüchern, eine Sitte die nach dem deutschen Cato schon im 13. Jahrh., und vor nicht lange noch unter unseren Handwerksburschen Statt hatte; es gab deren, wie das Buch des Glücklaufs von 1492 (cod. pal. 552.), worin der gläubigste astrologische Ernst herrschte, in anderen aber (ebd.) ward der ganze Gebrauch in scherzhafte Unterhaltung gezogen und der finstere Aberglaube gekreuzt, indem man das Heilige in den Reimsprüchen mit dem derbsten Scherze untermischte; diese Gegensätze werden wir unten bis in Fischart's Zeiten fortdauern sehen[342]). Verfehlten nicht auch die Todtentänze in ähnlicher Weise ganz ihre Wirkung, wenn auch sie etwa unter den Schreckmitteln gebraucht werden sollten, mit denen man die Seelen von den Freuden dieser Welt abwenden wollte? Wie bald mußten die geplagten und emporstrebenden unteren Klassen erkennen, daß für sie in dem strengen Gesetze der Nothwendigkeit der Trost lag, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen seien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöster gehe, über die Beweisführung der Gelehrten und die Berufungen der Juristen; und daß dem Siechen und Armen, der sich zu dem endlichen allgemeinen Tanze hinschleppt, der auffordernde Tod der Freund sei, den er im mühseligen Leben vergebens gesucht hatte. Und darin lag eben die Aufmunterung, dies mühselige Leben desto bereiter zu tragen.

Wir fassen den kurzen Sinn der langen Abschweifung zusammen und sagen: es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz passiv den Stoff ihrer Gesänge von dem Zeitgeschmacke empfingen, mit ihrer schlichten Einfalt im 15. Jahrh. der eigenthümlichen Erbauungsweise dieser Zeit eben so huldigten, wie sie nachher bei dem Eintritt der Reformation plötzlich alles dies fallen ließen und zur einfachen Dichtung einfacher Bibeltexte übersprangen. Die Uebertreibungen des Religionseifers, die mystischen Grübeleien, die abgeschmackten und oft lästerlichen Gleichnisse[343]), die frostige Andächtelei, das Haschen nach

342) Sotzmann, die Loosbücher des Mittelalters. Im Serapeum 1850. u. f.

343) Die Trinität zu erklären scheut man sich z. B. nicht ein Beispiel von drei Buhlern zu brauchen, die mit ihren Vorzügen um ein Weib werben, und von ihr alle drei angenommen werden; die drei Werber bedeuten Gott, das Mädchen die Jungfrau.

Gelehrsamkeit, der prophetische und tiefstrebende Hang, die Wortgefechte der Scholastiker, die Scheinweisheit der Astrologen, Alles findet sich in den Meistergesängen des 15. Jahrhs. wieder. Nur ging das Selbstverdammen und die innere Zerknirschung, auf welche die Geistlichen gern hinarbeiten, in die Reime der wackeren Handwerker seltener über. Man konnte sich doch hier schwerer von dem völligen Unwerthe des Menschen, des Ebenbildes Gottes, überzeugen, den man von den Asceten sogar unter die willenlose todte Natur herabsetzen hörte. Man vertraute hier noch dem Triebe der Natur, und ließ sich nicht als Sünde einreden, was sie zu üben gebot; man besann sich, daß der freie Wille, wenn er auch des Menschen größter Verführer, doch auch seine höchste Zierde ist. Wenn wir die Poesien der Meistersänger als solche betrachten sollten, so ist es freilich traurig, zu sehen, bis zu welcher Tiefe die Geschmacklosigkeit, bis zu welcher Stumpfheit die Andachtsübung herabsinken konnte: denn über den verknöcherten Formen und den gedehnten Erörterungen ganz hirnloser und seelenloser Probleme konnte man sich nicht wohl erbauen ohne zugleich ganz zu verdummen. Wer würde sich dies erklären, wenn man nicht eben sähe, wie diese Gegenstände nun mehrere hundert Jahre lang schon in unzähligen Gedichten so erschöpft waren, daß die Formeln der scholastischen Dogmatik stehend geworden und selbst dem Handwerker bekannt waren; daß sie zum mechanischen Gebrauche dienten, wie jedes vielgesprochene Gebet auch; daß bei den duldsamen Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam; daß nur Alles daran gelegen war, die alten Gegenstände in neuen Tönen vorzuführen, die alte gekünstelte Vers- und Reimart in Künstelei noch zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimnißvolle Bedeutungen zu suchen, die lächerlichsten Spielereien mit dem andächtigsten Eifer zu verfolgen. So kam man dahin, daß die erschwertesten Maße und die gehäuftesten Reime das Bewundertste wurden, daß man als ein Meisterwerk der Dichtung die möglichst überladenen Töne ansah[344]. Noch bei den Meistern des 14. Jahrhs.

---

344) Folgendes ist z. B. Beheim's hohe goldne Weise:

Kung—her der hersten mersten reiche,
ich Mich—el Pehen flehen wol sol dich,
pis mein ein tichtens richtens—helffer,
hüng—rein, mein tugend mugend—leiche
dir zir treist, deinen reinen geist leist mir
dis dein' clein' schnöden plöden—welffer

waren die Erschwernisse, die man sich auflegte, von minder verkünstelter Art; aber jetzt suchte man sich blos in der Häufung der Reime zu übertreffen, und daher sind in Wagenseil's Tonverzeichniß die Töne von sieben bis acht Reimen sehr selten, die 20reimigen viel häufiger und man steigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr. So hören wir also hier die spitzfindigsten Gegenstände in der barbarischsten Sprache, in der überkünstelten Form behandelt, die uns unter der gewandtesten Darstellung der feinen höfischen Dichter schon anwiderte. Und selbst als hernach die Bibel bis zu dem Maße der Nüchternheit im Meistergesang erschien, daß man die dürrsten Genealogien hinreimte, selbst dann, wo man dem schmucklosen Vortrage der Bibel noch so treu blieb, steht der gezwungene Gesang, der selten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die steife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten.

Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, diese Gesänge überhaupt von poetischer Seite zu betrachten. Für die Geschichte genügt es gezeigt zu haben, daß die dichterischen Texte derselben den äußersten Verfall der alten Lyrik bezeichnen. Diese Gesänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geschweige für die Unsterblichkeit berechnet; sie sind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geschichte selbst soll sie da ruhen lassen. Wir verschmähten schon das zu genaue Zergliedern des Minnegesanges, hier würde ein Zerlegen viel unangewandter sein. Den Meistergesang genauer zu charakterisiren wäre unstreitig die Sache des Geschichtschreibers der Musik, wenn uns überall die Musik dazu erhalten wäre. Die Meistersänger ließen sich in der Zeit, wo sie eigentliche Singschulen errichtet hatten, nicht anders als singend hören. Bei ihren Gesängen war wie auch bei den französischen und niederländischen Rhetorikern [345]) das Höchste die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptsache. Auf den Text kam wenig an; denselben Text in anderen Tönen wiederzubringen war erlaubt; nur in der Melodie waren sie erfinderisch; sie durfte nicht in den Ton anderer

---

Gelffer tumen, umen—leucht feucht, heile
du nu lib mynne, synne gib, schib zu,
mis, meng, spreng under, sunder meile.

345) Ueber den ganz ähnlichen Verhalt der Dinge in den puis de palinods und den Kammern der Rederyker unter den Franzosen und Niederländern siehe F. Wolf über die Lais. 1841. p. 137 ff.

Meister eingreifen, so weit sich vier Silben erstrecken, Melodie und Blumen sollten ganz neu erfunden sein. Und so ward bei der Prüfung solcher neuer Töne auf den musikalischen Vortrag sehr viel Werth gelegt; dreimal singt der Meister mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat, einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, gab nichts Anderes an die Hand, als der Wunsch, dem Singlustigen die Bibel gesangsweise zu übergeben[346]). Auch der Minnegesang wird unstreitig eben so nothwendig mit Musik verbunden gewesen sein, und zeigt der Meistergesang auch hierin den letzten Ausgang unserer alten Lyrik an, so steht er zugleich als der entfernteste Anfang der Singspiele und Oratorien da, welche die nächsten Jahrhunderte pflegten. Dem einfacheren Gesang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber waren die Meistergesänge, obgleich sie selbst Choralgesang waren, zu Prachtstücken und künstlerischer Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegesang sein Verhältniß zu der sittlichen Bildung des Volkes weit bedeutender schien, als zu ihrer ästhetischen, so auch beim Meistergesang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterschaft zu brechen, der gemüthvolle Gesang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In diesem 15. und 16. Jahrh. gährte es in allen unteren Ständen; ein Rennen und Treiben nach Ansehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringen, und wir werden es bald näher hören, wie Mißgunst, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verschiedenen Handwerkern die bürgerliche Gesellschaft damals entstellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieses Schlags von Menschen setzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man sich wieder in die Gesammtzunft der Sänger vereinte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck stimmte, den kein Eigennutz berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachging, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge waren, desto heilsamer, daß wenigstens eine

346) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110. einer Bibel in auszüglichen Reimsprüchen.

Anzahl von wackeren Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe in ihren Kreis herabnahmen und ihr Theilnehmer zu erhalten suchten; hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn drittehalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen, und freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst. Bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringerem Erfolge eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbstverläugnung gaben sich die guten Meister dazu her, ihre Lehrlinge und Schüler ohne allen Entgelt in den schweren Tönen zu unterrichten, sich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behalten, ihrer theuren Kunst neue Pfleger sogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer! Wie erfüllt von seiner Kunst schrieb ein Schüler Hans Sachsens, Georg Hager, in seinem 82ten Jahre, daß er seine Söhne zum Gesange angehalten habe, der Kunst zu Ehren und Gott zum Lobe, und daß er hoffe, sie werden darauf halten und einst mit ihm in der ewigen Seligkeit singen. Und welche rührende Ehrfurcht gegen seinen Meister spricht nicht aus jeder Zeile Puschmann's, eines anderen Schülers von Hans Sachs, und vorzugsweise aus seinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Lusthäuslein, im marmorgepflasterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tische der Alte saß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und lesend in einem schönen Buche, das mit Gold beschlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeschlagen, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den sah er an, sagte nichts, sondern neigte mit Schweigen sein Haupt schwach gegen ihn, denn seine Rede und Gehör begann ihm abzugehen.

Die Frömmigkeit und gesunde Tüchtigkeit dieses Geschlechts fand sodann in der neuen evangelischen Lehre neuen Stoff für ihren einfachen

Gesang. Die Gelehrsamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je seltner die Uebung der Dichtung in dem alten Geschmacke außerhalb ihres Kreises geübt ward; ihr gesunder Sinn ließ sie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen biblischen Geschichten haften. Und bei dem ersten heiligen Eifer traf es sich dann wohl, daß man die weltlichen Gegenstände, die man in meisterlicher Kunstform immer nebenbei dichtete, allmählich entfernte und aus dem Hauptsingen selbst ganz verbannte. Die evangelische Lehre ward der Mittelpunkt ihres Gesanges. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luther's Bibel mit dem Pulte vor sich, schlug die von dem Sänger behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luther's reiner Sprache übereinkomme[347]). In Puschmann's Manuscript, wo er als falsche Meinungen alle abergläubigen, schwärmerischen Menschenlehren bezeichnet, entschlüpfte ihm noch das Wort papistisch[348]). Die Verhältnisse des Meistergesangs zur Religion halfen unstreitig dem bekannten Meistergesange[349]) von dem Ursprung der Kunst unter Otto dem Großen, und ihrem vor Pabst Leo VIII. gewonnenen Prozesse, vor dem man sie der Ketzerei beschuldigt habe, die Gestalt geben, in der er erhalten und offenbar erst im 16. Jahrh. entstanden ist, wo unter allen fabelhaften Urgeschichten deutscher Länder, Städte und Körperschaften auch diese Sage mitgehen konnte, die schwerlich eine andere ältere Grundlage hat, als die beliebte Zwölfzahl, in die man schon frühe, wie wir hörten, die geehrtesten Meister versammelte; wobei man damals an die Helden im Rosengarten, jetzt wieder an die 12 Apostel, wie bei den drei Merkern an die Erzengel dachte. Die Sage führte sinnig den Ursprung auf die Zeit der Entstehung des Reichs zurück, wo noch die Sänger nicht in Schulen gebunden waren[350]), so wie auch diese alte Kunst das Alter des deutschen Reichs und seine Schicksale theilte, und z. B. ihre hohlen Formalitäten begann, als auch die Reichstage diesen Charakter immer mehr annahmen. Die

347) Wagenseil a. a. O. S. 544.

348) Samml. f. altd. Lit. u. Kunst S. 183.

349) Bei Wagenseil S. 504, wie bereits oben angeführt.

350) Da erweckt gott —
zwölff mann in hoher teutscher sprach,
doch keiner da thät wifsen
von dem andern u. s. w.

zunftmäßige Geheimnißkrämerei deckte über die Entstehung und ließ über den Veränderungen des Meistergesanges einen Schleier liegen, und schon Wagenseil betrachtete die Reformation als die Herstellerin der Kunst, weil er von einem anderen als biblischen Stoffe kaum mehr etwas wußte, sie in den Zeiten also, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darein setzte, daß durch sie die Ehre Gottes und der emsige Fleiß, die heilige Schrift zu lesen, vermehrt ward. Und dieser Ansicht müssen wir übrigens beistimmen. Denn durch die Reformation kam allerdings ein neues Leben in diese Kunst mit ihren neuen Gesängen. Sie half den Schulen erst dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir sie in einem Verhältnisse zu unserer neuen kirchlichen musikalischen Kunst sehen dürfen, und ohne dieses würden wir diese Vereine der Meister als solche poetische Akademien und Singgesellschaften ansehen müssen, wie sie in den romanischen Landen den Ausgang der alten Kunst bezeichnen, von denen sie jetzt wesentlich unterschieden sind. Die Musik ist die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauspiel beginnt unter dem Vorherrschen oder der nothwendigen Begleitung von Musik. Ehe unsere großen Dichter waren, waren die Häupter unserer Tonkunst. Die Niederlande, die unsere alte ritterliche Kunst auf so manche Weise erschütterten, haben das Verdienst, auch von dieser Seite das Neue eröffnet zu haben. Die großen niederländischen Meister des 15. Jahrhs., die Obrecht, Ockenheim, Josquin und Tinctor fanden sogleich ihre Schüler in Deutschland. Sammlungen ihrer Cantionen und Motetten waren schon im 15. Jahrh. in Augsburg und wurden Anfangs des 16. Jahrhs. gedruckt[351]); und ehe noch die Rosenblut und Hans Folz in Nürnberg auftraten, war schon Konrad Baumann dort ein gefeierter Tonkünstler, nach dem Preise zu urtheilen, den Rosenblut (1447) dem blinden Meister zuspricht. Den Meistergesang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunstbestrebung anzusehen, mag widersprechend scheinen, es hat aber seine Rechtfertigung in sich selbst, denn im Gange der menschlichen Dinge laufen die Enden überall in einander über. Die altdeutsche Poesie suchte all ihr Verdienst in dem Inhalte; sie hielt die einmal liebgewonnenen Gegenstände fest und dies versuchte der Meistergesang noch mit jenen zähen Stoffen, die seit der Erscheinung des Christenthums die Welt beschäftigt hatten. Aber hier, sahen wir, glitt man in diesen Stoffen aus dem Uebermaße der Ueberladung und

351) Paul von Stetten Handwerksgesch. v. Augsburg. 1. S. 524.

Entstellung auf die lautere Quelle der Bibel zurück: und hinfort hielt auch der Meistergesang auf den überlieferten Gegenständen nicht mehr so eigensinnig fest. Gleich nach der Festsetzung der evangelische Lehre begann es, daß sich die Meister auch auf die weltlichen Dinge warfen. In ihren kunstgerechten Meistertönen besangen sie zwar viele alte Stoffe: erzählende Stücke aus der Bibel und der Chronik, aus Livius' ächter Römergeschichte und den römischen Mährchen der Gesten, von den Unthaten Nero's und den Zaubereien des „Herrn Filius" (Virgilius). Sie besangen alte Romanzen- und Sagenstoffe, vom Grafen von Savoyen, von Ritter Morgener's Wallfahrt ins St. Thomasland, von der Königin von Lamparten (Rosimunde) und der von Frankreich, die der falsche Marschall verleumdete, oder die legendarisch gefärbte Geschichte vom Grafen Alexander im Pfluge und die gleiche vom Grafen von Rom, wo die Legende abgestreift ist. Aber sie reimten auch Fabeln, Sprüche, Schwänke ganz neuer Art, Stücke aus alten Autoren, die dem Mittelalter ganz unbekannt waren, und sie besangen Vorfälle der Tagesgeschichte und Feste und Schießen, was dann mehr das Geschäft der Pritschmeister und Spruchsprecher ward. So sehr man das Amt dieser letztern unterscheidet, so dürfen sie doch nicht von den Meistersängern abgetrennt werden, zu denen sie sich vielmehr so verhalten, wie die Teichner und Suchenwirt zu den singenden Meistern des 13. und 14. Jahrhs. Unter ihnen erscheint noch im 17. Jahrh. ein Christian Hafner, der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amsel besuchte, und noch einmal an die alten wandernden Dichter und ihr Verhältniß zu den Höfen erinnert, obwohl er selbst aufgefordert seinen Aufenthalt unter seines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauschen wollte. Gelang es also dem Meistergesang nicht, selbst nicht im Inhalte, sein Verhältniß zu der alten adligen Kunst zu behaupten, von der abzustammen er sich so gern rühmte, so deutet er durch seine ängstliche Ausbildung und Ergründung des Formellen noch entschiedener den Uebergang in eine neue Kunst an. Die ganze neuere Dichtung charakterisirt mehr das Bestreben nach einer Form, oder nach jenem Verhältnisse zwischen Inhalt und Darstellung, das wir bei den besten deutschen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden. Diesen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die schwachen Versuche zu einer Poetik, welche die Meistersänger zu eben der Zeit machten, als man überall in der aufgedeckten alten Welt anfing, zu den wenigen aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzukehren, wo einfache Maße, der einfache griechische Roman, das Schauspiel, die reine äsopische Fabel und die lucianische Satire zum

erstenmal Eingang in Deutschland fanden. Die Tabulaturen der Meistersänger stellen eine solche freilich mangelhafte Poetik dar, deren Schwäche gegen die antike sogleich erkannt wurde, indem die Meistersänger besonders darum mit ihren Gesetzen so geheim thaten, weil sie von jedem in der neuen Poesie und Musik Bewanderten, der sich darnach erkundigte, voraussetzten, er thue es um sie zu verspotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünstler jene alte Kunst tief unter sich sahen. Wir wollen die Gesetze dieser Tabulaturen hier nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puschmann und Wagenseil so oft ausgezogen und mitgetheilt sind[352]), und nur im Vorbeigehen darauf aufmerksam machen, daß man selbst innerhalb dieser Formalitäten den steigenden Verfall beobachten muß. Puschmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muster zu Grunde, in welcher die Hauptgesetze von den später entstandenen sogenannten Schärfstrafen geschieden sind. Jene ursprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen sich doch noch vielfach auf Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichsten. Mit der Zeit aber fand man, scheint es, selbst das zu beschwerlich, auf diese „falschen Meinungen" und die Grammatik des lutherischen Bibeltextes zu achten. Man fing an, diese allgemeineren Gesetze zu vernachlässigen und behielt nur die Schärfstrafen, die ursprünglich zur Erschwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen sollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte," und die sich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann später diese Scharfsinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um desto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der stets mehr verfallenden Kunst und entarteten Regel die Ursprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, schrieb dann der Breslauer Schuster Adam Puschmann (aus Görlitz 1532—1600) seinen gründlichen Bericht des deutschen Meistergesanges (1571), und wünschte, daß man der Kunst einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Prosodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß diese Gedichte in der alten deutschen Singkunst von adligen Leuten auch eine deutsche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derselben auch mit den Regeln der Prosodie übereintreffe. Und sein Versuch, die deutsche Prosodie im Zusammenhang darzustellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin

352) Von Büsching in der schon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunst; von Häßlein in Bragur 3. und in den verschiedenen Literargeschichten.

aufstand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyrischen Formen gab; dies war in den Zeiten, wo man in den schärfsten Gegensatz gegen die mittelaltrige Poesie verfiel, wo man, wie damals in dem Stoffe, so jetzt mit der Form Alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beispiele der Franzosen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satiren, Episteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Diesen schroffen Uebergang zu dieser Poesiemacherei bezeichnet der Gesang unserer Handwerker zuerst, und zwar mit jener Erfolglosigkeit und jenem carricaturartigen Anstellen, womit jede neue Richtung in ihren Anfängen begleitet zu sein pflegt. So hatten Handwerker, Weber, Schuster und Sporer die ersten ketzerischen Secten in Deutschland zu Berthold's Zeit gegründet und in eben der schlichten, oft schiefen und verkehrten Weise das erste kleine Zeichen zu dem gegeben, was in der Reformation vollendet ward, wie diese Meistersänger zu dem, was das 18. Jahrh. erst gestalten sollte; und dies werden wir bei dem ehrbaren Vertreter der gesammten Meisterkunst, bei Hans Sachs, deutlicher sehen, als aus den regelrechten Poesien der Masse, die man in einem engeren Sinne unter dem Namen des Meistergesanges begreift.

VII.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abschnitte betrachteten, führte uns allmählich aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klassen des Volks. Wir sahen aber dabei meist nur den Verfall der alten Kunst: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter diese untern Stände selbst mischen, die wir bisher nur aus der Ferne sahen, und umgekehrt die höhere Gesellschaft aus den Augen verlieren, die uns bisher noch festhielt. Wie wir uns früher von der Dichtung des Volks und der Mönche nach und nach zu der der Ritterschaft erhoben, so kehren wir jetzt von der höfischen Poesie zu der bürgerlichen und volksmäßigen

Dichtung zurück. Es ward schon oben gesagt, die Zeiten vor der ritterlichen Kunst tragen alle Zeichen mit diesen Zeiten nach derselben gemeinschaftlich. Wie damals die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom das innere Deutschland auf Jahrhunderte erschöpft hatten, so war es in diesen Jahrhunderten vor der Reformation der Fall mit den Zügen nach Italien und den Kämpfen mit dem neuen Rom. Es geschah daher innerhalb des Reiches nichts, wie wir sahen, was des epischen Gesanges werth gewesen wäre. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hause. Das alte Volksepos stellte gleichsam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar; die schweizerischen und dithmarsischen Kämpfe und Lieder bezeichnen jetzt ebenso den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deutschland Wohlthätiges werden sahen, war die Einführung des Christenthums. Jetzt aber ward das entstellte papistische Christenthum erschüttert und gestürzt, und jene Einführung wie diese Reinigung der christlichen Lehre geschah auf eine gleich volksthümliche Weise. Damals sympathisirten die Geistlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geistlichen, die wieder in weltliche Gemeinschaft mit ihnen traten, wie vor der Einführung des Cölibats. Wie zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöstern die Bibel reimten, dem Volkslied entgegenwirkten und die geschichtlichen Lieder pflegten, so geschah es auch jetzt, daß umgekehrt die schriftkundigen Handwerker, in klösterliche Abgeschlossenheit zurückgezogen, ebenso die Bibel paraphrasirten, ebenso das Gassenlied verfolgten, ebenso die öffentlichen Zustände geißelten, ebenso historische Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten. Das universale Christenthum verdrängte damals die verschiedenen heidnischen Dienste in Deutschland, jetzt aber drängte das besondere Bedürfniß der kräftigeren und gesünderen Stämme und Klassen die allgemeine, die katholische Kirche hinweg. Das Universalreich Karl's des Großen, mit dieser universalen Kirche Hand in Hand, gestützt auf die Massen der kräftigsten deutschen Stämme, in glorreichem Ansehen gegen die heidnische Welt im Osten und Süden, konnte im Religiösen und Politischen seines Sieges auch über so tüchtige Stämme wie die Sachsen sicher sein; das Universalreich Karl's V. aber, mit der katholischen Kirche vielfach zerfallen, mit der protestantischen im Kampfe, gestützt blos auf die verschiedenartigsten Theile seiner ungeheuren Besitzungen, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieses Reich ward von eben den Gegenden aus im Religiösen und Politischen, was das innere Deutschland

angeht, umgeworfen, welche einst den Kampf gegen Karl den Großen erfolglos versucht. An dem Hofe der Maximilian und Albrecht von Baiern suchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder so zu beleben, wie an Karl's des Großen Hofe die alte Welt, und die spielend steife, poetisch-prosaische Art, wie dies geschieht, sieht sich sehr einander ähnlich; dabei pflegt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutsche. Die Pflege von beiden in beiden Zeiten erinnert vielfach aneinander: die Blüte der lateinischen Poesie, die Bekanntschaft mit Terenz, die Mysterien der Roswitha, Alles dies läßt auf ganz ähnliche Zeiten unter Otto schließen, wie um die Reformationszeit; und die Art wie die Helden der Zeit, die Schlick, Sigmund und Max in Poesien eingehen, erinnert uns an das, was nur in anderer Weise auch damals geschah.

Was aber unter diesen verschiedenen Aehnlichkeiten beider Perioden hier besonders hervorgehoben werden sollte, ist die Verbreitung der dichterischen Ausübung im Volke. Wir haben aus spärlichen Nachrichten früher zu finden geglaubt, daß in Deutschland während der Zeit des älteren Volksgesanges keine Sängerklasse, wie die nordischen Scalden, bestand, auch jetzt finden wir deren keine. Wir hatten nicht einmal die wandernden Sänger häufig finden können, und sahen, welchen elenden Ausgang diese Wanderschaft auch jetzt unter den wenigen Männern des Volks nahm, die sich derselben widmeten. Aus der Klosterschule gingen die ersten Versuche einer Dichtung, die sich von dem Volksgesange trennen wollte; in die Singschule gingen die letzten Anstrengungen, die Dichtung dem Volksgesang entgegen zu setzen, zurück; zweimal, wo sie das Licht der Oeffentlichkeit unnatürlich zu scheuen begann, zog sich die Poesie in Abgeschiedenheit ab. Alles, was die Dichtung wie ein Geschäft betrieb, wandte sich in seiner Weise vom Leben zurück: der Spruchsprecher hielt sich bescheiden in seinen Privatgesellschaften; der gekrönte Kunstpoet dichtete lateinisch für die Gelehrten. Unter dem Volke aber gab es keine standesmäßigen Sänger; die Bänkelsängerei mußte in Deutschland in den älteren und mittleren Zeiten in nicht viel besserer Geltung gewesen sein als heute: sie hatte mit dem Geschäfte des Dichtens schwerlich je zu thun. Dies liegt zum Theil wieder in dem Charakter unserer Geschichte. Sie bot sich fast nur zu zweierlei Arten des Gelegenheitsgesanges dar, als welchen man jede Volkspoesie überhaupt bezeichnen kann: entweder die öffentlichen Begebenheiten waren so groß, und meist so innerer Natur, daß sie sich fast jeder Auffassung im Liede entzogen und der Lehrdichtung anheimfielen, oder sie waren so klein, daß sich gleich Jeder daran

versuchte. In England war das ganz anders. Der alte Nationalhaß zwischen Walisen, Engländern und Schotten hielt dort die alten Verhältnisse und mit diesen auch die Verhältnisse der Sänger lange aufrecht; die Bürgerkriege, die Stamm- und Familienfehden, die ritterlichen Charaktere der Geschichte eigneten sich zum leichten Uebergang in Romanzen und Balladen, und wer sie auch sang, ein Bänkelsänger, ein Wirthshausminstrel, ein Persevant oder ein königlicher Dienstmann, das Volk nahm seinen Antheil daran und behielt sie lieb, weil die besungenen Thaten seiner Geschichte angehörten. Allein was unser Suchenwirt sang von seinen meist thatenlosen Rittern, oder von seinen Helden, deren Thaten nichts mit dem Vaterlande zu thun hatten, das konnte Niemanden anziehen; und welches Charakters unsere übrigen historischen Lieder werden mußten, da unsere Geschichte stets ärmer an erhebenden Handlungen ward, haben wir oben gesehen. Dem siegreichen Gesange der Schweizer und Hussiten gegenüber, wer sollte die deutsche Schmach besingen? Aber in England, wo sichs die Barden der unterdrückten Walisen nicht nehmen ließen, ihre alten Thaten fortzusingen, waren dadurch auch die Minstrels gespornt, ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte zu schärfen und ihr eine poetische Seite abzugewinnen. So lange daher die englische Geschichte ihren älteren Charakter behielt, dauerten die Minstrels in altem Ansehen fort, während bei uns die Hofdichter ganz verächtlich, aber von den gefeierten gelehrten Dichtern ersetzt wurden; sie zogen sich in Gilden zusammen, während sie es bei uns nicht einmal so weit wie die Hofpfeifer bringen konnten. Sobald sich dagegen dieser Charakter der englischen Geschichte änderte, die Bürgerkriege aufhörten und die Reiche dauernd vereinigt wurden, sanken die Minstrels schnell zu Bettlern und Vagabunden herunter, statt daß sie sich bei uns ehrbar in die Schulen der Handwerker zurückziehen konnten, während umgekehrt in England die Handwerkerminstrels, die sich unter Eduard IV. zeigten, sogleich ungesetzlich, ohne Ordnung und Halt erscheinen.

Die Art von Volksgesang also, die Balladen und Romanzen, die sich an historische Personen oder Begebenheiten anlehnen, und die in der englischen Volkspoesie das Mark und den Kern bilden, kam in Deutschland so wenig zu einer großen Höhe wie in der Zeit des Minnegesangs das politische Lied, wenn wir die französische Dichtung vergleichen. Man war bei uns, werden wir unten sehen, viel zu ausschließlich auf den allgemeinen Zustand der Gesellschaft gerichtet, und auf die sittliche Reformation des Volks, als daß man dem Thatsächlichen, den Handlungen viele Achtsamkeit hätte schenken können, wären sie auch bedeutender

gewesen, als sie waren. Die Gegenstände der größern Oeffentlichkeit waren zu groß für den Umfang eines Liedes, sie waren mehr Verhältnisse als Begebenheiten, und entzogen sich daher der Erzählung. Seit dem Bauernkriege, wo es so mannichfache innere Händel gab und so manche historische Thatsache in Reime gebracht ward, hatte schon die Buchdruckerkunst so vielen Boden gewonnen, das Singen war schon so sehr von dem Lesen verdrängt, daß man jetzt mehr an historische Gedichte als Lieder gewöhnt ward, mehr an breite Satiren als an kurze Spottlieder, mehr an bedachtsame Beleuchtung der Thatsachen, als an den ersten leidenschaftlichen Ausbruch des Parteigefühls. In den engeren Verhältnissen der einzelnen Stämme und Städte gab es allerdings hier und da auch bei uns eine Begebenheit, die sich für eine Romanze eignete, allein dergleichen entstand und verscholl, ohne, selbst bei größerer Verbreitung, eine eigentliche Pflege und Ausbildung zu erhalten. Der Heißsporn Percy war in England wohl einem Jeden lieb; aber wenn der Hamburger sein Lied vom Stürzebecher, und der Nürnberger vom Schittensamen und vom Epple von Geilingen, der Dithmarse vom Wieben Peter, der Ulmer vom Hammen von Reystett, der Baier vom Pienzenauer (1505) und von Agnes Bernauerin († 1435), der Breisgauer von Hans Steutlinger oder dem Lindenschmidt, der Sundgauer vom Peter Hagenbach († 1474) sang, was mochte sich einer um den andern viel kümmern? Diese Lieder von den Freiharten und Raufbolden dieser Zeit hatten in sich denselben poetischen Stoff wie die englischen Romanzen von Robin Hood, und unser Göthe fand ihn spät in einem Helden dieses Schlages heraus, aber der sittliche Sinn jener Zeit war der poetischen Verherrlichung dieses gewaltthätigen Gesindes ganz entgegen. Auf Ein elegisches Lied, das beweglich für den „Raumensattel" Partei nimmt, den die Weißensteiner schuldlos hingerichtet, kommt die ganze Reihe der oben angeführten reichstädtischen Lieder, die den peinlichen Tod solcher Schnapphähne bejubeln. Ein freier Reiter, der wohl selbst mit Albrecht von Rosenberg „eine Reis gedient und die Nürnberger Pfeffersäcke gejagt" hat, singt seinem Herrn einmal ein Preislied, gewiß blieb dann das Rügelied gegen die „Reitersmähre" nicht aus. Es fleht der „Schenkenbach" den Rottmeister der Reitersknaben St. Jörg um ein gutes Gewitter an, um die Kaufleute (das Wild dieser Jäger) bequem aus ihren füchsenen Schauben zu schlagen, dann singt sicher ein Kaufmann wieder einen Fluch über diesen Heiligencultus der Galgenkinder. Einer beklagt den Fall von Sickingen, des Freunds der Landsknechte, so singen drei andere den Preis seines Verderbens, und selbst einer und derselbe, der

in seinem Spruch („von Vorberg und Landtstall“ 1523) Sickingens Tod bedauert, der bedauert doch auch zugleich sein Leben. Dieser durchgehende Zwiespalt hinderte nothwendig die Verbreitung wie die poetische Ausbildung dieses geschichtlichen Zweiges des Volksliedes.

Ebensowenig begünstigte die Zeit eine andere Art von Romanzen, jene Stoffe und Gesänge, die aus den alten Sagen und Romanen ins Volks- oder Meisterlied übergingen. Man wollte diese Dinge wohl noch lesen; im Volksbuch, auch im gereimten Schwank, hübsch knapp beisammen, ließ man sie sich gefallen; aber die alten Sachen von Arthur zu singen, konnte für die damalige Stimmung des deutschen Volks nicht passen. Wir überließen ihn bis auf schwache Versuche an seine Heimat, wo seine Geschichten noch lange in Romanzen fortlebten, so wie wir unsere alte Volkssage selbst den dänischen Heldenliedern anheimgaben oder im Süden in meistersängerlichen Auszügen aussterben ließen. Nur was sich, wie die Sagen von Albertus Magnus[353]), oder die von Tanhäuser und dem treuen Eckart, dem Hange nach Wundern, Legenden und Allegorien empfahl, oder was sich wie die Gesänge vom Möringer und Heinrich dem Löwen und dem Bremberger den neuen Liebesempfindungen näherte, das gedieh schon eher und ward im 15. und 16. Jahrh. vielfach gesungen. An solchen Lieblingsstücken tilgte man dann gern die Züge, die sie der Gegenwart fremd machten, und was man dieser Art aus der Zeitgeschichte ins Lied brachte, daran litt man nicht einmal immer die Namen, und man tilgte sie an liebgewonnenen Ueberlieferungen. Fast alle die unzähligen Liebesromanzen, an denen wir in Deutschland so reich sind, ruhen auf Einem dieser beiden Gründe, auf Zeitbegebenheiten oder auf alten Sagen. Von den Dithmarsen behauptet es schon Neocorus, wie ihre Tanzlieder auf Schlachten, Abenteuer, Schwänke, Buhlschaften und Laster gewisser Personen gedichtet sind[354]); von den Tirolern ist es gewiß, daß auch jetzt noch „merkwürdige Vorfälle, komische Auftritte und Schwänke von einer Gesellschaft munterer Bursche gesammelt, in Reime zusammengestoppelt, und dann

353) Von einer Königin von Frankreich und ihrer falschen Buhlschaft (von Martin Schleich). Nürnberg. Fr. Gutknecht.

354) Neocorus hrsg. v. Dahlmann 1. S. 176. Er fügt dort bei: Unnd iß tho vorwundern, dat so ein Volk so in Scholen nicht ertagen, so vele schone leffliche Melodien jedem Gesange nach Erforderinge der Wortt und Geschichte geven konnen, up dat ein Ideß sine rechte Artt und ehme gebörende Wise, etwederst mit ernster Graviteteschheit edder frowdiger Lustichheit hebbe.

bei einer feiertäglichen Zusammenkunft im Wirthshause, bei abendlichen Haingarten, Rockengesellschaften und andern Gelegenheiten unvermuthet abgesungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, besonders das schöne Geschlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverständnisse verrathen werden"[355]). So findet man in einer Handschrift mit Volksliedern des 16. Jahrhs. neben einer solchen Liebesromanze am Rand die Personen genannt, auf die sich der Inhalt bezieht[356]), den man ohne dies eben so wohl für Erdichtung hätte nehmen mögen. So sagt uns gelegentlich dies und jenes Liebeslied selbst, daß sein Inhalt „zu Kemnitz auf dem Pflastersteine" oder da oder dort erlebt und gesungen ist. Auf der andern Seite sind eine Menge solcher Stücke Ueberbleibsel alter Sagen; bekannte Erkennungsgeschichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter begegnen uns in einer ganz neuen Weise lyrisch aufgefaßt; aber die Namen und alles Alterthümliche ist verbannt und mit dem herzlichsten Ausdruck sang man die Geschichten von Pyramus und Thisbe (vom Grafen und der Königstochter), und von Hero und Leander (zwei Königskinder) in der ächtesten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenossen besänge. Wie man im Roman das Neue, das Namenlose, das Allegorische, oder unter dem Alten das was sich dem neuen Geschmacke mehr näherte, bevorzugte, so ists mit dem Liede; die Heldenromane ziehen sich gegen die Liebesromane eben so zurück, wie die heroische Ballade vor dem Liebeslied. Im Roman entfernte man mehr und mehr das Harte und Wilde gegen Ende des 15. Jahrhs., und so muß es mit den Romanzen gewesen sein. Die schrofferen und erschütternden, blutigen und schauerlichen Rachegeschichten, die schauderhaften Scenen der Wildheit, Räuberei und Mordlust, die unter dem wüsten und wandernden Volke und auf seiner Bühne, dem Wirthshause, spielen, lösen sich in den Zeiten des endenden 15. und etwa ganz im Anfang des 16. Jahrhs. mehr ins rührende auf; schon in den Texten, aber ganz entschieden in der Musik; später aber und noch im 17. Jahrh. kehrten die Romanzen in jenem Geschmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder. Wie im Romane die Vermischung der Stände so vielfach hervorschien, so auch hier die ungleichen Liebschaften: wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafensohn, wie manche Geschichte von des Markgrafs

355) Sammler für Tirol II., 1. S. 58.
356) Cod. Pal. N. 343. fol. 100.

Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kusse, den sie dem Zimmergesellen gab, sang man bald warnend, bald schreckend, bald rührend und nachsichtsvoll verzeihend.

Wir haben auch hier eine Zeit, wo sich Kriegsstand und idyllischer Friede mit einander berühren und wo neben der großen äußern Thätigkeit der Nation zugleich eine tiefe innere Versenkung sichtbar ist und zwar in den untern Klassen der Nation. Auch in ihrer zweiten Periode verschmähte unsere Lyrik, wie in der Zeit des Minnegesangs, und obgleich sie in ganz anderen Weisen jetzt gepflegt ward, die zu enge Berührung mit dem äußeren Leben. Es war eine wunderbare Zeit, in der jetzt unsere Literatur einen neuen Aufflug nehmen sollte. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutschland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den wesentlichsten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir den Kreuzzügen mehr als ruhige Beobachter zugesehen: aber wenn wir recht bemerkten, so gaben sie den Walther und Freidank den ersten Anstoß zu jenen praktischen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß, welche seitdem sich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunkt der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur Sittenverbesserung des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Widersetzlichkeit gegen Kirche und Pabst begonnen, als sie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos sah man den Fortschritten der Türken zu, sorglos ließ man ungeheure Massen von Ländern als Bollwerk gegen sie im Südosten in Ein Reich zusammenfallen, während im heiligen römischen Reiche Alles bis ins Unzählige zertheilt und zwiespältig war. Wie zuletzt Karl V., nachdem ihm in Spanien, Italien und den Niederlanden sein Unternehmen gelungen war, mit Deutschlands Unterwerfung sein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürsten oder die Waffen der Reichsstädte, die seine Plane vereitelten, sondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürst und Volk aufgekommen waren, und die öffentliche Meinung. Man verschmerzte den Fall des griechischen Reichs, und arbeitete unterdessen mit Eifer und Wärme, das klassische Alterthum zu erneuen, die lateinische Sprache, die alte Literatur und Humanität ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte seine Thätigkeit nach Westen, was damals rüstig war: indessen bildeten wir die Buchdruckerkunst aus und sicherten uns die geistigen Schätze der alten Welt, ohne zu viel Gierde nach dem Golde der neuen. Und da Alles in materieller Betriebsamkeit unruhig und thätig

war in den Aussichten, welche die Entdeckung dieser neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, sorgten wir in frommer Angst um den Untergang der alten Erdhälfte selbst. Der gestörte Handel im Osten und der aufblühende im Westen traf Deutschland weder mit zu plötzlichem Verluste noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; die Quelle, die sich hier verstopfte, öffnete sich dort, und Nürnberg hatte seinen Reichthum, wie Rosenblut rühmt, im 15. Jahrh. aus Völkern von siebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzosen, Engländern und Niederdeutschen. Und diese Bürger, deren Palläste die Wohnungen der schottischen Könige übertrafen, diese Gemeinden, von denen es eine große Zahl an Reichthum mit den weltberühmten italischen Städten aufnahm, in welcher bescheidenen Dunkelheit blieben sie nicht! Wie edel wandte Nürnberg seine Einkünfte auf Kranken- und Armenhäuser, wie großmüthig gebrauchten sich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger und Pirkheimer ihres Ansehens! Wie unendlich verpflichtet sind wir diesen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr gesunder Verstand, so überladen er kurz zuvor mit scholastischen Spitzfindigkeiten war, griff mit um so größerer Liebe nach den neuen Lehren Luther's und nach der neu gebotenen Schrift, und selbst die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Kirchenverbesserung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, schadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen selten. Dieser tüchtige Schlag von Menschen! Sie ließen sich vom Priester und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habsucht und ihres Geizes aufs unmäßigste anklagen, und die Sittenprediger eiferten gegen das Ueberheben der unteren Klassen und geben uns einen Zustand der Gesellschaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derselben Zeit, daß diese Republiken reich waren als Gemeinden, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das was sie entbehrten, und nur besorgt für das, was ihnen Noth that. Luxus und Modesucht warfen sie sich unter einander selbst vor, und der Italiener sagt, sie seien zufrieden gewesen mit reichlichem Brod und Fleisch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach seinem Stande, vergnügt mit den Erzeugnissen seines Landes und mit weit geringern Bedürfnissen als seine Italiener. Wer hätte es zu derselben Zeit, wo das Faustrecht auf dem höchsten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der schwäbische Bund in eben den Gegenden, wo sich auch mit der erste neue Aufschwung zur literarischen Thätigkeit zeigte, einen Zustand des Friedens wirksam zurückführen würde, so daß

Herzog Eberhard von Würtemberg die Sicherheit seines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die alte Chronisten von den goldenen Zeiten der gerechtesten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herstellung des reinen Christenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiser Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während sich seine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencensur betrieben.

Diese Innerlichkeit der ganzen Bildung Deutschlands in diesen Zeiten bestätigt die Geschichte der Dichtung vollkommen, obgleich auch hier Alles zusammentraf, sie zu stören. Die ungemessenste Wißbegierde zerstreute die Sänger auf tausend Dinge: dennoch blieb der sittliche und gesellige Zustand Deutschlands das einzige Ziel aller Dichtung. Die un- ungeheure Flut von Erbauungsbüchern und gelehrten theologischen Schriften, die nur mechanische Mittel zur Erweckung von Andacht und Religiosität darboten, dämmte das Narrenschiff und der Reinecke Fuchs, die Predigten Geiler's und Luther's auf Einmal. An den Dichtungen des Alterthums bildeten sich Poeten in antiker Weise; mit Leichtigkeit führten sie den römischen Griffel, aber für die deutsche Sache; deutsch die alten Gedichte sklavisch nachzuahmen, fiel nicht leicht Jemanden damals ein. Die alte Ritterdichtung und Rittersitte ward von einem Kaiser selbst noch einmal empfohlen, allein man verschmähte jetzt, was nicht die einfältigste Natur athmete, in der Dichtung, und was nicht Menschlichkeit und gleiche Geltung begünstigte, im Verkehr. Man suchte Belehrung in den Schriften der Inder und Juden, der Griechen und Römer, der Franzosen und Italiener, aber Alles ward auf die Gegenwart und das Volk bezogen, und man schien wenig Begriff davon zu haben, Weisheit zu verpflanzen, die nicht zugleich allgemeine Früchte versprach. Wir haben gesehen, wie schnell die erneuerte Dichtung der Gnomiker von den Meistersängern Preis gegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tags eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Meisterschaft griff man nach Allem, was das Interesse, die Gefühle, den Geschmack der Gegenwart förderte und unterstützte und ließ das Feindliche liegen; das Volk gab die beste gesundeste Natur kund in der Art, wie es aufzunehmen und sich zu nähren verstand von allerhand Nahrung, die man ihm darbot. Das sittliche Bedürfniß war in dem Mittelstande und den untern Klassen ungemein groß, dahin bezog man Alles, und dahin auch die Poesie.

Es war nun aber gleichsam eine dunkle Erinnerung davon geblieben, daß man einst zur Sittigung des Menschen die Frauenliebe, das Minnelied und den Roman genutzt habe, wie man jetzt die Religion, das geistliche Lied und die moralische Satire dazu brauchte. Zur Zeit der Reformation selbst und auch schon viel früher im 15. Jahrh. wollte man von jener Art, die Sittlichkeit zu fördern, allerdings nichts mehr hören, und man zog gegen die Liebeslieder, die freilich gar zu oft schmutzige Buhllieder waren, zu Felde und setzte sie mit ihren Melodien in fromme Gesänge zu geistlichem Gebrauche um. Allein trotz dieser damals gefährlichen Anfechtung, die das erotische Volkslied auszustehen hatte, erhielt es sich dennoch überhaupt; und trotz der Gemeinheit und Schlüpfrigkeit, in die man es gern herabriß, hielt es sich selbst in einer gewissen Reinheit, und dies war besonders um die Zeiten der Scheide des 15. und 16. Jahrhs. der Fall. Das volksthümliche Liebeslied strebte die Reinheit des alten ritterlichen Minneliedes festzuhalten; dieses so eigenthümliche Element sollte auch jetzt nicht für die Volksmoral verloren gehen. Den einstigen Uebergang des ältesten Volksliedes zum Minneliede konnten wir nicht so genau angeben, der vom Minneliede zum Volksliede in dieser Zeit ist viel nachweislicher. Die Lieder des Wolkensteiner's, die Sammlung Ebenreutter's und der Hätzlerin, und Anderes aus dem 15. Jahrh. haben uns gezeigt, bald wie das Minnelied noch im alten Stile in diesen Zeiten dauerte, bald wie es sich in das Volkslied überschleift. Wir haben die Mittel, die eigentlichen Volkslieder des 15.—16. Jahrhs. unmittelbar an diese ebengenannten lyrischen Dichtungen und Sammelwerke anzuknüpfen. Aus jenen Zeiten selbst stammt noch das (nach dem Besitzer genannte) Gesangbuch Wolflein's von Lochau (1452—60), das sich in wenigen Stücken noch mit der Hätzlerin berührt. Der Theil der früher erwähnten Ebenreutter'schen Handschrift von 1530, der sich bei der Hätzlerin nicht findet, die Schlußstücke N. 138—153, schließen sich der Zeit nach jenen früheren Stücken als die späteren an; und diese berühren sich dann vielfach mit den „75 hübschen Liedern" (eigentlich 77), die durch Arnt von Aich in Köln um 1520 gedruckt sind. Die Lieder dieser Sammlungen tragen den Uebergangscharakter jener Lyrik des 15. Jahrhs. alle an sich, und zwar mit dem Unterschiede, daß sie sich in demselben Maße mehr dem Volksliede zuneigen, wie jene älteren dem Minneliede. Dies drückt sich wesentlich darin aus, daß der höfische Anstrich darin weicht, daß sie offenbar aus den unteren Kreisen der Gesellschaft stammen, daß sie zwar noch oft die gekünstelten Töne und den geschrobenen Stil des Meistergesanges festhalten, der Mehrzahl nach sich aber

kurz in einfachen Tönen bewegen, und auch nach Inhalt und Sprache einfacher, klarer, naiver, humoristischer und neckischer, traulich inniger, mehr sinnlich empfindungsvoll als sinnig gedankenvoll werden, daß sie mehr innerlich gesungen als geschrieben und studirt sind. Ganz wie in den früheren Liedern des 15. Jahrhs. ist auch in allen diesen nirgends ein Verfasser angedeutet, auch nicht dem Stande nach, während uns die Volksgesänge des 16. Jahrhs. fast immer ihrem Charakter nach und sehr oft in ausdrücklichen Angaben sagen, ob sie von Landsknechten oder Jägern, von Buchdruckern oder Buchbindern, von Bergknappen oder Reitersknaben, von ehrbaren Secklern und Färbern, oder von wüsten Schlemmern und lockeren Schülern stammen.

Aber nicht etwa nur in diesem Verschleifen des Minneliedes in das Volkslied an der Grenze der Zeiten des 15. Jahrhs., wo sie sich scheiden, suchten wir die Berührungen und die innerliche Verwandtschaft beider, sondern ganz im Großen, dem vollen Umfange des ächten Volksliedes auch des 16. Jahrhs. nach[357]), in vielen äußerlichen Beziehungen und in vielen innerlichen Eigenheiten. Was zuerst die Oertlichkeit angeht, so hält das Volkslied in Deutschland ungefähr denselben Strich, wie das Minnelied. Die ganze Länge des Rheins, die Schweiz, Schwaben und Franken, Baiern, Tirol und Oesterreich haben das Eine und das Andere hauptsächlich gepflegt. Ins Niederdeutsche sind unzählige Volkslieder übersetzt, nicht sehr viele, darunter aber einzelne von ganz eigenthümlichem Werthe, ursprünglich geschaffen worden; im Harze sollen die Spinnerliedchen zu Hause sein; von obersächsischen ist wenig bekannt. Innerhalb des angegebenen Raumes hält das Volkslied sogar ganz die verschiedenen Charaktere des Minneliedes. In Oesterreich, Tirol, Steiermark, Oberbaiern und der Schweiz hatten wir das Minnelied zuerst aus dem Allgemeineren heraustreten und besondere Farben annehmen sehen;

357) Die ächtesten Quellen zur Kenntniß des großen Gesammtkörpers unsers Volksliedes sind die einzelnen Flugblätter des 15. und 16. Jahrhs., die hier natürlich nicht angeführt werden können. Größere zugängliche Sammlungen sind die Heidelb. Hs. 343., die in Görres' Volksliedern vorzugsweise benutzt ist, und das Ambraser Liederbuch von 1582. Ausg. v. Bergmann 1845. Mehrere der erhaltenen handschriftlichen Sammlungen, wie die von Val. Holl in Augsburg (1524), kenne ich nicht selbst. Die einschlägigen Hss. der Meusebach'schen Sammlung sind: Z. 8018. 127 Lieder, von 1568; die von Georg von Helmstorf von 1569; Z. 8015 aus der Schwarzischen Bibl., Z. 8019 die nach dem Schenker „Yrems Hs." genannte von 1575; dazu die Abschrift einer niederdeutschen Lieder-Hs. von 1574, die sich viel mit der hochdeutschen Heidelberger 343 berührt. Dann alte Drucke, wie das Liederbüchlein von 200 (eigentlich 192) Stücken von 1582. o. O., und A.

so sind auch noch heute die verschiedenen Volkslieder dieser Gegenden leicht an Musik, Sprache und Inhalt unterscheidbar und sind auch in eigenthümliche nationale Sammlungen übergegangen. Wir haben damals das Idyllische, das Bäurische, das Komische in die Lieder dieser Gegenden eingehen sehen; als um die Mitte des 16. Jahrhs. der Wiener Wolfgang Schmeltzel seine (sehr selten gewordenen) „guten seltsamen und kunstreichen deutschen Gesänge" herausgab (Nürnberg 1544), die besonders in Oesterreich gesammelt sind, waren es meist burleske Quodlibets und andere Schnurren und Trinklieder, die auch im Tonsatz anf komische Wirkungen abzielen. Es waren Frühlings-Hirten-Tanzlieder, die im 13. Jahrh. dort vorherrschten, und so erzählt noch Sartori in seiner Reise durch Oesterreich (1807), daß die Kärnthner noch mit Festen und Liedern den Frühling und Weihnachten und mit Aufführungen den Streit des Sommers und Winters (eine uralte deutsche Sitte) begehen; so dauerte in Vorarlberg das Gregorisingen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts; so sind die Lieder des Kuhländchens Hirtenlieder und der Kuhreihen in der Schweiz im Grunde das einzig Originale ihrer ganzen Volksmusik, so ist das Volkslied in Tirol noch immer zugleich Tanzlied. Die rheinischen und schwäbischen Lieder dagegen wird man dem Texte und der Musik nach weder von der Besonderheit dieser südlicheren Lieder, noch unter sich so leicht unterscheidbar finden, sie tragen einen allgemeineren Charakter, wie das ächtere Minnelied auch. Das Minnelied empfing seine Anregung hauptsächlich aus den Gegenden des Niederrheins. So ists mit dem Volksliede auch. Die Limburger Chronik zeigt uns darauf hin, daß der Volksgesang den ersten Aufschwung in diesen Gegenden nahm. Die oberrheinischen werden sich dem Alter nach anschließen. Was die innere Structur angeht, so zieht sich das Grundgesetz der Dreiheit, das Grimm in dem Strophenbau der Minnelieder entdeckt hat, im Volksliede in die Musik zurück, wo es im Gesätz weniger erscheinen sollte. Auch im Inhalte berührt sich Alles. So verbreitete und vielbeliebte Lieder wie „Ach Jupiter hättst du Gewalt" und „Rosina wo war dein' Gestalt" schlingen schon in ihren vielfachen Beziehungen auf die verschiedensten Figuren der Ritterromane gleichsam ein Band zwischen dem Volkslied dieser Zeiten und der ritterlichen Lyrik. Wie uns ferner die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbstzeit, die sich im Minnelied aussprach, die Quelle andeutete aus der es floß, so leiten uns die sehr ähnlichen Tagelieder, Sommergesänge und Tanzlieder des 16. Jahrhs., die vielleicht zum Theile aus sehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und stets „von neuem gesungen"

wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Wir haben die erzählenden Volksgesänge, die Romanzen, schon angeführt, die so manchen uralten Stoff in neuer Art wiederbrachten. Der Rückgang von den gekünstelten Weisen der Minnesänger zu den einfacheren Tönen des Volksliedes wäre ganz im Ausführlichen nachweisbar, wie wir spurweise den umgekehrten Gang bei dem Aufkommen des Minneliedes gewahrten. Vereinzelt läuft die Reimspielerei und Verskünstelei auch im ächtesten Volkston noch mit unter. Noch ist die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieser Lyrik; noch singen die armen Reitersknaben, die „reiten, rauben und wie die Diebe stehlen müssen", daß sie um schöner Jungfrauen willen Speere zerstochen und Schilde zerhauen, als ob die gute alte Ritterzeit noch dauere; noch scheut man sich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchstens mit dem Anfangsbuchstaben; noch benennt man sie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiserin; noch klagt man über verlorenen Dienst und über die Klaffer, wie einst über die falschen Merker.

Nur freilich konnten diese alten Anklänge nicht sehr in die Augen fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältnissen von ganz verschiedenen Menschen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klasse mit einer einzigen Thätigkeit und Beschäftigung, die durch eben diese ganz einerlei Geistesrichtung annahm, wie in der Ritterzeit, sondern Menschen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe gaben sich der Liederdichtung hin. Wie sich der Laie damals zu Predigt und geistlichem Amte anfing fähig zu halten, so war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Wie die Reformationslehre plötzlich in tausend Gemüthern zugleich zündete, so hatte nach dem Limburger Chronisten schon im 14. Jahrh. die Einführung der Harmonie die Volksmusik in Deutschland mit auffallender Raschheit unter Allen zugleich verändert, und war nach dem ersten Eifer die neue Verbesserung vielleicht etwas eingeschlafen, so erwachte sie jetzt im 15. und 16. Jahrh. von neuem. Die Edlen des 13. Jahrhs. waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romansagen, Abenteuer mehr lesend als ausführend, umschweifen zu lassen, ihr sinniger Hang aber fesselte sie an die Heimat, die Gesellschaft, die Frau ihres Herzens: dies Gedankenleben gab auch ihrem Liede jenen eintönigen Klang. Aber die Abenteurer dieser Zeit, welch ein anderer Schlag Menschen war das! Zum Theil fesselte sie nicht einmal eine Heimat, wie sollte sie ein einziger Gegenstand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre

Gedanken gefesselt haben. Wie beschwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewissen, der seine Sache auf Ehre und Ruhm, auf stete Treue und Zucht, auf seine „Frau“ und seinen Fürsten gestellt hatte — wie leicht aber wards den tausend Freigeistern dieser Zeit, sich durch die Welt zu schlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts gestellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Rasen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals,“ der für eine böse Nacht in der Wirthsscheune sich morgens an der Tasche eines reichen Kaufmannssohns auf der Heerstraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und, wie furchtlos er sei, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksbursche, der heute liegt und morgen wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenschaft sein kann; ein armes Mönchlein, das sich heraus nimmt, ein Buhllied zu singen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter ist, wie einst der abenteuernde Ritter, und heute sein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen sein Heil bei der Königin sucht, — wie andere Lieder mußten die singen, als die Ritterslente! wie andere Liebeslieder, schon darum, weil sie auch andre Lieder zu singen hatten! Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren selbst in aller Fremde herumgefahren, in die Heimat zog sie höchstens ein faßlicher Gegenstand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenschaft nährte und spannte. Stets riß sie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beschäftigen sollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einsamkeit pflegen, sondern sie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbsucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderlust, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß selbst die größten Männer in die rastloseste Unstetigkeit; Verhältnisse und Schicksale trieben die Gelehrten und Geistlichen von Ort zu Ort, und die heftigste Leidenschaft gährte in den körperlich und geistig kraftvollen Naturen dieser Zeit. Was nun mitten in dieser Erregung Dichterisches entstehen konnte, mußte die Farbe der Wirklichkeit tragen, so wie was aus dem Traumleben der Ritter hervorging, sogleich einen ideellen Anstrich hatte. Wir werden nun weiterhin sehen, daß wirklich im schärfsten Gegensatze zu der Ritterpoesie die Dichtung dieser Zeit, so wie sie umfassender wird, statt der oft übertriebenen Idealität der früheren Dichtung vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis

zur Carricatur an sich trägt, und daß sie an Mangel des Ideellen so leidet, wie die Ritterpoesie an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritterzeit ausnahmsweise neben der phantastischen Welt den Blick auf die wirkliche Welt gerichtet hatte, wie Walther, den sahen wir bedeutsam weiter bis auf diese Zeit in der Dichtung fortwirken; und so hat auch in dieser Zeit der Reformation nur das eine bedeutende Wirksamkeit für die Zukunft behalten, was außer der platten Wirklichkeit ein Ideelleres im Auge behielt. Und dies ist eben das Volkslied und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die ganz den Volkston an sich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenossen Gellert's, vom ersten Minnesänger bis auf Göthe ist in dem erzählenden moralischen Gedichte und in der Lyrik Deutschlands ein einziger ununterbrochener Zusammenhang; und diese Periode ist die Durchgangs- und Umgestaltungszeit, die das Aeltere für den neueren Geschmack erst brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unsere größten Dichter verschmähten nicht, die Volksromanze und das Volkslied zu benutzen, sich davon anregen zu lassen, auf seine Eigenthümlichkeit und sein Wesen zurückzugehen; und es ist interessant im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit die verschiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurückgingen. Der größte von Allen erkannte am meisten die große poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder trotz manchem Unbeholfenen und Kindischen an sich tragen. Man darf es wohl sagen, die Volkslieder der besten Zeit behandeln vielleicht niemals einen unpoetischen Gegenstand; und die Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, die Mischung von individueller Wahrheit und ideeller Allgemeinheit ist meist so glücklich, daß man sich wohl erklärt, warum man immer, mit Verstand und Unverstand, so großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu diesen Eigenschaften des Volksliedes sein Entstehen in den bezeichneten Klassen nicht wenig bei. Was die Dichtung im Kloster, in der Frauengesellschaft, in der Stube nicht hatte erlangen können, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter allen Klassen des niederen Volkes von selber zu. Die Freiheit, die Zwanglosigkeit, ja selbst die Zügellosigkeit schlug ihr im ersten Augenblick dieser großen Revolution zur Zierde an; was ihr die Heiligkeit des geistlichen Standes und die Sinnigkeit des ritterlichen und der Ernst des bürgerlichen nicht hatte geben können, das gab ihr der Leichtsinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüstliche Humor der untern Stände. Das glänzende, an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe arme Leben der Ritter hatten diese mit Anstrengung in ein poetisches Licht zu rücken versucht; das wirkliche

poetische, an Mannichfaltigkeit und Bewegung so reiche Leben dieser unteren Klassen aber konnte nicht leicht überschätzt werden, da sich die bescheidenen Menschen dieser Zeit in Wirklichkeit mehr herabsetzten, statt sich hinaufzuschrauben. In dem erzählenden Gedichte eines Hans Sachs geht uns dieses mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je gegenständlicher sich der Dichter dabei hält, je mehr er seinen moralischen Eifer zurückhält und seiner Laune Lauf läßt, desto vortrefflicher ist die Wirkung: in dem lyrischen Gedichte aber liegt dieses bewegte und poetische Leben, auch wo es sich noch so sehr auf bloße Empfindung bezieht, ganz deutlich zu Grunde, ohne jedoch darin zu erscheinen. Der Rittersmann dagegen hatte in seine epische Erzählung seine lyrischen Ergießungen eingemischt und in seinem lyrischen Gedichte eigentlich stets von seinem Zustande und seiner Empfindung mehr erzählt, als ihn aus einzelnen Momenten in dem stoßweisen Gange des ächt lyrischen Gedichtes versinnlicht. Seine Lyrik war von einem gewissen epischen Elemente beherrscht, Leidenschaft und Gefühl ward nur zart und leise und wie aus der Ferne berührt. Aber in diesen Zeiten des Umsturzes der epischen Poesie begünstigte das Leben und die Stimmung der Nation die größte sinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, so wie seine Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit. In seiner Lyrik ist jedes Volk eigenthümlich; wenigstens hat jedes Volk neben seiner erborgten Lyrik auch eine eigene; gerade damals aber behauptete Deutschland in allen Zweigen eine besonders scharfe Eigenthümlichkeit, und dies konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, zu dem man damals selbst aus seiner älteren Gestaltung in der Minnezeit weder viel Form noch Inhalt entlehnte, sondern höchstens im erotischen Liede die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, ohne auch darin übrigens der Selbständigkeit zu vergeben. Denn die Art, wie sich diese Empfindung jetzt ausspricht, ist rein entgegengesetzt. Dort sprach der Dichter mit Beschaulichkeit von seiner Empfindung, hier aber spricht sie aus dem Dichter; sie ist von ihrem Gegenstande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt; in dieser Heftigkeit spannt sie sich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, springt von Einem Aeußersten zum Anderen; und so wirkt auch auf den Leser das Lied selbst: es regt ihm die entsprechende Empfindung ruckweise an mit Einer Wendung, Einem Anstoß und bringt auf diese Weise Rührung oder Erschütterung hervor. Dies ist das ächteste Merkmal jeder lyrischen Poesie; und sei es, daß unser Volkslied diese Eigenschaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade besitzt, so gibt sie ihm auch so einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied

und besonders das Liebeslied eröffnet damals unsere gesammte neuere Dichtkunst; wie bei jeder Reform und Revolution der erste Ausbruch rein und edel zu sein pflegt, so war es hier. Bei den ersten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Instinct gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meist noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunst und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfsinn nirgends wirksamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematische Systeme hatte; und so ist die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie von wenigen theoretischen Meistern, die entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Liedes selten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Musik gegen das Volkslied oder die Newton und Kepler gegen die Erfinder der Spiele zurückgesetzt sein sollen. Daher haben denn unsere kühneren Dichter und Kritiker zur Zeit der Wiedergeburt unserer Dichtung im vorigen Jahrhundert den „kecken Wurf" des Volksliedes so sehr erstrebt und vertheidigt. Mit diesem kecken Wurfe bezeichneten sie, was wir als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik angaben, was man als das Charakteristische an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angesehen hat. Alles darin ist voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd; eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verstandes nicht bedürfen, der schönste innere Zusammenhang ohne genaue logische Verknüpfung. Das beste, was der vortrefflichste musikalische Text leisten kann, leistet das Volkslied, man möchte sagen, vollkommner als es je ein künstlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anstoßes der Empfindung in den Worten, die Texte lassen der Musik den ganzen breiten Raum, den sie nothwendig braucht; und die Musik ihrerseits benutzte meisterhaft die Texte, um ihnen den tiefen Nachdruck zu geben, den das vorüberrauschende Wort nicht hat, um „die Gedanken bei dem Worte still stehen zu machen"[358]). Daß diese Lieder das Anspruchvolle des Minneliedes, seine Kunstfülle, sein Bestreben, die Musik gleichsam schon im Reim und Vers zu geben, recht wie absichtlich verleugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei so gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton der Empfindung

358) Mit diesen treffenden Worten charakterisirt die Vorrede zu den „115 guter newer Liedlein" (Nürnberg. Joh. Ott. 1544.) die Tonsätze der guten Meister jener Zeiten, der Isaac, Josquin und Senfl.

legen, das fesselt schon den Leser, das reißt den Hörer der Musik so hin, die in vielen dieser Lieder in einer ganz wunderbaren Harmonie mit dem Texte steht. Dies kann ja auch nur ihre langanhaltende Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird diese einfältige unschuldvolle Kunst auch durch alle Verderbnisse des Zeitgeschmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten. Die Begleitung der Musik, die niemals bei diesen Liedern fehlen darf, erklärt also jenes Lückenhafte und Springende in ihrem Texte, und sehen wir von der Musik ab, so erklärt es die sinnliche Anschaulichkeit der Behandlung. Wir stehen unter einem Geschlechte von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die was sie besangen nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit der Minnesänger und nachher die Beschaulichkeit der mystischen und frommen Dichter die Sinnlichkeit in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, desto stürmischer machte sie sich nun Luft. Der alten Volkspoesie und des alten Volkslebens Bilder und Sprichwörter und der Reichthum an anschaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Alles was seit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb war, darf nun wieder freier in die Poesie treten. Alles wird voll Lebendigkeit: die Bäume sprechen und warnen; die Blumen sind persönlich und wandern sogar. Die Anschaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang stille. Die Eigenheiten der ursprünglichsten Poesie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verse, assonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder; jene elidirende, apostrophirende Manier herrscht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es ist hier alles Gesicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung ist, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erst Alles zu sagen! Wir sehen erschütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen! Wir empfinden schon unter der Erzählung, wozu sollte der Sänger seine eigenen Empfindungen erst herzählen! Der vorsichtige logische Gang des Minneliedes stieß unsere größten Dichter bekanntlich so sehr ab, aber in diesen Liedern, wo sie auch arm und leer sind, entschädigt oft Ein Wort,

Ein Bild für alles Entbehrte: der sichere Entwurf wirkt hier weit besser, als die glänzendste Farbengebung der Minnesänger bei unsicherer Zeichnung. Der Dichter beherrscht hier seine Empfindung und springt kühn mit ihr um: das Gefühl der Liebe war auch in den Menschen jetzt nicht mehr so herrschend; Alles fällt hier von selbst zu, was der Minnesänger mühselig suchte und künstelte. Die Minnelieder konnten in unserer neueren Zeit daher nur übersetzt und umgesetzt werden, aber das Volkslied bezeugte seine Kraft und seine Natur, indem es sich neben der schlesischen Kunstlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte, zu der letzten Revolution in unserer Dichtungsgeschichte unendlich viel beitrug, zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeisterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geschaffen war. Auch dies bedingte seine skizzenhafte Gestalt, und bringt sie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr ist, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der Poesie. Von der Musik will das Ohr nicht beleidigt sein; sie setzt sich daher sicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, selten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren so vielfache Bearbeitungen, oft so unsinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; seltner ist die das Local charakterisirende Veränderung in Text und Musik zugleich [359]).

Dieselbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotische Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der schlichten Natur des Menschen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliede steht wie ein todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beschreibende Manier bringt entweder diese minder lebendige Stimmung oder diese vielleicht jene hervor. Aber hier versenkt sich ein gedankenvolles Mädchen bis in die lebende Unterredung mit der Haselstaude; hier blüht treue Liebe im Vergißmeinnicht; hier reden die Blumen eine Sprache aus alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, sondern lieber gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verschmähung wächst. Der geliebte Gegenstand selbst auch kältet in Reif und Schauer, und thaut bei günstigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte sich hier gar nicht mehr so nachdenklich mit der Sommerfreude vergleichen, sondern

359) Es ist merkwürdig, wie die bekanntesten deutschen Volkslieder in allen germanischen Stämmen verbreitet waren. Darüber ist jetzt am fruchtbarsten: Hoffmann's und Richter's schlesische Volkslieder. 1842 ff.



sie vergißt über den Einen alle Menschen, über der Einen alle Welt, und abgestoßen von den Menschen sucht sie die Natur, die das Glück des Menschen nie stört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu sagen, diese Dichter, daß die schöne Natur sie beglückt, aber man begreifts und siehts. So brauchen sie auch nicht, wie noch alle meistersängerlichen Liebeslieder eines Muscatblut u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beschreiben, sondern, wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder besitzt, und wenn ihm die schneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, so ermißt man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie werth und wie schön ihm beides ist. Die Frauen sind auch hier spärlich mit ihrer Gunst, und die Liebenden quälen sich im langen Dienste, allein sie klagen weit weniger als sie hoffen, und reden weit minder, als sie handeln. Geheimniß und Zweifel ist auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenschaft selbst ist immer das Herrschende und das Beiwerk darf nie so laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er sucht; bald ist ihm gelungen, bald wird er verdrungen; es ist aber nicht ewig (wie im Minneliede) die Grille der Dame, die ihm wehrt; sondern er hat mit einem glücklichen Nebenbuhler zu thun, oder er muß fort, er hat auch andre Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt; Krieg und Wanderung zwingt ihn weg und Angst und Eifersucht mischt sich in den Schmerz der Trennung. Er möchte so gern sein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, so will es die Zeit nicht fügen; es muß geschieden sein, der Mann soll die Fremde bauen; sie segnen sich mit Gott von ganzer Seele; Er kleidet sich in der Liebsten Tracht, das ist der Treue Zeichen; gutmüthig wünscht er dem einen bösen Tag, der das Scheiden und Meiden erdacht und trabt auf aschgrauem Roß über die Haide; und sie hätte lieber Vater und Mutter fahren lassen, um den Herzliebsten zu behalten, und vergrämt sich fortan durch die schwer langweilige Trennungszeit in trauernder Pein und lästigen Gedanken. Aber so sehr sie auch heimliches Leiden im jungen Herzen üben, so hoffen sie doch, wie es menschlich ist, auf die Zeit die Rosen bringt, trösten sich damit, daß lange Zeit nicht ewig ist und verwundern sich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht. Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien? Die Gebildeteren der Zeit bewunderten sie schon und Bebel ahmte das zahllos verbreitete Musterstück „Ich stund an einem Morgen“ in lateinischer Sprache nach. Wir haben leider Geschmack und Sinn durch zu häufige Wiederholung und gemeinen Vortrag an vielen solcher

Lieder verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur diese Dinge in ihrer Art übertroffen werden. So einzig das Göthische Lied gegen jedes Fremde steht, so dies erotische Volkslied; rein erhielt sich der Text dieser Lieder von jeder läppischen Empfindsamkeit und jedem Streben nach falscher pathetischer Wirkung. Wie viel gesünder als das einstige Minnelied mußte das Liebeslied dieser Zeit nicht schon durch den Einen Unterschied werden, daß hier natürliche Verhältnisse wiedergekehrt sind und daß nicht Ehebruch und Verbindungen mit verheiratheten Frauen die Grundlage aller Liebesbeziehungen sind wie in der Ritterzeit.

Die schmucklose Wahrheit dieser Lieder litt nicht, daß sich irgend etwas Grillenhaftes in ihnen ansetzte, wie in der Ritterpoesie so oft. Die Liebenden sind hier nicht zu kriegerischem Auszug, zu gesteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe gestimmt, denn die Liebe macht keine Helden, sondern sie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samson und des Alkiden. Die Liebenden sind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle so treu, daß der Gewanderte nach sieben Jahren seine Liebste treu wiederfindet und selbst im Glauben an seine Treulosigkeit noch wohlwollend gegen ihn. (Es sah eine Linde ins tiefe Thal.) Ein Andrer meints auch nicht so redlich; die leichten Reitersjungen brechen so gern einen Anlaß vom Zaun und lassen ihr Mädchen fahren; die Schlimmsten legen es darauf an, die Leichtgläubige „nach Ungerland“ zu führen und verstoßen dann die Verführte. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterwesen haben, wie Reiter und Studenten, sind auch wohl am häufigsten die Dichter dieser Lieder, und ihre Verhältnisse sprechen sich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur so arg verspottet, jeder Alte der ein junges Weib und jeder Junge der ein altes genommen, jeder grobe Bauer und jeder pedantische Schreiber, der sich an das Liebeswerk wagt. Und diese fahrenden Leute ändern sich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals so unstät und ihre Herzen so „flandrisch“, daß wo nun ein Betrogener seine Genossen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue sah. Ist nun dergleichen die Ursache der Trennung, so bricht sich wohl ein armer Getäuschter einmal das Herz, aber ein anderer tröstet sich bald und dichtet dem schnippischen Ding, das ihn hat gehen lassen, eine lange Nase und einen durstigen Gaumen an; ein Andrer klagt in Einem Athem, daß Seufzer seine Tage verzehren, flucht das höllische Feuer hinein und wünscht der Treulosen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter wünscht der Verabschiedenden sein Ade zur guten Nacht und sein Trauern hat mit seiner Liebe ein

Ende. So neckt sich hier die Liebe zwischen dem Trauern nnd die Sehnsuchtslieder sind von den schelmischsten unterbrochen, und die reinsten von den schlüpfrigsten. Und diese letztern sind in ihrer Art in der That vortrefflich, unvergleichlich in dem Scharfsinn, mit denen sie aus allem Geschaffenen Gleichnisse herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt sagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der sie sich manchmal blosstellen, oder in der dreisten Naivetät, mit der sie Unschuld heucheln. Die Lyrik dieser Zeit ist eine männliche Kunst; man darf daher selbst diese und ähnliche Seiten derselben nicht verschweigen, wenn sie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden sollen. Die Lieder dieser Zeit drehen sich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bacchus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet seine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor seiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrscht der ungemeine Reichthum an Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald sich arm-bürgerlich über sein vornehmes Ritterthum und altadliches Geblüte beschwert, bald ihn als wackern Gesellen zum Willkomm oder Abschied grüßt, bald als den Feind der Weisen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darstellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat seinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er legt sein Geld am liebsten auf „nasse Waare"; er achtet freien Muth höher als Gut und Habe; Raum auf und Halt nichts ist seine Begierde; kein Geld soll bei ihm vor Alter schimmeln, und hätt' er das Kaiserthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre sein, das würde er Alles verschlemmen. Gleich gilt dem Sorglosen das römische Reich, es sterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbsucht und Brodsorgen gewinnt so leicht die fröhliche Verschwendung, in einer Welt voll ängstlichen unsicheren Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhlichen Reichthums ist, der leichte Erwerb von Dieben, Bettlern und Bänkelsängern etwas Poetisches. Wie vergnügte Lieder machten sie nicht damals von dem Hausrath der Armut, aber der gute Humor gerade ist ein selbstverstandenes Stück, das dabei nicht aufgezählt wird! Leichter Sinn bei dem wenigen Besitze, leichter Trost bei dem Nichtbesitze, beim Weine ein lustiges Versetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmährchen, das sich die Phantasie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern besungen, sammt dem Glücke

der Armut, die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber scheut, das ganze Jahr über nicht baut und doch nicht durch die Wände sieht. Von dem Gedichte vom fahrenden Schüler von Johann von Nürnberg[360]) an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Rosenblut[361]) und den Liedern dieser Art aus dem 16. Jahrh. ist der Uebergang von dem epischen zu dem lyrischen Vortrage höchst anziehend zu beobachten. Auch in der Geschichte des Weinliedes sind die historischen Veränderungen sehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer sich des Weinschwelgs erinnert und dann die Weingrüße und Weinsegen des Hans Rosenblut[362]) daneben hält, wo in die Anrede des einsamen Trinkers schon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Lustigkeit eingeht, und wer dann aus Fischart's Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der trefflichsten Volkstrinklieder der Zeit angegeben sind, der übersieht die innere und äußere Veränderung auf einmal. In dieser „Gesangzeche" sind zwischen die Gespräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemischt, die das beste Schatzkästlein für diesen Zweig des Volksgesanges abgeben; es ist eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Erleuchtung der Schlemmer wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn der sich unter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maße, wie in den Zoten- und Lotterliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt. Wir leugnen nicht, daß nicht Manches darunter alt sein könnte, doch war es dann, wie das Volkslied überhaupt, lange verborgen, und ward nur erst in diesen günstigen Zeiten hervorgesucht, in denen übrigens diese Lieder ihrer ganzen Natur nach fast ohne Ausnahme entstanden sein mögen. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr bestimmtes Alter im 15. oder 16. Jahrh. anweisen kann, sind in ihrem Inhalte keuscher und reiner, und wo sie schmutzig sind, sind sie es mit jenem naiven Anstande, man möchte sagen, mit der Unschuld, mit

360) In Grimm's Altd. Wäldern 2, 49 ff.

361) Im Dresdener Codex N. 19. S. 149.

362) Altd. Blätter 1, 401 ff. Einige sind im 16. Jahrh. in Rebhenßlin's Segen o. O. u. J., und auch im deutsch. Museum 1780. 2. gedruckt.

denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen ansehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Verwilderung im 16. Jahrh. ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; so ists gerade mit der Heftigkeit in dem historischen Liede. Die Vorsicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides schwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß Rohheit und Schmutz im 15. Jahrh. nicht da gewesen seien, allein sie waren mehr in andern Gattungen heimisch, als in dem Liede; im Fastnachtspiele sind Rosenblut und Hans Folz so schmutzig wie möglich, denn zur Fastnachtzeit war diese Freiheit einmal gestattet und selbst ein so züchtiger zarter Mensch wie der Teichner fand das gut, daß der Mensch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte sich dies. Man kann genau sehen, daß stufenmäßig das Bewußtsein von den bäurischen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Rosenblut's bis zu Brant's, Murner's, Dedekind's und Fischart's Zeiten wächst in demselben Verhältnisse, wie sie in der Wirklichkeit wachsen; daß die Derbheit in der Poesie in eben dem Maße sich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derselben in mehrere und tiefere Klassen des Volks herabsteigt; daß der Werth der Poesie überhaupt sinkt, in dem Grade, wie sie sich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie also das allgemeine Kirchenlied sich anfängt auf Dogmen und bestimmte Feste, das allgemeine Festlied gerade auf dieses Fest zu beziehen, wie das historische Lied zur Zeitungsnachricht herabsinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der besonderen Handwerker, und unter diesen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Ideellere stets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unserer alten Lyrik etwas bewahrt hat, steht dasselbe in einer ganz poetischen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satiren und der Narrenschwänke, im Gegensatze also gegen Beides, gegen die Don Quixote der früheren und die Sancho Pansa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen rein idyllischen Eindruck gegen die idyllischen Carricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Klosterlebens; der Schöpfungsgeschichten und all der hochheiligen Verkehrtheiten sind im Volkslied weit werthvoller, als die kunstlosen großen Satiren gegen Clerus und Stände; so wie der Volksschwank immer besser wird, je weiter er sich von der Zeit und Wirklichkeit

entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poesie aber mit dem Leben ganz zusammenfällt, dies fanden wir schon mehrmals, so entdeckt man nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch so poetisch ist. Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit nicht darum beneiden, da man bei uns Alles der Art recht geflissentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, die barocken geistlichen Feste, die tollen Bacchanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere Kartentische, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch, und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden jenen alten mit ihren Unzukömmlichkeiten vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Verspottung des Heiligen, die ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonst verbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten, als jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objectives Maß, sie waren im Genuß der Freude nicht geizig, sie trauten auf das Maß ihrer Natur selbst. Was sie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was sie aushalten konnten mit ihren physischen Kräften, das wußten sie auch zu verantworten vor ihrem moralischen Gewissen. Aber heute dürfen wir ja ohne Erlaubniß nicht eine Nachtmusik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu spielen, haben wir — Dank sei es den aufgeklärten Zeiten — verlernt. Und es war ein so vortreffliches Mittel dieses Rollenspielen, um lärmende Freude zu schaffen; es war ein Hauptmittel unter denen, „die unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude machte,“ wie der alte Möser sagte, der so einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichsten Charakter dem Menschen sein Toben und seine Thorheit gönnte, der Jugend ihre Untugend, dem Luxus seinen Lauf so lang es gehen und stehen konnte, der Leidenschaft ihre Gährung und dem Feste seine Lust, und der es an hundert Beispielen predigte: gebe man politisch und moralisch das Unausweichliche unverholen zu und richte man seine Bekämpfungen im positiven und im Sittengesetz nicht gegen dieses

Unvermeidliche, sondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jahrh. sich auf fürstlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Festen oder auf Kirchweihen umsieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit," wie es die Frankenbergische Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber so herzlich man dies Leben und Weben selbst poetisch finden kann, so wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schönbartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Bischoff am Gregoriusfeste hielt, oder die Devisen und epigrammatischen oder satirischen Gedichte bei fürstlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spruchsprecher, oder die Niclas-, Ruprechts-, Martins- und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozessionsgesänge und Bohnenlieder poetischen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichsten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit sein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenständen lassen. So waren die Tanzlieder der Dithmarsen, wie die der Kärnthner und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und die Tiroler Schnodahaggen haben allerhand verschiedene Gegenstände; und doch sieht man an dem späteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch diese Tanzpoesien aus ihrer ursprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und stationär würden. Was bei Poesien dieser Art, die sich an bestimmten feststehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebenssitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, noch das Anziehende und Schätzenswerthe ist, ist das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweise zurückleitet. Mährchen, Räthsel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverse, ihre Thierreime und Festlieder, die Gebete, die Wiegen- und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme singen oder sagen, gehören hierher; wie vieles mag darunter uralte Ueberlieferung sein, wie vieles spricht noch aufs frischeste das reinste Volks- und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den schärfsten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Ueberlieferung bis zum Unsinn entstellt, so daß man uns mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der schriftlichen Aufzeichnung zu bewundern, was in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtlosen Kindes, in dem sorglichen Gesang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendste sein kann. Was nur für das Leben selbst geschaffen ist, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt sogleich wie ein Leichnam starr da. Wie arm ist ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tiroler Gaßllied, voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht ist, für

uns, wenn wir ihm seine Heimat nehmen, die wir diese Beziehungen nicht verstehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen versteht, aber man würde es einem schlecht danken, wenn er gute Leberreime in Bücher sammeln wollte; so wie es überhaupt mit Allem der Fall ist, was mit dem Improviso eine Aehnlichkeit hat. So ist die Jäger-, die Hirten-, die Räubersprache voll poetischer Elemente; voll poetischer Elemente daher z. B. die Waidsprüche und Jägerschreie[363]), die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine sinnliche Wortfülle, die auf der sichersten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich sein, diese Waidsprüche mit poetischem Genuß zu lesen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechseln will, wenn er nicht ein Jäger von Gewerbe ist? Mit diesen Waidsprüchen, in denen die Jäger unter einander „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortsetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweise gesprochen[364]),“ haben die Fragen und Antworten der wandernden Handwerksgesellen eine unläugbare Grundähnlichkeit. An weiser, kluger, verständiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gast den anderen, sieht, daß er seines Gleichen und ihm zu trauen sei. Wie die alten Jöten, Zwerge und Helden Rede wechseln und sich sichere Zeichen abfragen, so haben sich auch die Wandergesellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetische Seite ihrer Lebensart in bestimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen spottenden Formeln aufgestellt, deren ernsthafter Tiefsinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdischer Freuden erheitert wird“[365]). Auch in diesen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Gesellen, in dem ganzen Treiben dieses Restes unserer alten fahrenden Leute, wird sich Niemand wehren, poetische Reize anzuerkennen, so wie in den Handwerksgrüßen[366]) selbst gleichfalls die Spuren sehr alter Volkspoesie zu finden. Allein so weit die Aussicht auf den freien, vergnügten, witzigen Verkehr dieser Volksklassen durch einen Blick auf die unmittelbarsten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, so scheint die Belehrung, die da zu holen ist, weit unmittelbarer selbst aus den ganz kleinen Resten, die davon im Leben geblieben sind, zu gewinnen, und in jedem Falle die

363) Grimm's Altd. Wälder 3. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrer's Stücken.

364) Döbel's Jägerpractik 3, 478.

365) Grimm's Altd. Wälder 3, 102.

366) In Grimm's Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 sind deren gedruckt.

Aufschlüsse, die man daher für eine Geschichte des poetischen Lebens entnehmen kann, selbst für die nächst angrenzende Gattung von selbständigeren, an keine Standesverhältnisse geknüpften Poesien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und steiferen Verhältnisse der anderen zurückschließen, aus den Waid- und Zunftsprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter sein mögen und die nur so allgemein, als es gerade wohlthätig ist, von den Einflüssen dieses Standes berührt, und in nichts wesentlich verschieden sind von allen übrigen oben charakterisirten Volksliedern. Ganz anders ist schon eine zweite Gattung, die sich schon manchmal im Inhalt auf das Geschäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Musik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo, und seine Instrumentalmusik verräth, und sogleich eine strengere Aehnlichkeit mit den Jagdschreien erhält, die voll natürlicher, nachahmender Schallworte sind. Diese sind schon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier besonders betrachten. Das späte 16. und das 17. Jahrh. (das auch überhaupt das Jagdwesen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, sich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetischen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenstücke der Soldaten, viele lateinische Lieder besonders, die Trinklieder, die das Gurgeln und Plodern der Weinschlücke nachahmen, die Schmiedelieder, die Refrains der Weberlieder u. A. sind dieser Art und sie sind in redender Musik oder Rhythmus gewöhnlich so vortrefflich, wie an Inhalt unbedeutend. Die Jäger-, die Studenten- und Handwerkslieder liegen uns der Zeit nach näher; sie sind auch noch mehr unter uns lebendig geblieben. Grade die eigentlich bezeichnenden darunter sind nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatischen Dichtungen erscheint, und wo die verschiedenen prosaischen und poetischen Handwerksbücher ihren ersten Ursprung haben. Was man im 16. Jahrh. als Jäger- und Studentenlieder bezeichnet findet, ist meist von einem allgemeineren, den Stand nur von weitem berührenden Charakter. Auch unter den Handwerksliedern sind die allgemeinsten, die Wanderlieder, die älteren und die besten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß sie sehr nach dem Leisten schmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht sind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner

und Schneider Ruhmlied, ja sogar die Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geschäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und schließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben, Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die tausend Gulden hat, und wenn er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird"[367]). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem ersten Schneider oder Kürschner, von Elias' Wagenfahrt nach dem Himmel schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preisgesängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelsten weg kommen. In Volksliedersammlungen, mit denen man unsern verwöhnten Geschmack wieder der einfachen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen sollen, wenn man seinen Vortheil recht verstanden hätte.

Was diese neueren Sammlungen von Volksliedern betrifft, so sind die Ueberarbeitungen in des Knaben Wunderhorn und in Erlach's Sammlung für wissenschaftliche Zwecke nicht tauglich. Wem es um geschmackvolle Auswahl zu thun ist, dem sind Talvj's „Versuch" (1840) und Hoffmann's „deutsche Gesellschaftslieder" (1844), die letzteren auch wegen der Aechtheit der Texte zu empfehlen. Für den, der kritische Behandlung sucht und der die verschiedenen Gattungen des Volksliedes in ihren eigenthümlichsten Vertretern zu verfolgen wünscht, sind Uhland's Volkslieder (1844) das kanonische Werk. Eine andere Art von Sammlung bleibt noch zu veranstalten, die literarhistorisch die wichtigste wäre: in Zeitordnung eine Zusammenstellung der Stücke, die abgesehen von unserm Geschmacke im 15. und 16. Jahrh. zu jeder Zeit die beliebtesten und verbreitetsten waren, und die daher Geschmack und Bildung der Zeit am besten charakterisiren. Noch dringender aber ist das Bedürfniß, daß wir musikalisch mit unsern Volksliedern bekannter werden. Diesem Mangel hoffen wir demnächst durch die Dehn und Erck abgeholfen zu sehen, die an dem Quell der Berliner Schätze schöpfen können.

---

367) Gräter in Bragur S. 219 ff.

Durch das ganze 16. Jahrh. bis zum Anfang des 17. zieht sich eine lange Reihe von Liederbüchern mit mehrstimmigen Sätzen, aus denen die musikalische Geschichte unsers Volksliedes zu entwickeln wäre, und die zugleich unsere Textsammlungen begleiten und vervollständigen, ja sie um die Mitte des Jahrhunderts mehr ablösen und fast allein das Material liefern, die Geschichte des lyrischen Liedes in seinen Uebergängen zu der gelehrten Kunst des 17. Jahrhs. zu verfolgen.

Es ist bekannt und oben flüchtig berührt worden, daß aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhs. von den Niederländern die neuere Tonkunst ausgegangen ist; deutsche Meister scheinen ihnen zugleich den Ruhm der Priorität streitig zu machen. Neben den Gründer der ersten niederländischen Schule, du Fay, stellt sich jetzt der Mönch Adam von Fulda[368]) als Zeitgenosse, und gleichaltrig ist auch jener Konrad Baumann, den wir als Rosenblut's Landsmann oben nannten. Er wird neben Baumgartner und anderen Componisten in dem Gesangbuch von Lochau (1452—60) genannt, aus dem Kretzschmar mehreres bekannt gemacht hat, das erste der Notenbücher, dessen musikalischer Inhalt, nach einzelnen mir bekannt gewordenen Proben, dem Standpunkt ganz entspricht, auf dem wir unser Volkslied im 15. Jahrh. gesehen haben. Der berühmteste der späteren Niederländer des 15. Jahrhs., Josquin de Prez, stand mit dem deutschen Kaiserhofe in Verbindung, und von ihm ging dann jener gekünstelte Stil des mehrstimmigen Gesangs aus, den seine Jünger und Jüngerschüler, die H. Isaac, H. Finck, Stephan Mahu, Th. Stoltzer, L. Senfl u. A. sogleich auch auf das deutsche Volkslied anwandten. Von H. Isaac (Kapellmeister bei Kaiser Max) kennt man das Lied „Insbruck ich muß dich lassen" und jetzt auch aus der in der Note erwähnten Halberstädter Handschrift neben anderen Compositionen einen vierstimmigen Satz des Wallfahrerlieds: „In Gottes Namen fahren wir" aus dem 13. Jahrh.; von H. Finck, der um 1480 im Dienste König Alexander's von Polen war, ist eines der ältesten, nur in Einem Exemplar erhaltenen Liederbücher (Neue auserlesene Lieder H. Finckens. Nürnberg 1536). Unter der contrapunctischen Verflechtung der Stimmen aber, die dieser

368) Sein „christlich Büchlein", ein kurzer Begriff des christlichen Dogma's und Mythus, in dichterischer Form, ist kurz vor der Reformation von Magister Wolf Cyclop von Zwickau (Wittenb. 1512) herausgegeben. Als Musiker kannte man ihn früher nur von theoretischer Seite und als Componisten und Dichter des Liedes: Ach hilf mich Leid und sehnlich Klag. Jetzt hat Dehn in einer Halberstädter Hs. neben vielen anderen deutschen Musikstücken des 15. Jahrhs. mehrere größere Compositionen von ihm entdeckt.

Kunst und diesen Künstlern eigen war, ging die leitende Grundmelodie unter den Begleitstimmen verloren; die schlichte, einfältige, dem Ohr leicht ergreifliche Weise, die das Volk zu seinen Liedern gefunden und gesungen hatte, kam uns dadurch abhanden, und kaum ist uns Eine kleine Aussicht übrig, doch einiges von den eigentlichen Volksmelodien jener Zeit noch kennen zu lernen. In einer vielgenannten niederländischen Sammlung (Souter Liedekens. Antw. bei Simon Cock 1540 und später 1584, 1618) sind Davidische Psalmen den Melodien vlämischer Volkslieder untergelegt, deren Anfänge angegeben sind. Viele dieser weltlichen Lieder sind in dem Antwerpener Liederbuch von Jan Roulans (1544) erhalten, einer Sammlung, deren jüngere Stücke rein vlämischen Ursprungs, von gebildeteren Dichtern ausgegangen und durch den häufigen Gebrauch französischer Worte kenntlich sind, während die älteren, wie unsere deutschen, aus den untern Ständen kommen, in Inhalt, Tönen und Sprache meist deutschen Ursprung verrathen und hier und da Uebersetzungen erhaltener hochdeutscher Originale sind. Wir dürfen daher glauben, unter den 150 Souter Liedekens die ächte Quelle von zum Theil auch deutschen Volksmelodien zu haben. Denn ihre Melodien in dem Cock'schen Liederbuche sind lauter einstimmige Volksweisen; und in der neulich erst hervorgezogenen, von Tielmann Susato besorgten Ausgabe von 1556, die sich durch Pracht und Correctheit auszeichnet, sind in einer kunstlosen dreistimmigen Bearbeitung die Grundmelodien in ihrer Einfachheit erhalten: diese Sammlung dürfen wir hoffen durch Dehn ehestens herausgegeben zu sehen.

An diese einfacheren Compositionen der Lochau'schen und Cock'schen Sammlung reihen sich dann in Deutschland die Liederbücher aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhs. an, die in die eigentliche Blütezeit des Volksliedes fallen und die mannichfaltigsten Texte, leider oft nur in Anfangsstrophen, bewahrt haben. In ihrer Mitte steht der „Ausbund (oder Auszug) schöner deutscher Liedlein", in dem Georg Forster eine Auswahl vierstimmiger Lieder der verschiedensten Meister (1539—56 in fünf Theilen) herausgegeben hat[369]). Forster ist noch ein Gegner der „vermeinten Kunst", die die schlichte „liederische Art" aufgab, d. h. der künstlich componirten Sachen von Josquin, und er hat im ausdrücklichen

369) Um sie gruppiren sich die 115 guter newer t. Liedlein; Nürnberg bei Joh. Ott 1544; trium vocum cantiones 100. Nürnbg. bei J. Petrejus 1541. Bicinia gallica lat. germ. Vitebergae 1545 und andere Liederbücher, in denen immer Compositionen verschiedener Meister auswählend gesammelt sind.

Gegensatze zu den „neueren ungereimten Compositionen" lauter alte „schlechte" einfache Lieder gewählt. Doch sind auch diese Melodien schon der Art, daß sie kunstgeübte Sänger zur Ausführung bedürfen und die ganze Richtung Forster's ist schon darauf aus, das Volkslied der Straße und ihrem herabziehenden Einflusse zu entreißen. Zwar verschmäht seine Sammlung nicht, Lieder von derber Fröhlichkeit und drolliger Zweideutigkeit aufzunehmen, doch hat er zu vielen alten Melodien die ächten Texte nicht auftreiben können und viele alberne Texte hat er mit selbstgemachten vertauscht. Sein Zweck war schon, „viel unnütz Geschwätz und Zutrinken" durch die musikalische Beschäftigung zu verbannen und, wie Joh. Ott gleichzeitig sagt, eine erudita voluptas zu begründen. Denn diese Melodien konnten nur in abgeschlossenen Gesellschaften, in Liederkränzchen gesungen werden, die sich damals schon unter diesem Namen bildeten[370]).

Sobald auf diese Weise die Kunst sich von dem Volke und seinen einfachen Bedürfnissen und Fähigkeiten trennte, nöthigte sie sich selbst in die vornehmere Gesellschaft hinauf, und bald sehen wir daher die Musik an allen Höfen heimisch und zahlreiche Liederbücher fürstlichen Personen gewidmet und für ihre Unterhaltung bestimmt. Dies will nichts geringeres sagen, als daß schon mitten auf der Höhe unserer Volksdichtung und mitten in dem Zweige der sie am besten vertritt, sich schon sobald die Erscheinung einstellte, daß unsere Lyrik wieder dem Volke entzogen und in die höheren Kreise der Gesellschaft zurückgetragen ward. G. Forster war ein Schüler von Laur. Lemlin, der in Heidelberg vor Johann Knöfel bei Churfürst Ludwig V. (1508—44) Kapellmeister war; neben Forster bildeten sich in Lemlin's Singschule auch Stephan Zieler, Caspar Othmayr und Jodocus vom Brand. Ueber nicht lange waren aber gebildete Tonkünstler als fürstliche Kapellmeister, die noch am Anfang des Jahrhunderts nur in der Pfalz und am Kaiserhofe begegnen, an allen Höfen Deutschlands verbreitet, und deutsche Organisten kamen bis Polen, Liefland und Dänemark. Die österreichischen Erzherzoge, die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. hatten ihre Utenthal und Sartorius,

370) Dehn (in der Cäcilie Bd. 25. Heft 99) theilt eine Stelle mit aus Beckmanni notitia univ. Frankf. (1707), wo in der Lebensbeschreibung von Jodocus Willichius († 1552) angegeben ist, daß dieser in Frankfurt a. O. ein solches „philosophisch-musikalisches Kränzchen" gestiftet; die Gesellschaft versammelte sich reihum, der Hausherr trug einen Kranz (davon der Name), den er am Schlusse dem nächsten Bewirther abtrat.

ihre Chr. Holland und Jac. Regnart; die Herzoge von Würtemberg ihren Leonh. Lechner, die Churfürsten von Sachsen ihre Scandello und Pinelli, die Herzoge von Lüneburg ihren Mancinus, die Bischöfe von Lüttich und Osnabrück ihre Gaßwin und Harnisch, die Herzoge von Baiern ihre Ivo de Vento und Orl. di Lasso. Von ihnen Allen gibt es eine Unzahl Liederbücher, die nicht mehr wie jene von Forster, Ott u. A. Sammlungen von verschiedenen, sondern Werke von einzelnen Componisten sind. Als ihr Mittelpunkt (für die Zeit des dritten Viertels des 16. Jahrhs.) stehen die Liederwerke von O. di Lasso (zusammen Nürnberg 1583), dem Haupte der niederländischen Schule. In diesem Zeitraume nimmt die Künstlichkeit der Compositionen fortwährend zu in dem Maße, wie die Texte, die man dazu wählt, roher und ungeschlachter werden. Sinnlose Quodlibets aus Liederanfängen und gemischten Sprachbrocken zusammengesetzt, zotige Schnurren in Liederform, Neidharde die das rohe Bauernwesen verspotten, Ehrenlieder auf Hochzeiten und Gastungen, Acrostichen und Mottos, grobe Buhl- und Weinlieder treten jetzt an die Stelle jener sehnsüchtigen Lieb- und Scheidelieder voll Schmelz, und statt der einfach innigen Freude eines Forster componirt jetzt der Uebermuth der gestiegenen Kunst. So ist es bei Lasso ein absichtliches Bestreben, „die Recreation" im Verschiedenen zu suchen, und zwischen den erhabensten und niedrigsten Texten zu wechseln; diese Eigenheit fiel so an ihm auf, daß man mehrfach seinen kirchlichen Compositionen parodische lateinische Texte unterlegte. Der österreichisch-bairische Geschmack überwiegt daher in diesen Liederbüchern der Lasso, Ivo di Vento, Schmeltzel, Scandello, Melchior Francke u. A., die in diesen Gegenden lebten oder von da ausgingen.

Dieser Geschmack sollte übrigens bald, seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhs., von einem fremden Geschmacke verdrängt werden. Die Liedercompositionen dieser Zeit sind auch in dieser Beziehung Vorläufer unserer unter fremden Einflüssen gestalteten Lyrik des 17. Jahrhs., daß sie Texte in allen neueren Sprachen aufsuchten. Deutsche Componisten setzten französische, italienische, englische, niederländische, lateinische Liedertexte so gut wie deutsche. Schon um die Mitte des Jahrhunderts aber fing der welsche Madrigal- und Villanellen Geschmack an, alle übrigen Liedercompositionen in Schatten zu stellen. Ihr Mittelpunkt war Venedig, von wo aus die Sammlungen der Bottegari und Gardano die Werke einer Unmasse von italienischen Componisten in die Welt sandten. Herausgeber und Künstler erscheinen mit den bairischen Herzogen Wilhelm und Albrecht, den Gönnern Orlando's, durch ihre Widmungen in

Beziehung. Nun wurden München und Nürnberg immer mehr die Mittelpunkte deutscher Musik, das letztere um so entschiedener, als es schon seit Baumann nicht aufgehört hatte diese Kunst zu pflegen. Fast alle die Liederbücher, die nun Compositionen und Texte „nach Art der welschen Madrigale oder der neapolitanischen Villanelle" brachten, (die Sachen von Brechtel, Demantius, Widmann, Regnart, Turini, Harnisch u. A.) sind in Nürnberg erschienen; fast alle ihre Componisten stehen zu Nürnberg in irgend einer Beziehung. Haßler und Haußmann, P. Sartorius und Joh. Staden, Haiden, Hase, Autumnus, Jeep, Melchior Francke, Alle sind aus Nürnberg oder nennen sich von da ausgegangen, Noribergae a musicis. Diese Männer[371]) haben zum Theil italienische Dichtungen dieses Geschmackes übersetzt und mit den Originalmelodien herausgegeben, wie Haußmann die Villanellen, Canzonette und Baletti der Marentius, Gastoldi, Vecchi, Gemignani und Morlei, zum Theil haben sie den Stil der Texte und Tonsätze nachgeahmt und die Texte wohl selbst gefertigt. So Hans Leo Haßler, Organist der Freiherren von Fugger-Kirchberg, in seinen „Neuen deutschen Gesängen" nach Art der welschen Madrigalien (Augsb. 1596) und Valentin Haußmann in seinem Erstlingswerke, den Neuen deutschen weltlichen Liedern (Nürnbg. 1592) u. A. Beide bilden so den Kern dieser Periode, wie Lasso und Forster den der vorhergegangenen. In Melodien und Texten treten wir hier aus der deutschen Empfindungsweise in die romanische über. Die Liedertexte werden glätter und logischer, sie verlassen den abspringenden phantastevollen Vortrag des Volksliedes; der mythologische Kanzleistil der südlichen Lyrik tritt herein; Vers und Sprache wird über der Nachahmung der italischen Kunst gebildeter; das „Höfliche", die Vermeidung gemeiner Volksausdrücke wird gesucht; es finden sich bei Haußmann kleine Stücke, die man heute noch ohne sprachlichen Anstoß lies't; die Accentregel ist nicht absichtlich beobachtet, aber selten verfehlt; die Eleganz der schlesischen Zeit ist hier zuerst vorbereitet vor Weckherlin und Opitz. Auf der Spitze schlug dieser Geschmack aber zu Spielereien und Sprachmengerei über, Eigenheiten die noch näher in Opitz' Zeit überführen. Diese Spitze bezeichnet der Leipziger Musikdirector Hermann Schein († 1631). Seine Waldliedlein (Leipz. 1621 und später) und seine Hirtenlust (1624), von ihm gesetzt und gedichtet,

371) Wer die Titel der einzelnen Werke dieser u. a. Meister kennen lernen will, findet sie in Hoffmann d. Gesellschaftsliedern angeführt, der die Meusebach'schen Schätze benutzen konnte und nichts darin unbenutzt gelassen hat.

waren sehr beliebt und verbreitet. Hier ist der Ernst der Villanellendichtung kindischer Tändelei und possirlicher Sprachmischung schon ganz gewichen. Er singt von Phillis und Amarillis, von dem Tausendschälklein Amor und seinen Streichen schön florirte und gezierte Reimliedlein, in denen zwischen das deutsch Volksmäßige so viele italienische Ausdrücke der Reimnoth wegen eingehen, daß wir hier zuerst auf jene buntscheckige Mischpoesie stoßen[372]), die im 17. Jahrh. so sehr mit Satyre verfolgt ward.

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Ritterdichtung zu der carricaturartigen dieser Zeiten, zwischen welche beide wir das Volkslied in die Mitte schoben, näher erklären; wir wollen also noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von metaphysischer und mystischer Speculation zum geraden Verstande angeben, und dies wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunst zugleich diese Veränderungen angeben, und diesen wollen wir ganz einfach nachgehen; sie führen uns ihrer Entstehungszeit und ihrem Charakter nach stufenmäßig von jener höheren Dichtung zu dieser allerniedrigsten herab.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klassen noch in Abhängigkeit schmachteten, sie doch schon im Besitz einer Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegensatz gegen die Poesie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichsam die Zustände der dienenden Menschenklasse, die unter ihrem menschlichen Werthe gehalten wurde, geschildert und die thierische Natur des Menschen seiner göttlichen oder heroischen entgegengehalten

372) Nur eine Probe aus dem 2. Theile der musica boscareccia p. XI.
Nun hat sichs Blättlein umbgewendt, ihr Wälder, Myrtensträuch,
ihr Bäumlein grün allegrement, o frewt euch all zugleich,
den filli zart und hoch geziert, sich heute wieder praesentirt,
logiret ein bei euch.
Im Jahr 1644 hat ein „Liebhaber der Musik" dieser Sammlung geistliche Texte untergelegt und in Erfurt herausgegeben.

ward. Mit der Zeit, als die unteren Klassen anfingen, sich dieser Gegensätze bewußt zu werden, bildete man, sahen wir, zuerst unter den Geistlichen, dann unter den Laien, diese Thierpoesie stets mehr zu Satiren gegen die höheren Stände aus. Dies haben wir so weit verfolgt, bis im 13. Jahrh. zuerst die untere Geistlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geistlichkeit und Adel zu beginnen; nun traten zugleich Dichtungen ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen diesen Kampf versinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verschiedenheit dieser Zeiten, wo die ganze Volksmasse in der Geschichte thätig wird und handelnd erscheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: statt des Einen Standes der Ritter regen sich jetzt Hunderte in verschiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zustand schlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Bestrebsamkeit um; die Pflege des Besitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb, und die unruhige Vielgeschäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen setzten, ward nun der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs. In dieser Thätigkeit lernte das Volk seine Kräfte kennen, seine derbe Natur achten, seinen gesunden Verstand schätzen, und je feiner und vornehmer der Adel sich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit erschienen, desto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, desto komischere Wirkung machte der Erfolg bei scheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegenüber, die noch immer in der Hand der höheren Klassen war, hielt man die einzige Waffe der List und des Betrugs für erlaubt, und aus dieser Ansicht den Triumph, den diese feierten, für um so ergötzlicher; der Feinheit des höheren Zirkels gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geistigen Ueberlegenheit der Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit und den Mutterwitz desto gründlicher aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter den Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir diese Gesichtspunkte festhalten, so werden wir leicht verstehen, wie die Schwänke und Dichtungen, die wir zunächst besprechen, im Volke entstehen, sich langehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben selbst die Erscheinungen mit diesen Dichtungen so zusammenfallen konnten, daß einige der Helden dieser Dichtungen wirkliche historische Personen sind.

Der „Pfaffe Amis“ vom Stricker, der Held jenes Gedichtes, das wir schon oben im Vorbeigehen nannten, ist, wie der Dichter sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich-höfischen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging, und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing[373]). In Oesterreich also, wo die ersten Spuren der volksthümlichen Dichtung sich unter die ritterliche mischten, wie wir in anderen Gattungen schon sahen, entstand auch diese Erzählung; der Held aber ist ein englischer Pfaffe. Er war ein weiser freigebiger Mann und mußte um seiner Tugenden willen den Neid und Druck seines Oberen erfahren. Sein Bischof nahm einen Theil seines überflüssigen Gutes in Anspruch, und weil Ameis ihm das weigert, so droht er ihm, seine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des Meeres sei, wie viel Tage seit Adam verflossen seien, wo der Mittelpunkt der Erde sei u. s. w. er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Esel lesen zu lehren, die der Pfaffe auch so löst, wie Eulenspiegel, in den überhaupt die ganze erste Hälfte des Amis sogar mit vielen Einzelheiten eingegangen ist. Die Geschicklichkeit, mit der sich der Listige in dieser Lage half, verschaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäste, die ihm am Ende seinen Hausstand zerrütten, und so wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, so unser Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habsucht und Bosheit. Er hat nun seine Klugheit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von seiner Tugend Nachtheil geerndtet hatte. Er wird nun aus einem ansässigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke die im Eulenspiegel sind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Konstantinopel seine betrügerischen und schalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwischen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu scheiden wissen, wenn man diese Streiche alle lustig finden soll; allein wir sehen das auch in der älteren

373) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickære, wer der êrste man wære,
der liegen und triegen ane vienc, unt wie sîn wille vor sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

Thiersage, daß auch ein grausamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es ist von Reisenden an unkultivirten Völkern bemerkt worden, wie sie sich über einen Betrug namentlich an Fremden kindisch erfreuen. Am Ende seines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloster, diente fleißig Gott und verdiente sich damit das ewige Leben.

In Oesterreich, wo diese Erzählung gedichtet ist, zeigt sich denn zunächst auch die lustige leichte Stimmung, die wir lange im Gedicht beobachtet haben, im Leben. Selbst jener ernsthafte Rudolph I., der zuerst die Hofsänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieses Amt wohl nicht mehr auf; wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft. Besonders ist aber Otto der Fröhliche († 1339) eben seiner lustigen Gesellschaft wegen berühmt, und um der freudigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinlesen willen, die man um ihn feierte; aus eben diesem vergnügten Verkehre gingen auch die nächsten Dichtungen hervor, die sich an den Pfaffen Amis anschließen, und die sich schon um die Geschichte eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren persönlich der Existenz der Hofdichter gefährlich wurden, so gut helfen die Poesien, in die man ihre Schalksstreiche brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier also treffen wir wieder auf jene Grenzlande, auf Oesterreich und die Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoesie untergrub, besonders heimisch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen; die Narrenpoesie in Oesterreich; Till Eulenspiegel ist wieder in Niederdeutschland zu Hause und hat dort noch seine weiteste Verbreitung; die Kunst aller Carricatur überhaupt hat in dem germanischen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Lust des Lebens ist auch in beiden Gegenden von je zu Hause: in seinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit sagt es Morgenstern, also ein Urtheilsbefugter, daß es den Oesterreichern kein so großer Ernst ist, Franzosen und Türken zusammenzuhauen, als alle Tage Fastnacht zu halten; von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, also ein Landsmann, an, daß sie sich selbst im Sprichwort Narren nennen, am geneigtesten unter allen Völkern zum fröhlichen Verkehr seien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen also lebte Neidhard Fuchs, dessen „wunderbarliche Gedichte und Historien“ in einem Drucke von 1566 existiren, der von Brentano's Handschrift nach der Probe im Wunderhorn (1, 103) zu urtheilen, etwas abweicht. Seine eulenspiegelische Einfalt bringt den meißnischen Ritter an Otto's Hof, wo ihn

ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeste (das im Augarten als Maifest fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähliedern und Schalkstreichen als Hoffänger und Narr seine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenspiegel die Streiche des Amis, in den Faust viele ältere Zaubereien eingingen, so wurden auf diesen Neidhard die Lieder des älteren Nithart, die allerdings sehr auffallend dazu einluden, übertragen, beide von den spätern Zusammensetzern vermischt und für Eine Person genommen, und Nithart's Fürst Friedrich mit Neidhard's Otto zusammengerückt; ganze Lieder des älteren erkennen sich nun in dem sehr lose verbundenen erzählenden, aber durchaus strophischen, liedermäßigen, späteren Gedichte wieder. Das ganz unerörterte Verhältniß Beider auseinanderzusetzen würde uns hier zu lange aufhalten. Die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg sind durch von der Hagen zugänglich gemacht worden[374]), und übrigens in mehreren alten Drucken erhalten, müssen auch in verschiedenen Bearbeitungen existirt haben, da sich Fugger im Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich auf Einen Schwank desselben bezieht, der in unseren Texten nicht gelesen wird. Dem ganzen Stile nach ist das Gedicht noch im 14. Jahrh. entstanden. Wie vieles aber sich unter das Historische hineingetragenes einmischte ist schwer auszumachen. Gleich die einleitende Geschichte erinnert an eine ähnliche Anecdote von Nasureddin's Gurkengeschenk an Tamerlan. Ein Student nämlich bringt dem Herzog Otto einen großen Fisch zum Geschenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeschenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet sich also eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient sich die Pfarrei vom Kalenberg mit seinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern seine Schnurren: er betrügt die Gemeinde, da sie ihn zu überlisten meint, er prellt seine Tagelöhner, die ihn prellen wollen, er entweiht in derber Rohheit seinen Altar, er weiß seinen kanichten Wein an Mann zu bringen, er disputirt siegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er ist ganz ein cynischer Volksprediger, der hier ansässiger Prediger geworden ist. Verirte er so seine Untergebenen und seines Gleichen, so verirt er auch seine Oberen, und hier wird aufs ärgste das Geistliche und die Geistlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apostelbilder in den Ofen schiebt und damit einheizt,

374) Im Narrenbuch. In dem ältesten Druck (Fr. 1550) wird der Verfasser Philipp Frankfurter genannt.

läßt sich noch erzählen, aber wie er seinen halbblinden Bischof durch ein säuberliches Mädchen doppelt sehend macht, und wie er dessen Befehle, all seinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachlesen lassen. Nachher kommt er ganz an Otto's Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird[375]), als förmlicher Hofnarr vor, vexirt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Fastnachtspiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, sondern auch seinen Fürsten selbst äfft und foppt der Kalenberger so unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Achilles Jason Widmann die Geschichte des Peter Leu von Hall[376]), den er selbst den anderen Kalenberger nennt, zu Ergötzung und Freude schwerer Gemüther; Fischart in seinem gereimten Eulenspiegel rühmt das Buch und die ganze Gattung der ähnlichen Schwänke, die Niemand hasse, es seien denn solche, die größere Gecken seien, als die, die in den Büchern stecken. Die älteste Ausgabe des Gedichtes ist von 1560, der Held soll aber 1496 gestorben sein. Dort sahen wir es einen Studenten schnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählich vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Priester bringt; wir steigen also tiefer in die Volksklasse herab. Der Erzähler ist erst aus dem 16. Jahrh., er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichberg, Inhalt und Manier aber ist ganz selbständig. Die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peter's Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchsprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieser Spruchsprecher und Pritschenmeister vielfach den Ton dieser Schwänke tragen, wie sie selbst auch die Lustigmacher spielen. Wie also Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armut, wochenlang ohne einen warmen

375) Narrenbuch S. 307.
Der fürst lachte mit ganzer kraft und von seinem ganzen herzen.
Er trieb mit ihm freud und scherzen, darum hielt er die zween mann,
den Nithart und den Kapellan.

376) Ebend. S. 357 heißt es in der Vorrede:
denn dieweil ich höre, dass vor zeit der Kalenberger, ein pfaff ohn mass
sei nicht gestellet in vergass, sein leben im druck ausgangen,
darob niemand empfangen beschwerde, doch ergetzlichkeit,
verhoff, mit mir's auch solchen bescheid soll haben . . . u. s. w.

Bissen, lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Westein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Kost. Peter aber wußte sich Rath zu schaffen, betrog den Pfarrer bald um dies bald um jenes, und was er bei seinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfressen. Erst wie er sich mit der Köchin gehörig verständigt hatte, schmelzte sie ihm die Rüben etwas besser. Seine ersten Streiche flossen überall aus Noth; seine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun steigt er etwas höher. Er verhöhnt den Aberglauben, wie andere dieser Figuren den Aberwitz der Zeit, er bespottete das Heilige, wie andere die gedunsene Weisheit. Er weiß sich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo sich Mägde und Knechte in dem Kunkelhause versammeln und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Gespenst zu erscheinen, und mit diesem und anderen Schwänken weiß er sich neben dem Spaße auch ein Stück Geld zu machen. Unwissenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverschämtheit, mit den knappen Predigten seinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er sich endlich Brod geschafft hatte, auch sich Linnen und Betten zu schaffen; denn da sich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, so versichert er seiner Gemeinde, dies rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen und dies müsse verstopft werden; nun bringen sie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze sind bis auf wenige nicht so wehethuend, sondern ärmer und unschuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den diese Erzählungen verbergen können, lag nur selten im Bewußtsein der Dichter oder Leser jener Zeiten. Sie sollen nur unterhalten; es sind verbundene Schwänke, wie es deren unzählige einzelne gab. In ähnlichen älteren Gedichten aber, die sich in diesen Zeiten erneuten und begierig gesucht wurden, rückt man dieser verborgenen Bedeutung schon etwas näher. So begegnen wir dem Gedichte von Salomon und Markolph in diesen Zeiten in verschiedener Weise wieder. In der Gestalt, in der wir es früher besprachen, ist der Roman ohne das Spruchgedicht zu Ende des 15. Jahrhs. (Straßb. 1499) gedruckt. Um 1450 ward es von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein in deutsche Prosa übersetzt[377]), später abweichend von dieser Prosa in ein

377) Ein niederdeutscher Druck o. O. u. J. scheint der älteste zu sein. Der früheste oberdeutsche ist von 1487. Nachher o. O. 1520 und später öfter.

Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Fastnachtsspiele daraus. In dem alten deutschen Romane, der sich an die Reden und Widerreden angereiht hat, war das Hauptkennzeichen von Morolfs Unhöfischkeit, daß er den Frauen übel spricht. Die alte Zeit blickte noch unwillig auf das Verkehren der weisen Sprüche Salomo's; Gregor hebt dagegen ausdrücklich schon das Vermögen des Mutterwitzes in einem einfältigen Bauer gegen die Weisheit eines Salomo hervor[378]) und die Lehre ist gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und seine List bei den Fürsten beliebt sei, daß sich die Wahrheit also ins Gewand der Thorheit kleiden müsse. Die Armut, die Noth gibt auch dem Markolph Fröhlichkeit und dreisten Humor, gibt ihm Schamlosigkeit, Erfahrenheit und Schlauheit; „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn“ der Befehle seines Herrn und dies ist Alles was auch die Witze des Eulenspiegel charakterisirt. Er persiflirt daher jeden bildlichen Ausdruck, wie er jeden übersichtigen Ausspruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernste Lehre der Inder versetzt wird, so hat man im Markolph zugleich die Gegenseite dazu: nicht allein die schön friedliche und sanfte Weise einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel so ungemein viel Vorliebe zeigte, sondern auch die derb natürliche und rohe Seite derselben. Daß dieser Markolph, der erste Hofnarr, mit dessen Namen auch dies Amt bezeichnet ward, für die Rolle der lustigen Person auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es ist aber fast kein Zweifel, daß dem Jakob Ayrer die Figur desselben bei seinem Jahn vorgeschwebt[379]).

Die Aehnlichkeit dieses Markolph mit dem erneuten Aesop dieser Zeiten ist schon früher aufgefallen. Noch im 18. Jahrh. nannte man den Bertoldo in deutschen Uebersetzungen den italienischen Aesop. Fischart schon sagte, im Markolphischen Aesop könne sich auch ein Salomo verbergen; dies ist ein Lobspruch auf die Aesopischen Fabeln, die mit Aesop's fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonsi und verschiedenen Facetien des Poggio aus dem Lateinischen von dem verdienten Dr. Steinhöwel zum Lobe des Herzogs Sigmund von

378) Docen Altd. Mus. 2, 270.

379) Man sehe wie sich in seinem Servius Tullius der Spaßmacher einführt, der hier Jodel, sonst gewöhnlich Jahn heißt (opus Theatricum f. 53c).

Oesterreich übersetzt wurden[380]). Sie sind in Prosa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der frühern Reimfabeln zu sparen; sie nehmen sich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Prosa Pauli's u. A. bleibt, sind eines der beliebtesten Bücher jener Zeit geworden und wurden später mit den Stücken aus Seb. Brant vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl sich aber auch von zwiefacher Seite. Der Uebersetzer legte wohl allen Werth auf die moralische Lehre: der Leser soll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, sondern den Honig, nicht die Erzählung sondern die Moral suchen zur Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen lese, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem nach jener Fabel ein Gerstenkorn lieber war als ein Edelstein. Vielfach aber mochte den damaligen Leser auch besonders das einleitende Leben des Aesop anziehen, auf das wir hier auch allein weitere Rücksicht nehmen. Aesop war ein einfältiger Sklave. Der Meier dem er diente sandte einst seinem Herrn Erstlingsfeigen, welche dessen Diener aufaßen und nachher den guten Aesop der That beschuldigten. Dem ehrlichen einfältigen mangelte die Gabe, sich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber sich und allen Dienern laues Wasser eingeben, und so brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Priester der Isis erweist, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt also wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „schalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden," und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungestalten Körper spricht eine schöne Seele. Es fügt sich später, daß Aesop an einen Ephesier Kaufmann verhandelt wird, dem er selbst anrieth ihn zum Zuchtmeister und Fastnachtsbutzen seiner Kinder zu kaufen. Wie sein neuer Herr mit ihm und seinen andern Sklaven nach Ephesus aufbricht, wählt sich Aesop einen mächtigen Brodkorb zu seiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß seine Bürde unterwegs immer leichter gegessen wird. In Samos kauft ihn dann wieder ein Philosoph Namens Xanthus, seiner natürlich schönen Reden wegen. Diesem gegenüber erscheint dann Aesop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er spottet seiner Philosophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenstände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit bestechenden Bildern und

380) Hir hebt sich an das Buch und Leben des Fabeldichters Esopi aus kriechischer Zungen in latein gemacht u. s. w. o. O. u. J.

Gleichnissen löst. Dann folgt eine Reihe von Eulenspiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er seinem Herrn Ungelegenheiten mit Gästen, mit seiner Hausfrau, mit seinen Schülern, und weiß seine thörichten Handlungen zu entschuldigen mit verblüffenden Ausreden und Antworten. Er veranlaßt, daß Xanthus' Weib aus dem Hause geht, er veranlaßt aber auch, daß sie wieder kommt; gegen Sophistik selbst gerichtet gebraucht er sie doch selbst wie Eulenspiegel. Wie Salomo an Markolph, sucht auch Xanthus etwas an Aesop, allein dieser macht ihm alle Anschläge zu nichte; er spielt seiner Frau die ärgsten und zotigsten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die sich der Philosoph in trunkenem Muthe gestürzt. Xanthus weiß gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aesop; die gemeine Weisheit siegt also auch hier. Ganz wie die alten Philosophen, wie ein Periander, erscheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Crösus wird erst von einer Unternehmung auf Samos wegen Aesop's Weisheit gewarnt, später durch Aesop selbst davon abgehalten. Hier siegt seine Weisheit über politische Gefährdung; in Babylon seine schlichte Lehre über moralische Bosheit, in Aegypten sein einfältiger Witz über die Räthselweisheit der hohen Meister; nur in Delphi „dem Haupt der Geistlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preis er erschüttert, geht er am Ende unter Nachstellungen unter; nach seinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. Es ist hier in diesem Romane so viel ächtes Verhältniß zu der guten alten Zeit der jonischen Philosophie, wie in dem Roman des Chariton zu dem Herodot. Alles, Handlung und Rede ist voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend tritt hier wieder die enge Beziehung zwischen Fabel und Volkssprichwort ein! So unabhängig von einander erscheinen im Markolph und Aesop die Vertreter von beiden personificirt und sehen sich so ähnlich! und sie stehen mit ihrer allgemein gültigen einfältigen Weisheit gegen Dogma, Gelehrsamkeit, Sophistik und Religionssatzung; und so sind es Sprichwörter, mit denen Sancho Pansa seinem Herrn die sublimen Gedanken stört und ihn fast zur Verzweiflung bringt. Man sieht auch wie ein fernes Verhältniß zwischen unsern komischen Volks- und Hofnarren und den alten cynischen Philosophen ist. Man erinnert sich des Diogenes, des komischen Gehäuses des satirischen Sokrates und seiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fischart so gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komischen Gewande zu entschuldigen; man erinnert sich, daß Zeno den Sokrates einen attischen Harlekin und daß Cradelius umgekehrt einen pommerschen Hofnarren einen natürlichen Weisen nannte, womit man immer einen alten Philosophen

bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von diesen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte diese Anekdoten; man hatte den Diogenes Laertius (1490), und den Burläus (vielleicht in Versen und) in Prosa übersetzt[381]) und gedruckt; Albrecht Eyb's Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und so manches andere an Beispielen reiche Werk fuhr fort, diese Anekdoten auszubreiten. Die „Histori von aller Lehr und Leben Diogenis" und die „Sprüche und Lehren Socratis und Aristippi" erschienen (neben den Anekdoten von Philipp, Alexander nnd Antigonus von Macedonien) 1550 in Einerlei Verlag[382]), Bücher die auch für den ungelehrten Mann kurzweilig sind, obgleich sie dem possenhaften Geschmack der Zeit nicht huldigen, sondern in einer gerade entgegengesetzten inneren und äußeren Eleganz auftreten. Viel früher, schon im 15. Jahrh., hatte man den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit übersetzt[383]) und es war auch für diese Zeit so viel Stoff in diesem Briefe zu denken. Denn das widersinnige und widersprechende Treiben der Menschen regte ja auch den Seb. Brant an, und dies war es eben was den Demokrit zu seinem Gelächter bewog, daß er die Menschen heute verfolgen sah was sie morgen schmähten, nach Gewinn haschen mit gleichzeitigem Verluste, daß sie heute die Seefahrt schelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen streben und das erreichte schimpfen, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, und daß sie, selbst trunken, des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unsere Volksweisheit damals mit den alten Philosophen auf; an innerem Gehalt aber ist unser Eulenspiegel[384]) selbst gegen den Aesop gar ärmlich. Und doch ist dieser Nationalnarr, dessen geschichtliche Persönlichkeit uns Lappenberg ehestens

---

381) Die Leben der natürlichen Meister, Bamb. 1481., sollen vielleicht in Versen sein; in Prosa erschienen sie 1490 in Augsburg bei Anton Sorg, wahrscheinlich von diesem selbst übersetzt.

382) Zürich, bei Rud. Wyssenbach.

383) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen. o. O. und J.

384) Die älteste niederdeutsche Ausgabe: Von Ulenspieghel Leuen, Antwerpen. (1495) o. J. 4. habe ich nicht gesehen, dagegen eine etwas spätere o. O. u. J., die nach Lappenberg's Vermuthung vom Jahre 1520 ist. Sie fällt jeden Falls ihrer Entstehung nach vor die Reformation, weil noch Stellen von Heilthümern, Stiche auf die böhmischen Ketzer u. dergl. darin sind, die die oberdeutschen Ausgaben (Straßb. 1519. Erfurt 1532 und spätere) ausmerzten. Die letzteren sind um eine Reihe Stücke reicher, als jener niederdeutsche Druck.

ausführlich nachweisen wird, ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht etwas anderes. Sein Grab in Möllen wurde von je und wird noch so hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verschiedenen reineren oder schmutzigeren, katholischen und protestantischen Ausgaben, ist verbreiteter als irgend eines; die einzelnen Anekdoten leben in der Ueberlieferung fort, wie nur noch etwa die Streiche der Schildbürger. Das Buch ist, wie es im Niederdeutschen erschien, so nicht nur in oberdeutsche Reime und Prosa, sondern auch zweimal ins Lateinische (von Periander 1567 und von Nemius), ins Französische (1559), ins Holländische, Englische, Polnische und wahrscheinlich auch ins Italienische übersetzt[385]), ist so oft nachgeahmt, gereinigt, verbessert worden. Fischart hat es in Reime gebracht und, scharf scheidend zwischen des Helden Thaten und des Buches Absicht, das sie schildert, hatte er seine Freude an dem neuen Diogenes, der der hochprächtigen Welt, die sich so gern im Pfauenspiegel sehe, den Eulenspiegel vorhält und dem Schalk, den sie nachsichtig einen Kauz nennt, sein wahres Bild zeigt. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, das komische Beispiel unserer Alten. Er ist figürlich der Letzte unserer fahrenden Leute. Er ist daher Alles aus diesem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Scholasticus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieser letzten Seite gehört er uns Deutschen ganz an. Wenn er hier jenen Kern seiner Späße ewig wiederholt, „stets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle seiner Meister befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht," (woran man ausdrücklich den Eulenspiegel erkennt), so ist das freilich in der zusammenhängenden Lectüre eintönig und arm; man darf es aber nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergesellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft u. s. w., und man wird doch begreifen, daß dies immer belachenswerthe Späße sind. Und so ists mit einer andern Seite seiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn diese sind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis sahen wir schon die wesentlichsten Stücke vorkommen, die auf Eulenspiegel übertragen wurden; von des Kalenberger's Streichen führt er einige mit Variationen aus; wie er auf einem Karren die fremde Erde auf das ihm verbotene Gebiet führt, wird von Pape Theun, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unsichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine

385) S. Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 465 ff.

Komödie gebracht; die Beschenkung der blinden Bettler sieht man auf San Carlino in Neapel aufführen. So findet darin jeder leicht etwas für seinen Geschmack, Alles für Alle möchte weniger passen. Eulenspiegel ist der geborne Silbenstecher; man weiß welcher beliebte Spaß dies ist; man weiß daß wir mit Erzählungen dieser Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beschäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem Eulenspiegel so die Aufträge, besonders auch die Sprichwörter beim Worte nimmt, sieht man seine Beziehung zu den andern aufgeführten Charakteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichsam das Sprichwort; dennoch ist die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Nugenstädten sagt, sein Gewerb; dies Gewerb berechtigt ihn zu seiner Grobheit, giebt ihm die Dreistigkeit im Handeln und Disputiren, die von keiner Verblüfftheit weiß, und läßt ihn den geraden Verstand zu jener caricaturartigen Anwendung gebrauchen; dabei ist es sehr gut, daß er manchmal selbst wieder in Metaphern und Sophistereien übergleitet und dem entsprechend auch hier und da für seinen pünktlichen Gehorsam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Die Mythologen, die sich an dem bedeutungsvollen Namen Eulenspiegel stoßen (wie an dem des Faustus = Fortunatus) und ihn und ähnliche Volksgestalten für mythische Wesen halten, vergessen, daß dies ein Zeitalter der abenteuerlichen Narrheit, der närrischen Abenteurer war. Was damals die Schwänke und Fastnachtspiele noch so Groteskes darstellten, es spiegelt nur den Grundton des Volkslebens selber ab. Der Geist Eulenspiegels ruhte über dem Geschlechte, die verrückte und verkehrte Welt war im Leben wie in der Poesie, sie war in der Poesie des wirklichen und des gefabelten Lebens. Im Himmel, im Volke der Thiere wie unter dem Menschenvolke nahm Alles diese Wendung, daß der Untere hinaufstrebte, der Obere herunterrückte. Man kennt ja Agrippa's Lob des Esels, und die von Luther erzählte Fabel, wie der Esel, ein unerwarteter Emporkömmling, im Reiche der Thiere König wird; bald werden wir sehen, wie die Thierpoesie alle möglichen herabgewürdigten Geschöpfe zu Ehren bringt. Im Himmel erscheint schon seit jenen Zeiten, wo die Günstlingin Maria den Hof tyrannisirte, der Teufel mit seinem gesunden Menschenverstand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hofnarr, der aber stets wie der Verirrte erscheint, bis zu dem Bruder Rausch hin, wo es noch einem scheußlichen Pfaffen gelingen kann ihn in Bande zu legen; von da an erscheint er stets mächtiger, läßt sich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er verirt und läßt sich veriren wie jeder Lustigmacher, er wandelt unter den

Menschen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinschaft; auch unser Eulenspiegel kennt ihn von weitem und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres Gleichen. Im menschlichen Reiche war dies die letzte, aber goldene Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutschland Kunz von der Rosen und Claus Narr. Die Geschichten und Witze dieses letzteren füllen alle Schwanksammlungen des 16. Jahrhs. aus; so wären auch von Landgraf Philipp's Narren Peter Bernhaut, nach dem Wendunmuth, ganze Bücher zu schreiben gewesen. Beide waren aber schon mehr Volksnarren als Hofnarren, ihre Narrheit weniger eine künstlerisch ausgebildete als eine natürliche; sie waren Männer von einer „angeborenen Stolidität", und aus diesem Schlage nahm man freilich öfter Blödsinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte auch zum Gegenstande höfischer Belustigung, wovon der Brandenburgische Hof eine ganze Chronik darbietet[386]). Die kluge Thorheit war damals eine Seuche, die die Einzelnen und die Versammelten ergriff. Die Facetien von Bebel kennen einen Paul Wust unter Eberhard dem Bärtigen, einen Hans Narr von Zwiefalten, und noch Eyring einen Linle von Schweinfurt, als Beispiele solcher „weiser närrischer Leute" aus dem Volke; Pauli rühmt einen Kölner Abenteurer derselben Art, von dem viel zu schreiben wäre, und er selber kannte den Bauer Hans Werner, der fast die ganze Bibel auswendig wußte, mit Priestern stritt und im Winter auszog, mit den Weisen der Höfe zu disputiren und sie mit witzigen Fragen zu fangen. Die schlaurohen Meßpfaffen zählten unter diesen Schlag Menschen; von einem Priester Fisilinus erzählt Bebel Stücke, die dem Eulenspiegel Ehre machen würden und die beweisen, daß die Pfaffen vom Kalenberg noch nicht ausgestorben waren. Besondere Geschichten gab es wieder von einem Propheten Joßhart; Andere machten sich als Aufschneider durch Lügenschnurren einen Namen, wie der sogenannte Lügenschmied von Kannstadt, und noch eine weitere Klasse bildeten die Zauberer, wie der Pfaffe Schrammhans in Salzburg, von denen man solche Zauberschwänke umtrug, wie sie nachher in die Faustsage eingingen. Derselbe schwankhafte Geist ergriff dann ganze Gemeinschaften, der Geist

---

386) Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 218 ff. Sehr eulenspiegelisch klingen noch „Hans Clawerts werckliche Historien" durch Barthol. Krüger, Stadtschreiber zu Trebin. Berlin 1587. Der Held war mehr ein „wohlbedachter" Narr, ein Schwankmacher, der in Trebin Kaufmannschaft trieb, und von Churfurst Joachim in Brandenburg gern gesehen war.

vorgegebener oder wirklicher Thorheit. Man erinnert sich, wie vor dem Ausbruche der Bauernaufstände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armut nährten. Im Amt Schorndorf hatten sie sich einen Staat gebildet, einen Hauptmann gesetzt, unterhielten sich von den Gütern, die sie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim besaßen, und nannten sich den armen Konrad (Kein=Rath). Auf andre Gemeinden häufte dann der Volkswitz die albernsten Thorheiten. Bald singt ein Volkslied von dem Kriegszug der Villgrattner und Kaltensteiner Bauern, auf dem sie einen todten Raben erlegen, bald erzählt der Schwank die Geschichte von den neun oder sieben Schwaben; von den Bauern von Mundingen, von Ganslosen u. A. wurden Albernheiten erzählt, die zum Theil in das Lalenbuch eingegangen sind.

Wir sehen, was hier im wirklichen Leben und rhapsodisch umgetragen im Volke erscheint, das bildete sich allmählich aus zu den burlesken Epen in unseren Volksbüchern, zum Eulenspiegel, zum Lalenbuch, zum Finkenritter, zum Faust, zum Gans= und Eselkönig. Wir werden diese Werke allmählich an uns vorübergehen sehen; die rhapsodischen Anfänge aber, aus denen sie entstanden, sind in zerstreuten Einzelheiten mitgetheilt in einer ganzen Reihe von Schwänkesammlungen des 16. Jahrhs., die für den ganzen Anstrich und Zuschnitt der Volksbildung jener Zeiten außerordentlich charakteristisch sind. In ihnen, wo die Derbheit der Rosenblut und Folz in Prosa auftritt, spiegelt sich der Volkshumor dieses lachlustigen Jahrhunderts am grellsten ab. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Gesten, gegen die Schwänke die in einer Dresdener Handschrift von Nicolaus im Grunde 1490 geschrieben sind, gegen die lehrhaften Fabeln, Beispiele und Historien die Brant sammelte, gegen so vieles andere dieser Art stehen diese Beispiele in einem eben so charakteristischen Gegensatze, wie gegen die Anekdotensammlungen des 17. Jahrhs., die durch Zinkgreff vertreten sind. Ihr Ausgangspunkt und Vorbild sind die lateinischen Facetien von Heinrich Bebel (deutsch: die Geschwenck H. Bebelii. o. O. 1558), die 1506 u. ff. zur Badekurzweil zusammengestellt wurden. Der Verfasser, gekrönter Poet und Doctor in Tübingen, war ein Bauernsohn von fröhlicher Gemüthsart und wohlthätig über sein Vermögen, daher zum Volksfreund und zum verständigen Beobachter der Volksnatur geboren. Seine Schwänke drehen sich fast nur im Kreise der untern Klassen, unter Bauern, Fastenpredigern, fahrenden Schülern, Landsknechten und Bettlern herum; sie sind überall der täglichen Erfahrung entnommen, selbst erlebt oder, wie bei den späteren Sammlern Schumann und Kirchhof, von lebenden, genannten Zeugen erzählt; sie

scheuen nicht, das Nackteste der grobianischen Volkssitte zu berichten; und am schonungslosesten nehmen sie die rohen Meßpfaffen mit. Der Ablaß, die Käuflichkeit der Pfründen, die Dummheit der Landgeistlichen, das wüste Leben in Rom ist hier schon in so furchtbarer Schärfe gegeißelt, wie es kaum nach Luther ärger geschah; es sind Geschichten darin erzählt, die selbst heute von Vielen gotteslästerlich gefunden werden würden. Diese lateinische Sammlung fand weiterhin, ehe und nachdem die Sammlung von Luther's Tischreden der ganzen Gattung freieren Laufpaß gab, viele lateinische Nachfolger, den Benedictiner O. Nachtigall (Luscinius, joci 1524 und seria jocique 1529, die 1605 von Huldrich Therander oder Joh. Sommer im emplastruum Cornelianum in Verdeutschung viel benutzt wurden), den Baseler Geistlichen Joh. Gast (Tischreden), den Otto Melander (jocoseria 1604. deutsch 1605) u. A. Im Deutschen fanden sie schnell nach ihrer ersten Erscheinung einen gewachsenen Mitbewerber in Pauli's Schimpf und Ernst[387]). Er war ein Barfüßermönch und Lesemeister in Thann, der auch Auszüge aus Geiler's Predigten[388]) zu keinem andern Zweck machte, als um die belustigende und derbe Quintessenz daraus zusammenzustellen, wofür er dann von Geiler's Schwestersohn Peter Wickram hart mitgenommen wurde. Im Jahre 1518 schrieb er dann jene Sammlung von Schnurren. Wenn doch dieser Mann die Eulenspiegeleien hätte sammeln und beschreiben mögen! Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, naive Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt unter lauter Leben und Bewegung! wie localisirt er nicht Alles was er Aelteres aufnimmt! wie ist alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher ist diese ironische, manchmal scharfe Moral gegen die tiefsinnige und mystische oder gravitätische in andern Sammlungen von Beispielen. Das Lob der Wahrheit die sich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einsicht der Einfältigen und an dem Takte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände sieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden aufs stärkste mitgenommen. Die Baretleins-

---

387) „Schimpf vnd Ernst findestu in disem Buch". Straßb. Joh. Grieninger 1522. In dieser Ausgabe ist in Nr. 231 gesagt, daß Pauli das Buch 1518 schrieb. Vgl. K. Veith, über den Barfüßer Pauli und das Volksbuch Schimpf und Ernst. Wien 1839.

388) Die Brösamlein Dr. Kaiserspergs uffgelesen von Vater Johann Paulin Barfüßerordens. 1519.

leute, die von nutzloser Gelehrsamkeit strotzenden Narren (denn „Kunst und Narrheit stat wohl bei einander, aber Weisheyt und Narrheyt stat nit wohl bei einander"), dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der practischste Spott, und es ist der Erzählung gar kein Nachtheil, daß die Haupt-Quelle dieser Sammlung außer manchem Mündlichen, außer Petrark, Felix Hemmerlein u. A. besonders Fastenpredigten sind und daß sie selbst wieder für dergleichen bestimmt ist.

Die Sammlungen Bebel's und Pauli's veranlaßten eine ganze Flut von Nachahmungen. Von Pauli's Schimpf und Ernst sind 27 verschiedene, von ihm und Anderen vermehrte Ausgaben nachgewiesen; in die Egenolf'sche Ausgabe (Fr. 1550) „Scherz mit der Wahrheit" sind größere Stücke aus R. Fuchs und Boccaz, aus Volksbüchern und Romanen eingegangen, einer spätern (Fr. 1583) sind die Cento Novelle ganz angehängt und Auszüge aus späteren Schwänkesammlungen, in denen schon der feine Sinn Pauli's ganz verloren war. Bei ihm war Scherz und Ernst in weiser Absicht wechselnd gemischt, der große Gegensatz des gesunden Menschenverstandes gegen alle Verbildung war der durchdringende Geist der Alles beseelte; Scherz und Witz waren die Würze, die Lehre war das Substantielle der gebotenen Speise, in solcher Verdichtung, daß sie nicht überfüllte und nicht widerstand. Hiergegen versahen es alle späteren Sammlungen nach zwei verschiedenen Seiten hin. Ein Leipziger Schriftgießer Valtin Schumann schrieb sein „Nachtbüchlein" (o. O. u. J.), „zur Nacht nach dem Essen oder auf Weg und Straßen zu lesen", um 1559, noch in Pauli's ernsterem Geiste, aber er moralisirt zu breit und schiebt größere, romantische Erzählungen ein. Aehnlich ist es mit Hans Wilh. Kirchhof's „Wendunmuth" (Fr. 1563). Auch Er mischt im zweiten Theile seines Buchs fremdstehende historische Anekdoten ein und andere vom geistlichen Stand und vom römischen Unwesen in der evangelisch polemischen Absicht, in der die Apologe von Ochini geschrieben sind. Bebel's Facetien sind Anlaß und Unterlage von Kirchhof's Sammlung; er vermied aber alles zu Schmutzige und „Unhübsche", aus den geistlichen Stücken besonders ließ er Alles weg, was „zu spöttisch und gar ärgerlich von Gott und seinen Werken" redete; jeder Anekdote ist dann eine gereimte Moral angehängt. Aehnlich sind die „627 Historien von Claus Narren" (Eisl. 1572) behandelt, die von Mag. Wolfgang Büttner gesammelt sind[389]). Claus Narr war in der

389) Die Oratio autoris am Schlusse gibt den Namen des Sammlers im

Umgebung der edlen Herzoge Friedrich und Johann von Sachsen, und diese reinere Gesellschaft merkt man trotz der unterlaufenden Rohheiten seinen Späßen an; der Diener hielt wie die Herren selber auf protestantische Zucht. Aber auch der Sammler wird manche Zoten und Aergernisse getilgt haben; er wollte etwas Sittlicheres liefern, als die „Eulenspiegelischen Schanden", und versah jede einzelne Geschichte mit einer langweiligen Moral, die in späteren Ausgaben weggelassen wurde. Das Zweckhafte und Absichtliche nun nimmt diesen Sammlungen die harmlose Naivetät hinweg, obwohl der züchtig ehrbare Charakter und der vorwiegende Ernst bei allem Scherze namentlich den Wendunmuth zu einem beliebten Hauptbuche der Gattung machte. Ganz entgegengesetzt verfuhr eine andere Reihe von Nachahmungen, die alle Lehre und allen Ernst ganz fahren ließen und nur das Scherzhafte und Schmutzige zur Unterhaltung suchten. Dieser Art sind Wickram's Rollwagen (Str. 1557), zu dem hernach der Stadtschreiber Jacob Frey zu Mauersmünster einen zweiten Theil, unter dem Titel der Gartengesellschaft, und Martin Montanus einen dritten, den Wegkürtzer, hinzugefügt[390]). In diesen Sammlungen wird zwar über die Zoten geschimpft in den Vorreden, es wird versprochen, daß nichts, was vor Jungfrauen ungebührlich zu reden wäre, erzählt werden solle, es wird feierlich Weh gerufen über die, durch welche Aergerniß kommt, aber wenn nun diese hier erzählten Schwänke nicht voll Zoten, Aergerniß und Ungebühr sein sollen, so muß jenes Zeitalter hierüber so gigantische Begriffe gehabt haben, daß wir mit unsern Begriffen nicht nachkommen können. Den Gipfel dieser „Fatzbüchlein" ersteigt dann der Katziporus und das Rastbüchlein (beide 1558. o. O.) von Mich. Lindner, der in den Kreis der Wickram und Frey gehört, und selbst wie alle diese, wie er auch von einem Amtsvorfahr Wickram's, einem Stadtschreiber in Burkheim, rühmt, ein guter Geselle und „freier Knabe" war. Dieser findet das moralisirende Brimborium nicht weiter nöthig; er ist um seine „Zoten" von seinen guten Freunden, „bunten runden Schnudelbutzen, die man auf welsch Katzipori nennt", angegangen worden, und er gibt sie ohne alle Schminke. Wenn man sehen will, was der sittliche Geist und der Witz des Kopfes bei einem Geschäfte dieser Art selbst nur in der Erzählung thut, so muß man diese Sammlungen unmittelbar neben Pauli lesen, oder wo die Vergleichung noch greller ist,

Acrostichon. Nach Koch 2, 320 gibt es eine ältere Ausgabe o. O. 1565., die ich nicht kenne.

390) Alle drei sind in späteren Ausgaben Fr. 1565. u. f. zusammengedruckt.

man muß Bebel neben einer kleinen Sammlung lesen, die den Gipfel der Zoten im Katziporus noch übergipfelt: dem „Maynhinkler[391]) Sack" (o. O. 1612) durch Agricolam Tabeum von Weinstein in Lappenland. Es sind dies lauter venerische Schwänke aus Bebel selbst ausgezogen, in keinem andern Zwecke als der Freude am Schmutz; es wird hier ekel und widerlich, was dort voll feinen Reizes war.

Wir kehren aus diesen rhapsodischen Sammelplätzen unserer Schwänke zu den eigentlichen Volksbüchern zurück, deren uns noch einige zu besprechen blieben, die das Gemeinsame unter sich haben, daß sie alle die Behandlung gelehrter Abfasser verrathen. Dahin gehören zuerst die Schildbürger[392]) oder das Lalenbuch. Der Orient und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri-Hissar, ihre Abdera und Schilda, und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, so hat sie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielscheibe ihrer Witze ist. In Süddeutschland spotten mehr Stämme auf Stämme; im Norden sind es mehr Städte, obwohl in der Reformationszeit auch in Schwaben und Baiern, wie wir hörten, einzelne Orte als solche Stichblätter des Witzes genannt wurden. Auch diese Scherze also leben in unsern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, im Bild und in der Anekdote, wie das Pfahlbürgerthum selbst, ewig fort. Dies Fortleben ist in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in seiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns schon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie die mehrtheiligen Fortsetzungen davon im Grillenvertreiber[393]), eine gelehrte Hand. Eine gewisse humoristische Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dies Werkchen verspricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger stammen von einem der sieben weisen Meister; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, daß man sie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr

391) Maynhinkler sind die Fuhrleute in Sachsenhausen am Main.

392) Die Schildbürger. Wunderseltzame Abendtheuerliche unerhörte und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten obgemelter Schildbürger in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel ꝛc. ꝛc. 1598. Die späteren Ausgaben seit 1614 setzen statt der Schildbürger die Lalen zu Lalenburg.

393) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Historien, seltzame abentheuerliche Geschichten u. s. w. durch Conradum Agyrtam von Bellemont. Frankf. 1605. Wir halten uns dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyse der Fortsetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

eignes Gemeinwesen, das den Weibern überlassen blieb, Roth. Die Männer werden sämmtlich heimbeschieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauses. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen sich auf die Thorheit. Es sollte nun gezeigt werden, wie sich die Weisheit allmählich abschliff zur Thorheit, allein mit dem ersten Versuche sind die Schildbürger auch gleich vollendete Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur gesammelt sind und in den genannten Schwänkesammlungen zum Theil schon einzeln erzählt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närrischste an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Kosten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefressen wird. Unter ihnen ist ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zusammenhang mit den Eulenspiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, so wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es scheint manchmal als ob die Behandlung geschickte Steigerungen anbringe, z. B. in den ersten Streichen den Uebergang von dem Vergessen der Erfahrung auf falsche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob sie veranschaulichen wolle, wie sich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Die Uebertreibungen und Albernheiten im Lalenbuch sind noch überboten durch die Uebertreibungen der Aufschneidereien im Finkenritter[394]). Der Kern auch dieses Volksbuches ist unter uns in den Münchhausischen Lügen lebendig geblieben, und es muß doch in dergleichen verkehrten Welten ein ungemeiner Reiz liegen, da sie die alte Welt wie die neue kannte und liebte. Nicht lange nach der Entstehung des Finkenritters (der von Nigrinus um 1588 erwähnt wird) hat Gabriel Rollenhagen noch in seinen „indianischen Reisen“ (Mgd. 1603.) die Wunderreisen Lucians und St. Brandans und andere Lügen des Alterthums übersetzt. Wie auf den Schwänken der Eulenspiegel, auf den Zaubererzählungen der Faust, so baute sich der Finkenritter auf den Lügenmährchen und den Poesien des Unsinns auf, die wir seit den gnomischen Dichtern bei Suchenwirt, Beheim, Hans Sachs, zu jeder

394) Der Finken Ritter. History vnd Legend von dem treffenlichen vnd weiterfarnen Ritter Herrn Polycarpen von Kirrlarissa, genannt der Finken Ritter. Straßb. auf dem Kornmarkt. o. J. Später ist der Finkenritter mit dem „Monsieur Hanns Guck in die Welt“, einer kleinen Sammlung von Scherzreden und Anekdoten, und andern albernen Zuthaten vermehrt worden.

Zeit wieder finden. Der Ritter erzählt geographische, historische Unmöglichkeiten, Anachronismen und jederlei Gattung von Vernunftwidrigkeit. Er kommt förmlich ins Schlaraffenland und in die verkehrte Welt, wo die steinernen Birnbäume stehen, der Bach brennt und die Bauern mit Stroh löschen. Aber Verdienst ist gar nicht in dem Buche. Es muß sich Sinn unter scheinbaren Unsinn, Unsinn unter scheinbaren Sinn bergen, wenn dergleichen angenehm sein soll; und wenigstens muß sich der übertriebene Spaß nicht so häufen, wie hier. Von dem Lügenschmiede zu Kannstadt sind viel geschickter erfundene Lügenschwänke einzeln im Umlauf gewesen, wie auch die anderweitigen Schilderungen des Schlaraffenlandes vor, bei und nach Hans Sachs fast alle besser sind, als die im Finkenritter.

Die Freude an Wunderreisen spielt auch in die Sagen von Faust und Wagner hinein, wo Höllen-, Luft- und Erdfahrten in der alten und neuen Welt eine breite Stelle einnehmen. Gleich dies verräth auch hier die gelehrte Aufzeichnung, obgleich die Grundlage der Faustsage volksmäßig ist. Die eigentlich volksthümlichen Bestandtheile darin sind die Zauberspäße, die das Buch von Faust ganz in die Reihe unserer Schwänkesammlungen stellen. Seit der Einführung der Geschichten von Virgilius hatte der Geschmack an Zaubereien nicht mehr aufgehört. Im Malagis und Spiet sahen wir gleichsam die Zauberer und Hofnarren oder Zwerge mit einander vereinigt; jetzt sind sie getrennt. Eulenspiegel übt zauberähnliche Streiche, ohne die Magie zu verstehen bis auf ein weniges; Faust macht den Hofnarren, nimmt alle Rollen an, kurz er treibt Eulenspiegeleien ohne sie aus sich zu schöpfen, sondern auf Aufforderung, mit Zauberkunst, um Anderen gefällig zu sein. Wie auf Eulenspiegel die weltbekannten Schwänke, so sind auf Faust alte und neue Kunststücke gehäuft; und es ist längst und oft nachgewiesen, wie Geschichten von Albertus Magnus, von dem Abt Erlolf von Fulda, von Simon Magus und Johann Teutonius, von Scotus, dem Böhmen Zytho und Robert von der Normandie auf ihn übertragen sind. Wir haben oben gezeigt, daß auch Zauberer anderen Namens im 16. Jahrh. ihr Spiel unter dem deutschen Volke trieben, das sich nach Erasmus damals im Lobe seiner magischen Weisheit ganz besonders gefiel; an Faust's Namen (der nach geschichtlichen Zeugnissen ein Würtemberger aus Knittlingen war[395]), hingen sich die Ueberlieferungen dieser Art dann um so leichter

395) Vgl. Düntzer, Sage von Dr. Faust in Scheible's Kloster 5. Bd. Ueber die Literatur s. Franz Peter, die Lit. der Faustsage. Leipzig 1851. 2. Aufl.

an, je willkommener vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunst war. Die Schwänke von ihm wurden nach Widmann's ausdrücklichem Zeugnisse unter den Studenten heimlich umgetragen, wie es natürlich ist; denn Faust ist nichts anderes als ein fahrender Schüler, denen seit lange in der Sage die Kunst der Teufelbeschwörung beigelegt ward. In allen Bearbeitungen des Lebens von Faust beruft man sich daher auf mündliche Quellen. Als im Jahr 1585 Augustin Lercheimer seine „Bedenken und Erinnerung von Zauberei" schrieb, erzählte er darin Zaubergeschichten theils unter Faust's theils unter Anderer Namen, die gleich darauf in das Faustbuch z. Th. wörtlich eingegangen sind. Damals mußte die Spannung, mit der man diese Geschichten hörte, schon aufs Höchste gestiegen sein. Denn als zwei Jahre später der Drucker Joh. Spieß, nach der Mittheilung eines Freundes aus Speyer, zuerst die Historie von Joh. Faust (Frankf. 1587) herausgab, hatte dies Buch rasch die außerordentlichsten Erfolge[396]). Der Verfasser stellte eine lateinische Ausgabe in Aussicht; dies und die bloße Eintheilung bezeichnet ihn als einen Gelehrten, die systematisch den Doctor erst in der metaphysischen, dann in der physicalischen Welt umtreibt und im dritten Theile die nigromantischen Abenteuer zusammenstellt. Der Lebensbeschreiber ist mit seinem Helden zerfallen und gibt seiner sittlichen Entrüstung über seine Kunst und sein Leben Ausdruck mitten im Texte. Sie ruht wesentlich auf protestantischen Antipathien. Die Sage, indem sie Jugend, Erziehung und Hauptthätigkeit Faust's nach Wittenberg legte, schien aus Luthers unmittelbarer Vorzeit diesem neuen Magus in dem älteren ein papistisches Gegenstück bereiten zu wollen. Die Zeitgenossen, darunter Fischart, beschuldigen gern das Pabstthum der Zauberei und führen einen Vorläufer

396) Gleich im selben Jahre wurde das Buch in trockne Reime verfaßt (Tübingen bei Al. Hock), eine Arbeit, die dem Drucker und den Verfassern eine Strafe zuzog. (Vgl. Serapeum 7, 333.) Diese Bearbeitung ist aus dem einzigen erhaltenen Exemplar in Kopenhagen bei Scheible 11. Bd. abgedruckt. Die Prosa von 1587 ward 1588 schon wieder gedruckt und im selben Jahre ins Niederdeutsche, gleich darauf ins Vlämische, ins Englische und Französische übersetzt. 1591 erschien eine oft wiederholte vermehrte Auflage; 1599 die geschmacklosen Historien von Faust durch G. R. Widmann. Ein anderer Theil, ein neues Volksbuch von Christoph Wagner, Fausts Famulus, (durch Fridericum Schotum Tolet, o. O. u. J.) hing sich 1593 an, schwach wie alle Fortsetzungen und Nachahmungen; doch ward auch sie alsbald ins Engl. u. Franz. übersetzt. Ihr wieder sollte das Leben Johannes von Luna folgen, des Scholaren Wagners, unter dessen Namen dann (1607) Fausts Gaukeltasche erschien, die das Samenkorn wurde, aus dem nach und nach die breiten dem Dr. Faust zugeschriebenen theoretisch-nigromantischen Werke, Fausts Höllenzwang u. s. w., aufwuchsen, die uns hier nicht angehen.

Faust's, den Bruder Rausch, als Beispiel an; Widmann schiebt den Faust ausdrücklich dem Papismus zu und läßt ihn in Ingolstadt studiren, wovon die erste Abfassung der Sage nichts weiß. Doch schuldigt auch sie ihn innerlich desselben Geistes an: er habe die Schrift hinter die Thüre gelegt; er habe des unerschütterlichen Glaubens an Christus ermangelnd die Gnade Gottes für ein unmöglich Ding gehalten; weshalb er dann in den Versuchen zur Reue verzagt und in menschlicher Sicherheit und Werken verstrickt bleibt. In Rom verhärtet er sich an dem schlechten Beispiele in seinen Sünden. Dort fand er im Pabste und seiner Umgebung seines Gleichen an Hochmuth und Ueppigkeit. Der ganze Geist der Sage ist übrigens in dieser ersten Abfassung schon tief in den Grund gelegt. Der moralistische Widmann faßt den Helden nur als einen Epicuräer, dem es um einen guten „Artus-Hof" und üppiges Leben zu thun sei; er ließ auch die beiden ersten Theile der älteren Darstellung, das eigentlich Poetische der Sage, fast ganz bei Seite. Aber jene erste Abfassung legt, schon ganz in dem Tiefsinn der späteren Entwicklung der Sage, neben den sinnlichen Hang der Lebenslust in Faust zugleich die Strebsucht nach erhöhter Einsicht des Geistes. Dort wird Faust in seiner Höllenfahrt forschend dargestellt nach den Geheimnissen der außerirdischen Höhen und Tiefen, und da er dort keine erfreulichen Antworten erhält, wirft er sich auf die äußere Natur, macht wie Alexander die Luftfahrt in die Sterne, strebt und kommt wie dieser zu dem Paradiese, zu dem ihm der Engel den Eingang wehrt. „Er nahm Adlersflügel, sagt das alte Buch, und wollte alle Gründe an Himmel und Erde erforschen", in der Vermessenheit der Titanen, „davon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammengetragen und wider Gott kriegen wollten". Und da er die Elemente ergründend nicht in sich und nicht in anderen Menschen die Geschicklichkeit gefunden, darum habe er sich dem Teufel übergeben, unter der Bedingung, daß ihm dieser nichts was er forschen würde vorenthalten und ihm nur Wahrhaftiges antworten sollte. Die Idee dieser Sage pflanzte sich dann, wie in jenen älteren epischen Sagen so oft geschah, in den Jahrhunderten fort, bis der Berufene erschien, der den rechten Punct ergriff und ihn neu zu bebrüten wußte.

Noch zu einer anderen Volkssage ging damals von Niederdeutschland ein erneuter Anstoß aus, die aber weder damals noch später in solche berufene Hände fiel, die ihr den tiefen Inhalt gegeben hätten, dessen sie fähig war. Es ist die Sage von dem ewigen Juden[397]). Das älteste

397) Gräße, die Sage vom ewigen Juden. Leipzig 1844.

Zeugniß von ihm (Cartaphilus) ist schon bei Mathäus Paris († 1259). Im Jahre 1613 machte ein Chrysostomus Dudulaus Westphalus aus der Erzählung des Bischofs Paul von Eitzen († 1598) in Schleswig einen Bericht von Ahasverus' Erscheinung in Hamburg und andern Orten; ein etwas früher gedruckter Bericht war von Leyden ausgegangen. Wir führen diese Rudimente einer Sage, die keine Gestalt angenommen hat, nur vorübergehend an, die auch ihrem Inhalte nach ganz außerhalb die Reihe der humoristischen Volksbücher fällt, von denen hier eigentlich allein die Rede sein sollte.

Alle die Werkchen gerade der letztbezeichneten Art haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt, als daß man, so roh und unbeholfen sie aussehen, nicht eine tiefere Bedeutung wirklich dahinter suchen dürfte. Sie in den Erzählungen als solchen, als Kunstwerken zu suchen, das würde den Geschmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müssen die Geschichte zu Hülfe nehmen, wir müssen diese Werke, die sich durch zwei, drei Jahrhunderte hinschlingen, in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben selbst zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entstehung und ihre Wirksamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Gesellschaft rief im natürlichen Gegensatze, wie denn jedes Uebermaß auf das Gegentheil überspringt, an den Höfen des Mittelalters jene eigenthümliche Erscheinung der Hofnarren hervor, die besonders seit den Zeiten, wo die Unterhaltung mit Gesang verfiel, sehr schnelle Fortschritte machen mußte, weil die steife Langweiligkeit des höfischen Verkehrs nothwendig ein Element forderte, das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erinnerte und einen Gegensatz zu den herrschenden Sitten bildete, der nicht anders als von unverwüstlichem Lachstoffe begleitet sein konnte. Auf einer andern Seite hatte man sich, wie hier im Verkehre, so auch im Religiösen, in eine höchst unnatürliche Höhe verstiegen. Man verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man sollte es lehren und predigte ihm lateinisch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen vor. Auch hiergegen standen im 13. Jahrh. die Bettelmönche und Fastenprediger auf und spielten die nämliche Rolle der geistlichen Narren, in denen die scholastische Weisheit plötzlich auf die Verläugnung und Verspottung alles Verstandeswerks in der Religion übersprang. Wir haben ja oben gesehen, daß die Mystiker predigten,

man müsse sich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in seinem Gespräche von den reichen Bettlern oder Franziskanern läßt den Wirth dort die Tracht dieser Mönche bis auf die Eselsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und sie antworten auch hierauf noch ganz in diesem Sinn, sie seien auch die Narren der Welt. Gegen die Unnatur und Convenienz also gehen wirklich diese grotesken Gestalten in Literatur und Leben aus; sie spotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anstand mit Füßen; sie gehen auf die große Revolution aus, des Menschen Naturtrieb und ursprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten. Man that dann diese Rückschritte mit jenem karrikaturmäßigen Anstellen, mit dem man jede neue Richtung ergreift; man suchte sich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrsatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der sich als Narr erkenne schnell zum Weisen gemacht sei. Wirklich also haben diese sonderbaren natürlichen Weisen ein Verhältniß zu den alten Philosophen, was die Zeit dunkel sehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte sich dies nothwendig ganz anders gestalten; und die Intensivität des alten Lebens ist auch hier der Grund jeder Unterscheidung. Der gesellige Verkehr, der Staat, die Gelehrsamkeit, die Philosophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht so unabhängige Dinge, wie bei uns, sondern Eines griff in das Andere ein, und so wurden die Diogenes und Aristipp, diese großen Volks- und Hofnarren der Griechen, Gründer oder Beförderer von Lebensphilosophien und practischen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemessenste eingriffen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jahrh. unterschied gelehrte Hofnarren und närrische Gelehrte, natürlich-Blödsinnige, fantastische Religionsschwärmer, Freigeister und Staatsmänner des Bauernstandes, Pritschenmeister und Spruchsprecher, die sich der politischen Kritik annahmen. Ein einziger Gegensatz bedingte auch diesen großen Unterschied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Belustigung den Mann der untern Klasse den Herrn spielen ließ, wenn man sich belustigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß sich dort der Belustiger zum Parasiten machte. Wenn sich die Parasiten hier und da eine Freiheit erlaubten, so war das wie eine seltene Rache für die Art wie ihnen mitgespielt ward; und so sind es umgekehrt die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Vorrechts für ihre Unverschämtheit erhielten.

Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maßlose Schmeicheleien die Parasiten sagten, wer würde bei uns so etwas auffallend finden, um es aufzuzeichnen! Gegen die tausend Anekdoten der Freimüthigkeit, die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir blos die Witze unserer Narren aufbieten und würden selbst damit schwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten, wo Rom unserer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unsre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Despotismus rief überall diese Gegenseite hervor; deshalb sind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüte in der Zeit des aufkommenden Absolutismus in Europa; deshalb sind sie im Oriente zu Hause. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermährchen seien in Ost und West ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenschwänke sind es eben so; man sollte meinen, die thierischen Abzeichen des Narren, die Eselsohren, der Hahnenkamm, der Fuchsschwanz, die Schelle [398]) müßte eine Beziehung darauf haben. Das Ringen der untern Klassen nach Freiheit ist in der Stellung dieser Narren, wie in den Geschichten, die wir betrachtet haben, sehr eigenthümlich ausgedrückt. Es ist ein stetes Reiben, eine stete Wechselwirkung. Es scheint so natürlich zu sein, daß die Natur herrsche, und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es scheint so natürlich, daß das Volk herrsche, und doch hat es so große Mißstände. Man sieht nun diesem Wahrheitseifer, dieser Derbheit, diesem Cynismus der Narren an den Höfen nach und selbst in diesen Büchern, die wir besprochen; man ergötzt sich daran und doch mag man sie wieder nicht, sobald man sich persönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und geduldet hat, wie man die Schauspieler auszeichnet und doch ihren Umgang meidet, so ist's auch hier. Man bevorrechtet diese Narren, und prügelt sie; man will sie nicht in der Theorie und freut sich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt sie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit selbst einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dies ruft denn überall gegenseitige Erbitterung hervor und man kann dem Eulenspiegel selbst seine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt

398) Auch Flögel, dessen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in diesen Abschnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dies schon von einer andern Seite her. Was die Schelle angeht, so muß es eine häufige Belustigung der Ritterzeit gewesen sein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und sich an ihren Gebehrden zu erfreuen. Im Thomasin wird so die Unstäte mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „schellec Hase" im Eingang des Parzival ist nichts anders als ein solcher Hase mit einer Schelle.

auch die ihm gespielten nicht übel, aber rächt sich. Alles ist Gegenseitigkeit; Ein Narr, sagt daher das Sprichwort, macht zehn; es ist des Narren Lieblingswitz, die Klugen selbst zu Narren zu stempeln. Man laust den Narren stets mit seinem eignen Kolben, man entgegnet seinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann als zehn Weise beantworten, so hilft sich der Weise oft vor seinen Fallstricken mit Gegenfragen. Sie vexiren und lassen sich vexiren; sie reden die Wahrheit und sophistisiren dabei; sie betrügen und lassen sich betrügen, und wo im Leben auch diese Gegenseitigkeit war, wie unter Strozzi und Brusquet[399]), da ist das Narrenwesen am ergötzlichsten, so derb, grob und unwohlthuend auch die Streiche sind, die sie sich spielen; wo diese Gegenseitigkeit wegfällt, ist das ganze Verhältniß aufgelöst; deshalb verträgt sich Eulenspiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz anderer Weise sagen. Wer nicht das Studentenleben erträgt, wird diese unflätigen, thörichten, oft platten Späffe und Prellereien der Narren auch nicht ertragen, denn von diesem Leben gilt das Gleiche. Man erträgt's und findet es natürlich, selbst betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn sie an der Einfalt und Philisterei, an Füchsen und Penalen ihren Muthwillen üben, schwankt man zwischen Lachen und Aerger. Die Gegenseitigkeit unter ihnen selbst, ihre Verspottungen und Streiche die sie sich selbst spielen, verweist ihnen Niemand und sie selbst sich auch nicht. Die Freude an Gemeinheiten und Unflätigkeiten ist hier auch die beste Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menschlich empfindenden Burschen diesen derben Gegensatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Diese Vergleichung ist gar keine äußerliche, es ist eigentlich gar keine Vergleichung, sondern die Sache selbst. Das öffentliche Leben in Deutschland zur Reformationszeit ist das wahre Studentenalter der Nation; das Heraustreten aus sich selbst, die Aufklärung in Religionssachen, die erste Bekanntschaft mit dem öffentlichen Leben und der Wissenschaft, theilt jeder Einzelne in seinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es ist die Kehrseite der Tölpeljahre, die ihre sinnige und ihre sinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, so lang ihn Vater und Mutter noch in einiger Beschränkung halten und regeln, und nichts Ungeschickteres,

399) Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 350 ff.

wenn er nun plötzlich sich selbst überlassen in alle Zügellosigkeit fällt. Die Inconvenienz ist die Seele des Studenten- und Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegensatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geschichtlich die Poesien dieser Zeit gegen die der Ritterzeit, so stehen wir wirklich in einer verkehrten Welt. Wie Sancha Panso zu Don Quixote, so sind die Eulenspiegel die Gegenstücke zu Parzival, ja sie sind wie aus diesem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenso wörtlich die Aufträge seiner Mutter, wie Eulenspiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menschen, daß so getrennte Beziehungen so scharf in einem genialen Gedichte können angezeigt sein, noch ehe sie im Leben vermittelt sind. Die ritterlichen Abenteurer sind nun Landstreicher geworden, die Lieblingshelden der Nation aus höfischen Edeln zu groben Bauern. Natur soll die Unnatur ersetzen, das Thierische das Heroische, die Carricatur das Ideal, die tollste Laune den übernatürlichen Ernst, Wahrheit die Sophistik, Rohheit den Anstand, Einfalt die Weisheit, Zügellosigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsstand den Ruhestand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürsten, der Grobian den höfischen Rittersmann. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird geachtet von diesen eigentlichen Vertretern der Revolution und Anarchie; sie spotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, der Philisterei und der Phantasterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, sie wissen sich vor ihrem Gewissen sicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Gesetzes. Sie sind aller Welt Feind und kaum Freund mit sich selber. Umzustürzen ist ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben sie keinen Gedanken. Sie wollen alles vereinfachen, welches das große Ziel jeder Umwälzung ist. Sie schneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Mensch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfnisse gar nicht gehabt, so haben diese fast keine anderen als diese. Aber sie sorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armut zu Reichthum, von Reichthum zu Armut, das ist ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache sind sie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht Erasmus in seinem Lobe der Narrheit (deutsch von Seb. Franck 1530), das so viele Aufschlüsse über diese Erscheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorglosigkeit und Jugend hätte er besser gesagt. Wirklich verjüngte diese ganze eigenthümliche satirische Kraft, dieser Muthwille und diese Ungebundenheit der Sitte die deutsche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle

jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen sie dem Volke die verlorene Freiheit des Geistes wiedergab und sie aus dem Schlafe des Alters, der Beschaulichkeit, der Abgeschiedenheit weckte. Sie tilgte die Altklugheit der greisenhaften Jugend, die eine stete Frucht der conventionellen Gesellschaft ist, sie tilgte Scholastik und Papismus, sie drängte selbst die pathetischen Poesien der Handwerker aus dem Leben, sie setzte an die Stelle der 20—30jährigen Weisheitslehrer wie Thomasin und Wirnt die lebensfrohen Greise, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humanisten, welchen der ciceronische Stil und die Belesenheit in den Alten nicht das deutsche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rüstige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie Schade, daß das Alles sich selbst überstürzen mußte! Es war eine Zeit, wo sich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernste Beschäftigung in großen Dingen eben jene ausschließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Lustbarkeit, hervorriefen. So wie sich aber wirklich die Dinge gestalteten, muß man mit Erasmus ironisch preisen, was das junge Deutschland, die Narren dieses Jahrhunderts, ohne Schranken wieder predigen. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der mystischen Ascetik gesetzt, die Thorheit schaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weise flieht zu den Büchern und lernt dort nichtssagende Wortbedeutungen, der Narr stürzt sich in Wagniß und Gefahr und sammelt sich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Gefühllosigkeit traten die Leidenschaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weisen, sondern der Thoren sind. Aber eben diese Leidenschaften sind wie Zuchtmeister für die, die nach der Weisheit streben, mahnen zum Guten und spornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menschen seine Leidenschaft nimmt, läßt ein starres Bild zurück, und wer würde, sagt Erasmus, solch einen Menschen nicht wie ein Gespenst fliehen und meiden, der stumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenschaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles weiß, nie irrt, stets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts übersieht, nur mit sich selbst zufrieden ist. Welche Stadt würde ein solches Geschöpf, einen solchen absolut Weisen zum Magistrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden ersten besten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der, selbst ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der seines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter

Zechgenosse, ein munterer Geselle ist, und der nichts Menschliches sich fremd hält. So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verstehen? Wozu die Dialektik, wo kein Streit widersprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem Andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrsamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menschen waren zu fromm, als daß sie mit gottloser Wißbegierde die Geheimnisse der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüsse der Gestirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforscht hätten, da sie es für Sünde hielten, wenn der Mensch über seine Befähigung Einsicht suchte. So sind denn weit am glücklichsten, die sich fern halten von jeder Kunst und Wissenschaft, und allein die Natur zum Führer nehmen, die nirgends in sich mangelhaft ist, wir müßten denn die Schranken der Menschheit überschreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht besser, was nicht durch Künstelei entstellt ist. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab sich schon der menschlichen Gemeinschaft und damit dem menschlichen Elende hin. Die also sind unter den Menschen am weitesten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da sie als Menschen geboren sind, doppelt thöricht ihren Stand vergessen, nach dem Leben der Götter streben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wissenschaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und so sind die am glücklichsten, die sich am meisten dem thierischen Instinkte nähern und nichts Uebermenschliches suchen. Gibt es daher eine glücklichere Menschenklasse als eben die man Narren, Hofnarren, Lustigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, sie haben kein Gewissen; sie fürchten keine Gespenster, sie haben nicht Furcht noch Hoffnung; sie werden von keinen Sorgen gequält, sie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr sie sich der thierischen Dummheit nähern, um so weniger sind sie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närrische Weise sich Tag und Nacht peinigt, so freuen sie sich beständig, spielen, singen, lachen, und machen auch Andere lachen, singen und spielen, und heitern den traurigen Ernst des Lebens auf. Diesen allein verzeiht man Alles, was sie sagen und thun. Niemand will ihnen schaden, die Thiere selbst hält ein natürlicher Instinct davon ab. Fürsten suchen ihre Gesellschaft lieber, als die der närrischen Weisen; lieber als von diesen ihre verdrießliche Gelehrsamkeit hören sie die Wahrheit aus dem Munde der

Einfalt. Und was wäre herrlicher, als die Wahrheit? Die, obzwar sie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptsächlich der Narrheit ist. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf seinem Gesicht, und in seinen Worten; aber die Weisen reden mit doppelter Zunge. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden [400]).

---

3. Schauspiel.

Dies also war die allgemeine Physiognomie der Zeiten, in denen eine literarische Umwälzung in Deutschland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entschiedener durchlebt hat. Wir mußten dabei bis ins 13. Jahrh. zurück und bis ins 17te vorschreiten, wozwischen eben die Zeiten liegen, in welchen diese Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren sowohl, wie gegen die späteren Jahrhunderte tragen; jetzt müssen wir wieder zu einem etwas strengeren chronologischen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abschnitte über die Prosaromane bis in seine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder in seiner reinen Gestalt seitdem einen Aufschwung und nur in seiner Ausartung, dem Roman, konnte es sich wieder einen gewissen Werth erwerben. Die Lyrik sahen wir einen großen Wendepunkt erleben, und sich wohlthätig zwischen dem Neuen und Alten theilen im Volksliede, das sich der neuen Musik anschloß; im Meistergesang starb der alte Choralgesang aus, erhielt aber nachher im Kirchenliede einen neuen Halt. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommensten Gegensatz macht, sich eben in diesen Zeiten zuerst anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und also auch in der Geschichte diesen Gegensatz sogleich bezeichnet.

Die Entstehung des Schauspiels [401]) in Deutschland böte einem Literarhistoriker die schönste Gelegenheit dar, eine große Summe von Gelehrsamkeit und Kenntniß geschichtlicher Analogie auszulegen. Das

---

400) Erasmi Encomium moriae, passim.

401) Die beiden Werke von R. Prutz, Gesch. d. d. Theaters. Berlin 1847. und Ed. Devrient, Gesch. der d. Schauspielkunst. Leipzig 1848. empfehlen wir zur Vergleichung und Vervollständigung unserer Darstellung ein für allemal.

Drama läßt sich leichter als andere dichterische Gattungen in seiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es meist erst in helleren Zeiten auftaucht und sich nicht so sehr wie das Epos in die Urgeschichte mit seinen Anfängen verliert. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geschichtschreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeschichte anderer Völker ließe sich eine gleich in ihren Anfängen sehr breite Theatergeschichte herausarbeiten. Wir suchen aber überall ein Verhältniß zwischen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn wir bei der Geschichte unseres Nationalepos oder bei der Ritterepopöe, die wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt schweifen ließen, und wenn wir dies Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Produkten noch einmal werden wiederkehren lassen, so liegt dies in der Sache selbst, so gut wie das absichtliche Vermeiden desselben in diesen Zeiten, wo sich Deutschland mehr in sich selbst verschloß und mit sich selbst beschäftigte. In diesem Zeitraum der Abgeschiedenheit der deutschen Literatur bildeten sich die Erstlinge des deutschen Dramas und dies geschah unter ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher Weise wie überall sonst, so daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechischen und der neuchristlichen Mysterien und Possenspiele zusammenstellen könnte. Von seinem ersten Erscheinen an wird das Drama so der Mittelpunkt der neueren Dichtungsgeschichte, wie die Epopöe der der älteren war; beide sind die Pole aller Poesie überhaupt und nur von ihnen fand es Aristoteles der Mühe werth, in seiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes sahen wir sich in Zeiten ausbilden, wo die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen suchte. Aber dieser Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu sich selbst zurück. Man betrachtete sich selbst, den Staat und die Kirche; man lernte stets genauer unterscheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und schied jeden einzelnen wieder in sich; man forschte nach dem Aeußeren und Inneren, nach dem Kleide und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu immer zugleich das Object; und es ist recht bezeichnend, daß vom Sachsenspiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menschlichen Erlösung, ja bis zum Eulenspiegel nun eine große Reihe von Büchern stets unter dem Titel eines

Spiegels erschienen. Alles in der Literatur tritt nun so sehr in Bezug auf ein schaulustiges Volk, wie vorher auf eine hörlustige Gesellschaft. Die Malerei begann ihre erste einfache Periode. Mit der plastischen Kunst aber hat das Schauspiel wesentliche Verwandtschaft; Beides beruht auf der Ausbildung des Gesichtssinnes; Beides finden wir daher immer in einem geschichtlichen Verhältnisse. Der Orient, so weit er keine plastische Kunst kennt, kennt auch kein Drama; in Italien und England theilte sich Beides so, daß Eines überwiegend das Andere mehr ausschloß; in unserer neueren Zeit entstanden die Anfänge von Beiden gleichzeitig, und gleichzeitig Wiedergeburt und Ausbildung im 18. und 19. Jahrh.; in unserer Ritterzeit war Beides ganz im Hintergrunde. Erst nach dieser Zeit zerstreute sich und bildete sich das Auge immer mehr. Etwa seitdem Ulrich von Lichtenstein seine minnigliche Maskerade besungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geschmacke an Wappenmalereien. Es gab den historischen Liedern zum Theile jene plastischere Lebendigkeit, daß sie statt ihrer Helden die Wappenthiere allegorisch besangen. Ein Sinn für das Plastische ging nun allmählich mit dem äußern Wohlstande wie in unsern Tagen Hand in Hand in der ganzen Nation auf. Die Freude an den in der Minnezeit verschmähten Possen der Gaukler kehrte wieder, die Hoffänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Faust wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrh. fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. ward nicht leicht ein Buch abgeschrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge gesorgt sein mußte. Im 15. Jahrh. war in Wien fast jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomasin gesagt, sind für den Bauer, der die Schrift nicht versteht; je mehr sich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild Hauptsache in den Büchern. Aus dem innersten Bedürfnisse der Nation heraus ward daher die in diesem Jahrhundert schnell fortschreitende Formschneidekunst gefördert. Die xylographischen Werke, die Vorläufer der ersten Drucke, warfen sich, wie nachher auch diese, zuerst auf die mystischen und frommen Werke[402]), an denen das 15. Jahrh. so großes Wohlgefallen fand, auf die Apokalypse, die Mariengeschichten, auf Legenden, auf Wahrsagebücher, Kalender und Todtentänze. In diesen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der ars moriendi, in den Armenbibeln sind die Holzschnitte die Hauptsache; das speculum humanae salvationis schrumpfte diesen Figuren zu

402) J. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst. Beilage 2.

gefallen zusammen in kürzere Erklärungen; das defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis gibt zu seinen Holzschnitten nichts als kurze Sprüche in lateinischen oder deutschen Versen; Steinhöwel's Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzschnitte daraus genommen, zusammengesetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen versehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erscheinen. Die Schrift bezog sich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In dem Gedichte von der Keuschheit [403]) von Rothe, dem Verfasser der thüringischen Chronik und einer Bearbeitung des poetischen Lebens der heiligen Elisabeth [404]), ist Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd. Wir haben im Schachzabelbuch gesehen, wie gerne man nun alles Lehrhafte an etwas Faßliches anlehnt, alles Uebersinnliche versinnlicht. Diese Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethischen und dianoetischen Tugenden wurden jetzt personificirt, alle Leidenschaften und Laster. Noch hatte sich Thomasin mit einfachen Erklärungen seiner Tugenden und Laster begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unsicher zwischen Erklärung und Sinnbild, jetzt tritt Alles nur noch im Bilde oder in Person auf. Das so im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es sollte auch reden, und man hängt daher den gemalten Figuren beschriebene Zettel aus dem Munde.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Festlichkeiten mit der Zeit diesen lebhafteren sinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und allerhand stummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Bald aber wurden Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenstände, auf welche sich der Luxus warf; Puppenspiele scheinen sogar schon im 12. Jahrh. im Gebrauch gewesen zu sein; phantastische Allegorien waren nicht allein in der Literatur, sondern auch im Leben im Schwung. Je mehr man diese festlichen Aufführungen nun ausbildete, der todten Schau ein pantomimisches Spiel, der stummen Pantomime Gesang zufügte und den Gesang in Rede und Gespräch überleitete, desto näher kam man auch von dieser Seite der Ausbildung des eigentlichen Schauspiels. Die Aufführungen bei dem Eselsfeste in Rouen [405]), die Prozessionen der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man so oft als die ersten Anfänge der

403) Auszüglich in Adelung's Magazin 2, 3, 103.
404) In Mencken's scrippt. II.
405) Du Cange s. v. festum Asin.

Mysterien bezeichnet hat, die Jahreszeitfeste, der Streit des Sommers und Winters, der Aufzug der heiligen drei Könige an Weihnachten, der Todtentanz und die Kreuzigungsgeschichten, in allem konnten Elemente zum Schauspiel liegen, so wie wir unten sehen werden, daß der Markt und das Gericht, wohl auch die dichterischen Wettstreite der Meistersänger, natürliche Vorbilder dramatischer Darstellung wurden. Wie leicht ein Jahreszeitfest in ein Spiel übergehen kann, scheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Der Todtentanz, der aus bildlichen Darstellungen Allen bekannt ist, mag in Frankreich und wohl auch in Deutschland im 14.—15. Jahrh. aufgeführt worden sein[406]; die eintönige Wiederholung der gleichartigen Auftritte spricht eher dafür als dagegen, denn noch bis ins 16. Jahrh. dauern solche einfache Schaustellungen (die englischen pageants) als dramatische Belustigungen fort. Verwandte dramatische Gestaltungen lassen sich anreihen. Den Hekastus des Hans Sachs oder den Every man, der in England unter Heinrich VIII. gedruckt ward, oder vielmehr die gemeinschaftliche Quelle beider, worin unter dem Jedermann das menschliche Geschlecht dargestellt wird, über dessen Sünden erbittert Gott den Tod beruft, ihn vor seinen Richterstuhl zu laden, könnte man als ein dramatisches Seitenstück zum Todtentanze betrachten. Vor allem aber in der Kirche gingen frühzeitig Ceremonien und Vorträge in mimische Aufführungen und sinnliche Begehungen über, und es ist nichts gewisser, als daß die ersten Schauspielhäuser Kirchen und Klöster waren, die ersten Schauspieler Geistliche, und die ersten Gegenstände des Dramas der neueren Zeit fromme und christliche. In Rom wird noch heute die Passionsgeschichte auf Ostern mit vertheilten Rollen gesungen: Eine Stimme liest singend die Evangelienerzählung, eine zweite singt Alles, was Christus spricht, eine dritte was überhaupt sonst geredet wird, und der Chor, was Mehrere oder die Massen zu sagen haben. Von solchen einfachen Anfängen des Wechselgesanges aus hat man in der Kirche frühzeitig begonnen, den Vortrag besonders der Leidensgeschichte mit Handlung zu begleiten, und von da aus auch andere Feste Christs und der Heiligen mit Aufführungen zu schmücken, deren Bestimmung anfangs durchaus heilig, deren Leitung den Geistlichen überlassen blieb, bis mit der Zeit die weiteren Schritte zur Ausbildung solcher Spiele Laienhülfe nöthig machten, und die Laien weltliche Zuthaten zu dem gottesdienstlichen Stoffe hinzubrachten; im

406) Wackernagel über den Todtentanz. In Haupt's Zeitschrift 9, 302 ff.

15. Jahrh. waren auch in England schon die Aufführungen der Mirakelspiele ganz in den Händen der Handwerker. Im 13. Jahrh. richten sich wiederholte und scharfe Verbote der Kirchenversammlungen, Päbste und Bischöfe gegen diese Spiele in den Kirchen überhaupt, oder gegen die Theilnahme der Geistlichen daran, oder gegen den Mißbrauch derselben. Im Anfang des 14. Jahrhs. war es im Stifte zu Wimpfen im Thal Sitte, daß die Priester am Tage Johannes des Evangelisten einen aus ihrer Mitte zum ephemeren Bischof wählten, um eine feierliche Messe zu begehen; dies ward mit der Zeit zu einem Muthwillen, indem in der Kirche Schauspiele und Maskeraden aufgeführt, außerhalb der Kirche Gelage, Musik, Tanzzüge durch die Straßen von den Priestern begangen wurden. Diese Ausgelassenheit ward verboten. In der Reihe und Art dieser Einschreitungen glaubt man aber zu bemerken, daß im Laufe der Zeit die Oberen dem wachsenden Geschmacke an diesen Aufführungen nachgeben mußten. Im 14. Jahrh., wo wir wissen, daß in Frankreich und den Niederlanden schon öffentlich gespielt wurde, wo wir die Nachricht finden, daß 1322 Predigermönche in Eisenach ein Spiel über die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen aufführten, treten schon deutsche geistliche Schauspiele in Deutschland hervor, und sie weisen uns nach den verschiedensten Gegenden zugleich, nach dem Ober- und Mittelrhein, wie nach der Ostsee, nach Schlesien und Böhmen, wohin Karl IV. zuerst auch die plastische Kunst der Italiener verpflanzte. Im 15. Jahrh. war alsdann die Darstellung der Mysterien schon ganz unangefochten. Ob sie bei uns so verbreitet waren, wie in Frankreich, darf man zweifeln. Wenn man aus der Erzählung, wie Eulenspiegel eine Osterfeier dieser Art stört, schließen soll, so wären die Mysterien vielleicht bei uns tiefer ins Volk herabgegangen, und Dörfer hätten sich schon damals daran versucht, wie in Oberbaiern noch bis heute ein abgelegener Ort (Oberammergau) diese Passionsspiele ganz in der alten Begehungsart aufführt[407]), oder wie noch vor nicht lange ein Christkindspiel in Volksmundart in den Mückenhäusern bei Habelschwerdt, in der Grafschaft Glaz, gespielt wurde[408]). Gewiß ist, daß die Aufführungen bald Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker, der Schüler und Studenten ward. Ausgebildet aber ward diese Gattung in Frankreich und in England unstreitig mit weit größerem Eifer. In London erscheinen die Aufführungen der Mirakelspiele schon im 12. Jahrh. stehend,

407) Hist. pol. Blätter. 6, 1 ff.
408) Haupt's Zeitschr. 6, 341.

das heißt jährlich an gewissen Festtagen, besonders auf Corpus Domini, wiederkehrend; im 13. und 14. Jahrh. werden sie in ganz England herumgetragen, und im 15. noch schienen die englischen Spieler in diesen Aufführungen den Vorrang anzusprechen, wenn man dies daraus schließen darf, daß 1417 auf dem Concil von Constanz die englische Geistlichkeit ein Dreikönigspiel von Christi Geburt mit kostbarer Zurüstung aufführen ließ[409]). Auch bei den Franzosen ging das, was bei uns bescheidene Sehlust war, bis zur Schauwuth. Dort drängte sich alles Glänzende zusammen an den Hof, der in Deutschland keine feste Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward auf die Mysterien und auf jene Mirakel verwendet, in denen zu Ehren der Jungfrau besonders gern jene ernstschnurrigen, christlich-heidnischen, fromm-gotteslästerlichen Legenden von der wunderbaren Hülfleistung Maria's dramatisirt waren; es wurden eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutschland für diese Gattung niemals dachte. Es ist mit unserem Schauspiel wie mit unseren Universitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verschiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte sich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung gesammelt haben; geschah das, dann war aber auch nothwendig die langsam gereifte Frucht um so trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall so wenig schnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüte nicht schnell zu hoffen war. Es ist viel besser, daß wir in Deutschland nichts von prächtigen Mysterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Mirakelspiele unter den Privilegien der Passionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgesetzt waren. Das Mysterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunst, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Festtagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es ist auch hier in dem aufkommenden Schauspiel wie vorher in dem untergehenden Epos der gute Sinn der Nation sichtbar, der diesen unnatürlichen und verschrobenen Gattungen nie eine größere Geltung erkünsteln wollte, als sie von Natur haben konnten.

Wenn nach dem Bisherigen zur Entstehung und Ausbildung des Schauspiels in neuerer Zeit die Ausbildung der plastischen Kunst, die öffentlichen und kirchlichen Feste, Feierlichkeiten und Gesänge mitgewirkt haben, so kommt ein Drittes hinzu: der natürliche Uebergang aus epischen oder lyrischen Formen zum Dialog, den wir schon in jenen

409) Mone, Schauspiele des Mittelalters 1, 137.

Allegorien vorbereitet fanden, und die unmittelbare Ueberwirkung der schon vollendeten dramatischen Form aus dem Alterthume. Wenn wir diese verschiedenen Momente gleichmäßig festhalten, so werden wir in unseren ältesten Spielen fast keinen Bestandtheil finden, den wir uns nicht hinlänglich herleiten könnten. Was den letztern Punkt zuerst betrifft, so kann man, freilich nicht in Deutschland und an blos deutschen Quellen oder Zeugnissen, das Schauspiel der christlichen Zeit im Allgemeinen in vereinzelten Versuchen und embryonischen Gestaltungen bis in den Anfang unserer Zeitrechnung so zurückverfolgen, daß fast jedes Jahrhundert seinen Vertreter aufzuweisen hat[410]), und so knüpfte sich diese Form von selbst an das Römische noch an. Unter diesen älteren, lateinischen Rudimenten sind die von Magnin (1845) neu herausgegebenen Dramen unserer Hroswitha (980) für Deutschland das nächstliegende und das bedeutendste; sie sind von Terenz angeregt, obgleich sie dies in ihrer Form keineswegs verrathen; sie erscheinen vielmehr rein als dialogisirte Erzählungen. Wir würden sie hier nicht erwähnen, da sie lateinisch sind und als die vereinzelte Uebung einer Nonne des 10. Jahrhs. wenig in Betracht in einer Literargeschichte kommen können, allein diese Stücke wurden bekanntlich in den ersten Zeiten der Wiedererweckung der alten Literatur, die zugleich unser Schauspiel erst in Aufnahme brachten, durch den berühmten Celtes hervorgesucht, und eines derselben, der Abraham, auch von Adam Werner von Themar ins Deutsche übersetzt[411]), der in den ersten Jahren des 16. Jahrhs. an dem pfälzischen Hof die Rolle eines Niclas von Wyle spielte, in Prosa horazische

---

410) Jubinal in der Vorrede zu seinen Mystères inédits, 1837. gibt eine solche Reihe an, die wir hier (nach Vergleichung von Fr. Dübner's Ausg. des Christus patiens etc. Paris 1847. etwas verändert) mittheilen wollen. Im 2. Jahrh. die Fragmente des chronikalischen Dramas des Juden Ezechiel von dem Auszug aus Egypten. Im 3. der Querulus, eine Art Misanthrop wie in der Aulularia, und der ludus septem sapientium von Ausonius. Im 4. der leidende Christus, der unter dem Namen Gregor's von Nazianz geht. Im 5. kirchliche Darstellungen der Anbetung der Magier, der Hochzeit zu Cana u. a. Im 6.—9. der Ocipus, eine allegorische Komödie; das Urtheil des Vulcan; Fragmente einer Tragödie, Clytämnestra; ein Dialog inter Terentium et delusorem. Der Fall Adam's von dem Grammatiker Ignaz. Im 10. Hroswitha. Im 11. das Mysterium der klugen und thörichten Jungfrauen bei Raynouard poesies des Troub. II, 139.; eines von der Geburt; vier lateinische von Monmerqué herausgegeben über die Magier, den Kindermord, die Auferstehung und Erscheinung in Emaus. Im 12. Sechs lat. Mysterien bei Monmerqué; der ludus paschalis vom Antichrist bei Pez thes. II, 3 u. ff.

411) Cod. Pal. N. 298.

Satiren, virgilische Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutsche übertrug. Dazu kommt, daß die Uebergangsform der dialogisirten Erzählung, die die Stücke der Hroswitha charakterisirt, noch lange während des schon ausgebildeteren und zu stehenden Aufführungen vorgeschrittenen Dramas fortbestanden hat. Wenn man will, so kann man die Tenzone vom Wartburgkrieg als solch einen dramatischen Embryo ansehen, in dem die Erzählung den thatsächlichen Zusammenhang zwischen den Gesprächen weiterführte. In der Legende von Theophilus[412]), die schon oben erwähnt ward, ist derselbe dialogisch-epische Gang mit knapper Angabe einiger Zwischenhandlungen. So nennt Mone auch ein Spiel von der Kindheit Jesu (wohl erst aus dem 15. Jahrh.), das die heilige Geschichte von der Vermählung Maria's bis zur Flucht nach Aegypten behandelt, mehr eine Erzählung in Gesprächsform, weil auch hier die nicht dialogischen Bemerkungen die Handlung erzählend fortführen. So haben wir auch in den Niederlanden und in Frankreich einzelne rohe Stücke, die den Uebergang aus erzählender Form in dialogische Mysterien, und ihre Herkunft aus den contes devots sehr deutlich verrathen. Der Lantsloot, den Hoffmann (horae belg. V.) mitgetheilt hat, ist dramatische Erzählung oder episches Drama; in dem von Jubinal herausgegebenen Mysterium von der Auferstehung wird in fortlaufenden Reimpaaren das Gesprochene, die Handlungen der Sprechenden und der Apparat zur Aufführung gleichmäßig fortgeführt.

Wir wollen die wenigen geistlichen Stücke aus den Zeiten vor der Reformation, die im Druck bekannt geworden sind, kurz erwähnen und von ihrer rohen Beschaffenheit einen ungefähren Begriff zu geben suchen. Je älter sie sind, desto mehr sind sie noch gottesdienstlicher Natur, in der Kirche, von Geistlichen aufgeführt, an die hohen Festtage angelehnt, zum größern Theile gesungen und in der kirchlichen Sprache verfaßt. Wir gehen an allem Verlornen vorbei, von dem wir nur ungewisse Kunde haben, an dem heiligen Otto von dem Scholasticus Herbort[413]), vielleicht dem Dichter des Trojaliedes, und an dem Spiele, das 1204 in Riga die deutschen Herren aufführen ließen. Das Letztere wird von gottesdienstlichem Inhalte entfernter gewesen sein; — so auch ein allegorisches Spiel von dem Mönch Konrad von Scheiern von 1240[414]); das häufigst genannte und eins der ältesten unserer lateinischen Dramen

412) Theophilus, der Faust des Mittelalters, herausg. von Ettmüller. 1849.
413) Hoffmann's Fundgruben 2, 241.
414) Engelhard's Erlanger Osterprogramm. 1831. p. 23.

der ludus paschalis vom Antichrist, von jenem Wernher von Tegernsee, dem Verfasser des Marienliedes aus dem 12. Jahrh., ist dagegen schon ein kirchliches Festspiel[415]). Sodann giebt es einige kleinere gesungene Stücke zur Osterfeier aus dem 12. und 13. Jahrh. so liturgischen Charakters, daß sie zwischen kirchlichem Wechselgesang und Drama eine Art Mitte halten[416]). Von wesentlich musikalischem Charakter ist auch der ludus scenicus de nativitate domini (12. Jahrh.), der in der Ausgabe der lateinischen Gedichte des Archipoeten steht[417]), obwohl einzelnes darin auch zu sprechen war, wobei das stumme Spiel hier und da vorgeschrieben ist. Das Stück enthält außer dem prophetischen Vorspiel die Geschichte Jesu von der Verkündigung bis zur Flucht nach Aegypten (wie das obenerwähnte deutsche Spiel von der Kindheit Jesu) in ganz ernster Haltung; den abbrechenden Schluß bildete ein Streitgespräch zwischen Synagoge und Kirche. In derselben Sammlung (p. 95.) findet sich auch ein Passionsspiel (ludus paschalis de passione Christi), die fast nur angedeuteten kurzen Scenen des Lebens und Leidens Jesu, mit knappen biblischen Worten im Dialog und einigen eingestreuten Gesängen, die den Charakter der ernsteren lateinischen Lyrik des 12. Jahrhs. tragen; mit der naiven Einfalt der Handlung steht dieser anspruchvolle poetische Stil in einem seltsamen Widerspruch, den der Gesang freilich ausglich.

In diesem letzteren Spiel treten wir aber dann schon aus dem Latein ein wenig heraus. Einzelnes von weltlichem Inhalte, was der Kaufmann oder Longinus zu sagen hat, ist deutsch, oder deutsch und lateinisch zugleich; eben so auch einige Lieder, besonders die minniglichen Gesänge der Maria Magdalena, deren weltlicher Wandel ein Lieblingsgegenstand aller Passionsspiele ward, in dessen Darstellung sie sich gewöhnlich am freiesten bewegen. Diese Fassung in doppelter Sprache scheint eingeführt, wie um die Wahl zu geben, die eine oder die andere zu gebrauchen, oder um den laiischen Zuhörern die lateinischen Texte in deutscher Wiederholung zu erklären. So setzte man in der ähnlichen Absicht später den lateinischen Schulkomödien des 16. Jahrhs. deutsche Prologe vor, oder gab, was heute in Schulzwecken lateinisch aufgeführt war, morgen auch in deutscher Uebersetzung. Der Uebergang aus diesen lateinischen Uebungen der Geistlichen in die deutschen Spiele des 14. Jahrhs., an

---

415) In Pez thes. anecd. 2, 3, 187.

416) Mone Schausp. des Mittelalters 1, 10—27.

417) Carmina burana p. 80.

denen mehr und mehr die Laien mitwirkten, ist zunächst daran zu beobachten, daß in den letzteren die Bühnenweisungen, die Anleitungen zur Aufführung zwischen dem deutschen Texte noch langhin lateinisch lauten, und daß, wie man in jener lateinischen Passion an einzelnen Stellen aus dem Latein heraustrat, man in den späteren deutschen Stücken stellenweise noch im Lateinischen festhängen bleibt, daß kirchliche lateinische Gesänge darin eingeschaltet blieben, deren Inhalt dann gewöhnlich deutsch nachgesprochen wurde. Auch ein ludus de nocte Paschae ist halblatein, der Anhang zu dem Spiel von Marien Klage[418]), dem einzigen einigermaßen erträglichen Reste, den wir aus dieser ganzen Gattung überhaupt besitzen. Hoffmann versuchte dasselbe in die Sprache des 13. Jahrhs. zurückzusetzen, es wird aber dem 14. Jahrh. angehören, wie alle die nächstanzuführenden Stücke, die wir von diesem Schlage besitzen. Das Ganze ist sehr einfach, ganz eigentlich das, was der Titel sagt, Mariens und Johannes' Klagen am Kreuz, beweglich und mit einer größeren Wärme ausgedrückt, dem Gesange bestimmt und günstig, so daß es vielleicht von Interesse wäre, wenn sich ein Enträthseler der Noten fände. Ein verwandtes Stück von eben so wenig Handlung ist die Klage der Maria mit den Propheten[419]). Ein Spiel von St. Dorothea[420]), das uns in einer Handschrift des 14. Jahrhs. erhalten ist, ist vielleicht eins und dasselbe mit einem Stücke über diesen Gegenstand, von dem wir wissen, daß es 1412 in Bautzen aufgeführt ward. Es ist schon gesprochen, aber ganz kurz, holzschnittartig, die Reden so, als sollten sie nur Erklärungen zu Bildern abgeben. So ist auch das Passionsspiel einer St. Galler Handschrift[421]) von etwa 1380, das die Geschichte Jesu in ungelenkem Gespräche mechanisch fortführt, ganz wie eine Reihe von Gemälden mit kurzen dialogischen Unterschriften. Das Stück schwankt noch zwischen Gesang und Rede, zwischen Latein und Deutsch; obgleich die Scenen im Ganzen blos deutsches Gespräch enthalten, so sind doch einzelne Stellen lateinisch gesungen und zu dessen Verständniß alsdann das Deutsche blos nachgesprochen worden[422]).

---

418) Hoffmanns Fundgruben 2, 263. Vgl. Mone, Schausp. des Mittelalters 1, 31. und A. Pichler, Dramen des M.-Alters in Tirol. Innsbr. 1850. p. 30 ff.

419) Bei Pichler a. a. O. p. 115.

420) In Hoffmann's Fundgruben 2, 285.

421) N. 919. Gedruckt bei Mone a. a. O. 1, 72.

422) Mone, a. a. O. p. 82. Tunc Jesus respiciens mulierem cantet antiphonam: Nemo te condempnavit? et tunc respondet mulier: nemo. Dicat iterum Jhesus: nec ego te condempno. Tunc dicat Jhesus:

Wir reihen diesem ein Spiel von Mariä Himmelfahrt an[423]), in einer Handschrift von 1391, das mit dem Abschied der Apostel von Maria beginnt und mit der Zerstörung von Jerusalem endet: es ist mit Predigten der Apostel, mit Bekehrungen, mit lateinischen Hymnen, die die Jünger, mit deutschen, welche die Heiden singen, durchflochten. Eben so roh ist die Zurichtung eines Stückes aus derselben Quelle von der Auferstehung Christi[424]). Auch hier sind noch alle ernsten, der Bibel nahebleibenden, oder lyrischeren Stellen erst lateinisch gesungen und dann deutsch gesprochen, und mehrmals sind die lateinischen Texte der alten liturgischen Passionsspiele ihrem ganzen Umfange nach eingeschaltet. Eine neue Seite aber bietet dies Spiel darin, daß es durchgängig muthwilliger und komischer gehalten ist, und sich freier von dem Bibeltexte entfernt oder dessen weltliche Theile breiter ausmalt; es sind Zwischenspiele darin: die in allen Passionen stehende Scene von dem Kaufmann oder Apotheker, bei dem die klagenden Marien die Salbe kaufen, und dann das Teufelspiel (diablerie) vor, während und nach Christi Höllenfahrt, die in ganz derber und burlesker Farbe, im Stile des Morolf oder der Fastnachtsspiele gehalten sind. Eben dieser Ton bricht auch in einem anderen Osterspiele[425]) von Besuchung des Grabes und der Auferstehung durch, sogar in den Stellen, die Christus als Gärtner zu den Frauen zu sagen hat. Dieser komische Zuschnitt hängt mit der festlichen Gelegenheit dieser Stücke eng zusammen; das Lustspiel folgte bei dem frohen Feste der Auferstehung der großen christlichen Tragödie von der Passion auf dem Fuße. Dies geht durch ganz Deutschland gleichmäßig durch. Das niederdeutsche Spiel van der upstandinge[426]), das 1464 in Redentin bei Wismar niedergeschrieben ist, trägt, wie es denselben Inhalt hat, so auch denselben humoristischen, nur nicht ganz so ausgelassenen Ton, wie die oberdeutsche Auferstehung, die nach Franken oder Baiern gehören wird. Von der komischsten Wirkung ist die Einmischung der Neckereien Wismars gegen Lübeck, und der Meklenburgischen Oertlichkeiten (Vers 206—12.) in die Wachscene an

---

vrouwe, ist ieman hie, der dich versteine?
genade, lieber herre, nein.
vrouwe, ouch ich dich nit versteine u. s. w.

423) In Mone's Altd. Schauspielen. 1841.

424) Ebenda.

425) In Hoffmann's Fundgruben. Ueber die Berührung mit anderen Osterspielen in Tirol, s. Pichler p. 41 ff.

426) Herausg. v. Ettmüller. Quedlinb. 1851.

Christi Grab. In den Teufelspielen beider Stücke glaubt man laiische Einwirkung daran zu erkennen, daß eine Reihe von Handwerkern wegen ihrer Gewerbsünden dem Lucifer vorgeführt werden, doch ist in dem niederdeutschen Stücke der geistliche Stand noch merklich bevorzugt, indem es der Pfaffe, der vom Satan eingebracht wird, noch über die Hölle gewinnt. Der humoristische, dem platten Dialekte eigene Anstrich liegt auch über den Reden des gleichfalls niederdeutschen Spieles von Theophilus[427]), dessen Handlungen zwar ganz ernst sind. Dies Stück ergänzt sehr willkommen unsere bisherige Kenntniß von den deutschen Dichtungen über diese ins 6. Jahrh. gesetzte Sage. Das Spiel gehört einer Trilogie an, wovon dieser erhaltene Theil das Zerwürfniß des Theophilus mit seinem Bischof (von Odense auf Fühnen) und sein Bündniß mit dem Teufel behandelt, ein zweiter nach dem Epiloge seine Rache an dem Bischof enthalten hat, und der dritte (nach dem Prologe und nach dem bekannten Inhalte der Sage) die Rettung des Helden durch Maria dargestellt haben muß, wie sie der vorhin erwähnte dialogische, gleichfalls niederdeutsche Theophilus erzählt. Mit dem Theophilus vielfach verwandt ist das Spiel von Frau Jutten (1480) von dem Geistlichen Theodorich Schernberck[428]). Beide halten eine gewisse Mitte zwischen Mirakel und Fastnachtspiel; in beiden spielen die Teufeleien eine große Rolle; Frau Jutta (die Päbstin Johanna) ergibt sich unbewußt den Rathschlägen des Teufels, wie Theophilus mit Bewußtsein thut, und sie wird wie dieser am Ende ihres gottlosen Wandels aus der Hölle durch Maria's Fürbitten, obwohl mit einiger Mühe, gerettet.

Die drei letztgenannten Stücke gehören schon dem 15. Jahrh. an; die beiden Auferstehungsspiele sind schon von complicirterer Art und zielen schon auf die Ergötzung eines großen und gemischten Zuhörerkreises ab. Dieser breitere Zuschnitt, diese Berechnung auf die Sehlust des Volkes, die Beschäftigung großer Kreise von Mitwirkenden bei der Aufführung geht in den erhaltenen Passionsspielen des 15. Jahrhs. fast überall durch. Die kleineren einzelnen Scenen, wie deren die Sterzinger Handschriften, die Pichler näher bekannt gemacht hat, mehrere enthalten, wie die Grablegung Christi[429]) von Mathias Gundelfinger

427) Theophilus. Niederd. Schausp. aus einer Trierer Hs. des 15. Jahrhs. hsg. v. Hoffmann. 1853.

428) In Keller's Fastnachtspielen. Stuttg. 1853. N. 111.

429) Mone, Schausp. des Mittelalters 2, 131.

ist, oder die Declamation von dem jüngsten Tag[430]), oder Spiele wie das von der Himmelfahrt Christi[431]), eine Art Epilog zu der Passion, dauern zwar fort, mußten aber von den größeren Aufführungen, wie sie um das Ende des Jahrhunderts in Frankfurt und in anderen Gegenden vorkommen, nothwendig in Schatten gestellt oder als bloße Theile davon verschlungen werden. Das Passionsspiel, das 1498 in Frankfurt gegeben ward, hat 265 Personen und ist so ausgeführt worden, wie es eine Pergamentrolle des St. Bartholomäistifts in Frankfurt vorschreibt[432]). Sehr ähnlich mit diesem Ordnungsbuche ist ein Friedbergisches, für ein Passionsspiel entworfen, das in etwas gedrängterer Form dasselbe ist, wie das Alsfelder, von dem Bruchstücke (in Haupt's Zeitschr. 3, 477 ff.) gedruckt geworden sind. Die drei Nachbarorte hatten diese Spiele und Ordnungen, wie es scheint, gemeinsam. Charakter, Inhalt und Werth des Bekannten aus diesen Stücken hat nichts, was ihnen hier eine besondere Erwähnung verdiente; sie stehen gegen die obigen Auferstehungsspiele schon zurück, verrathen überall die Gemeinsamkeit unter sich und mit den alten lateinischen Grundlagen, lehnen sich an und berühren sich mit älteren deutschen Sachen, wie das Osterspiel und die Marienklage (in Hoffmann's Fundgruben) u. A.; wohl selbst, wie aus einzelnen Worten und Namen der Teufel hervorgeht, mit französischen Mysterien. In Alsfeld war das Stück in drei Tage abgetheilt, (eine Sitte von der die spanische Benennung der Akte, jornadas, herrührt); in Sterzingen war 1496 eine zweitägige, in Botzen 1514 durch Vigil Raber[433]) eine siebentägige Passion gegeben worden, die zwischen Palmsonntag und Himmelfahrttag auf verschiedene Feste vertheilt war. Aus einem Passionsspiele von zweitägigem Umfange, das Mone aus einer Donaueschinger Handschrift mitgetheilt[434]), lernt man einen Blick in die Aufführung thun. Der Bibeltext ist hier vollständiger als sonst verarbeitet, mit Hereinziehung der Parabeln, mit Entfernung von unnützem Nebenwerke, aber mit genauer Ausführung der einschlägigen weltlichen Scenen, wie der Bekehrung Magdalenens, und mit den nöthigen Andeutungen über Mimik und Spiel. Es ist dabei alles Komische in den Worten vermieden, aber seltsamerweise ist es in die Handlungen gelegt, und an einer Stelle, wo

430) Mone, Schausp. des Mittelalters. 1, 273.
431) Ebd. 1, 254.
432) S. Fichard's Frankf. Archiv. 3.
433) Pichler a. a. O. p. 64.
434) Schausp. des M. A. 2, 185.

man es am wenigsten erwarten würde. Wir rechnen dahin nicht die Bühnenweisungen, nach denen dem Judas ein schwarzer Vogel als Bild seines teuflischen Inneren, und den zwei Schächern bei ihrem Tode Bildchen aus dem Munde hängen sollen, die ihre Seelen bedeuten und von Engel und Teufel davon geführt werden; diese naiv drolligen Anordnungen waren so ernst gemeint, wie der Untergang von Sonne und Mond, wozu bei Christi Tod Anstalt getroffen war; dagegen sind die Mißhandlungen des Heilands mit so roher Breite und ekler Wiederholung ausgeführt, daß man sieht, es zielte dies ebensowohl auf Belustigung ab, wie die Prügelscenen der Wächter auf Christi Grab. Der gröbste Fastnachtgeschmack bricht hier mitten in die tragischen Theile der Passion herein. Auch Judenhaß mag dabei im Spiele sein, wie man aus diesem Geiste anderswo hebräische Gesänge zur Verspottung der Juden einflocht. Dies war für den großen Haufen, der bei diesen Aufführungen nicht abzuhalten war, die nicht mehr in der Kirche, sondern im Freien, auf Messen und Märkten, oft vom Wetter gestört, vorgingen, und wo sich die Menge vor dem einfachen, wohl damals schon dreistöckigen Gerüste, das Himmel, Erde und Hölle in seinen Abtheilungen darstellte, neugierig lagerte. Wir haben nur noch Ein Passionsspiel dieser Art anzuführen, das gleichfalls in sich die Art der Darstellung vorschreibt und das uns zugleich aus dem andern Grunde merkwürdig ist, weil es uns zeigen kann, in wie ganz enger Verwandtschaft die Mysterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menschlicher Erlösung stehen, von dem wir oben gesprochen haben. Es ist bekannt, daß in Italien die Mysterien je nach ihrem neu= oder alttestamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren sogar bezeichnet wurden. Wir haben nun ein solches Stück vor uns[435]), das 1514 von einem Wolfram Stück geschrieben, ohne Zweifel aber etwas älter ist. Es wird im Eingang vorgeschrieben, daß die sehr zahlreichen Personen des Spiels herrlich und ehrlich auf das Gerüste geführt und jeder in seinen Sessel gesetzt werde; dann hebt männiglich an zu singen veni sancte spiritus, und hierauf singen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Ordner des Spiels ermahnt dann zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung geht

435) Cod. Pal. 402. Hier hebet an das Register oder Ordnung von den geschichten der Marter und Leyden Jhesu Cristi u. s. w. — Auch in einem älteren dogmatischen Gespräche (bei Mone, Altd. Sch. p. 145), wie es der Herausgeber nennt, (de corpore Christi, auf den Frohnleichnamstag) erscheinen schon jene Parallelen, die Prophezeihungen des alten Testaments mit den Beweisen aus den Thatsachen des neuern.

nun, wie in allen diesen Stücken, die Geschichte Christi mit Johannes dem Täufer an; in schnell wechselnden kurzen Gesprächen, unter gelegentlichem Chorgesang des jüdischen Volks wird man durch das ganze Evangelium geführt, und der Rabbi und der Kaiser Tiberius und Gott Vater sitzen alle nebeneinander auf ihrem Stand, wie man sagte, und treten nur vor, wenn gerade die Reihe an sie kommt. Diese Darstellung der neutestamentlichen Geschichten unterbricht nun aber von Zeit zu Zeit, gerade wie in dem Spiegel der Behaltniß, ein Zwischenspiel aus dem alten Testamente, eine Persiguration, und diese steht in einem vorbildlichen Bezuge auf die Stelle, wo das Evangelium abgebrochen ward. So wird die Geschichte der Susanne vor dem Vorfall zwischen Christus und der Ehebrecherin, die von David und Goliath vor dem Einzug Jesu in Jerusalem eingeschaltet, so der Verkauf Josephs bei dem Verrath des Judas u. s. w. Zu diesen Zwischenspielen nun wurden meist solche leichtere Gegenstände aus dem alten Testamente gewählt, die in sich eine schlichte Einheit der Handlung und einen dramatischen Charakter schon trugen, die daher viel näher zu einer klassischen Form leiteten. Bekanntlich wurden die Susanne, Haman, Esther, Samson nachher die Lieblingsstoffe der Bühnenstücke aller Länder, und es blieb von diesen Mysterien her Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeschaltetes Schauspiel, wie im Hamlet, wie bei Jakob Ayrer, darstellte und daß man dazu oft den Stoff eben aus diesen einfachen Bibelgeschichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler, nahm, daß man wenigstens immer im Gegensatze eine ganz einfache Anlage dazu wählte, wozu natürlich die Kürze schon zwang. Alttestamentliche Geschichten ferner blieben hauptsächlich die anfänglichen Gegenstände auch der regelmäßigeren tragischen Stücke, und in Frankreich gaben eben diese Stoffe den Durchgang an zu eigentlich weltlichen Mysterien.

Was sich in Deutschland aus dem Mysterium bildete, was sich in dieser Gattung oder was sich in größerer Aehnlichkeit mit den Moralitäten der Engländer und Franzosen gegen Ende des 16. Jahrhs. bei uns erneute, ist gegen das Fremde so wenig der Rede werth, wie unsere Allegorien. Wie Ariost auf der Höhe der künstlerischen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der prosaischen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meister der eleganteren Volkskomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatisirten bäuerischen Schwanks und Shakespeare als Koryphäe der gesammten dramatischen Kunst der neuen Zeit erscheint, so steht als Vollender des Mirakels und Mysteriums Calderon in seinen zwischen Erhabenheit und Plattheit, zwischen mystischem Scharfsinn und

Unklarheit, zwischen Werth und Unwerth schwankenden Autos sacramentales. Wir können in keiner Gattung, die sich innerhalb dieser Uebergangszeiten von der Ritterpoesie zu unserer neuesten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir haben nur fast überall die ersten roheren Anfänge, wir lassen sie liegen, wir nehmen sie, das Fremde nachahmend, mißtrauisch und furchtsam wieder auf, wir werfen dies endlich wieder in einem gewissen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles dessen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beispiel hinterließ, das Vorzüglichste, aber am spätesten. So haben wir Mysterien vor fast allen anderen Nationen aufzuweisen, und sollten wir nicht als solche biblische Stücke die Klopstockischen, als die letzte Moralität Lessing's Nathan betrachten dürfen, der ein unvergeßliches Denkmal unserer Literatur bleiben wird? So haben wir auch Fastnachtsspiele in schriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komischen freilich sind wir uns noch schuldig geblieben. Was die grelle Mischung des Burlesken und Heiligen in den Mysterien angeht, so bemerken wir aus der angeführten Reihe von Stücken, daß diejenigen, die mit komischen Scenen wechseln oder ganze burleske Zwischenspiele einschalten, die Minderzahl sind; erst im 16. Jahrh. nach der Ausbildung des dramatischen Schwankes wurde die Einmischung des Komischen häufiger. Die oben berührten zwei oder drei Stücke von launiger Färbung beweisen uns übrigens, daß uns diese gemischte Gattung auch schon im 14. Jahrh. nicht fremd war. Die Entstehung ist auch zu natürlich. Die Geistlichen und Mönche hatten von jeher Lustigmacher in Kloster und Kirche zugelassen, sie brauchten sie vielfach für ihre Prozessionen; Handschriften von lateinischen Mysterien in Deutschland berichten ausdrücklich von den fahrenden Leuten, die aus der dramatischen und musikalischen Kunst ein Gewerbe machten. Es bildeten sich im Gegensatze ernste und lustige Darstellungen nebeneinander, denn jedes Fest theilt sich gerne in heilige und heitere Theile in unmittelbarer Folge ab, wie es die Natur verlangt, wie wir es noch an allen unsern doppelten Feiertagen im Kleinen, und an der katholischen Osterfeier im Großen sehen. Markt und Messe mit all ihren natürlichen und gekünstelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernsten Feier das komische Zwischenspiel schon in der Wirklichkeit. Das oben erwähnte deutsche Osterspiel bildet dies ab: es wechseln ernste Sing- und Spruchstellen von dem Begräbniß und der Auferstehung Christi mit Marktscenen zwischen einem Kaufmann und seinem Diener, seinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz in dem derben Geschmacke des Possenspiels sind die

Personen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelscene zwischen Mann und Weib u. dgl. Tief aber hat in Deutschland schwerlich die Verbindung von Mysterium und Possenspiel gegriffen. Wir nahmen Alles ernst und gewissenhaft, was unsere fränkischen Nachbarn leicht und locker nahmen. Die Feste selbst trugen bei uns weniger den burlesken Charakter; wir wissen wenigstens nichts von Narren- und Eselsfesten der Art, wie sie in Frankreich gefeiert wurden, und es ist kaum eine Spur unter uns von den ausschweifenden örtlichen Feiertagen, wie sie sich dort so oft finden. Wir schoben selbst die Fastnachtsspäße und die stehenden komischen Figuren im Lustspiele nach Köln und nach Wien, in eben die Grenzländer, welche die ersten Narren aufstellten und den letzten Narrenorden festhielten, welche das Groteske und Burleske in unserer Literatur fast im ausschließlichen Besitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben, mit dem wir jedes Scharfe auch in den Verfassungsformen des Staates, in den religiösen Sekten und in Allem immer an die Grenze oder gar über die Grenze rückten. Welch eine ernsthafte Wendung gaben nicht lateinische und deutsche Priester bei uns der Fastenpredigt! Wie voll Unschuld sind unsre Weihnachtsfeste! Wo es Prozessionen bei uns gab, sind sie sehr oft von Kindern aufgeführt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Fastnachtswuth in Deutschland schrieben, wie harmlos sieht doch wieder ein Agricola auf diese Fröhlichkeiten hin, und meint, es gebühre dem Most um St. Burchard oder der Gans um St. Martin so gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine ernste Verehrung! In Straßburg konnten Geiler's Predigten der lustigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luther's duldsame Erklärung gegen die Fastenmaskeraden ihren Mißbrauch! Wie schnell gelang es Osiander, den Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen zu dämpfen! Unsere ganze Natur liebt die barocke Mischung von Scherz und Ernst wenig. Wir haben auch den Geschmack der Südländer, den Eindruck des Trauerspiels mit der Posse zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, wenig getheilt; wir trennten auch sehr frühe das Fastnachtspiel selbständig ab.

Der groteske Geschmack dieses aristophanischen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas sonst die Entstehung der dramatischen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben selbst. Es ist nichts so sehr seiner Natur nach subjectiv, wie das Lächerliche. Wir sind dabei stets mit unserer Persönlichkeit thätig, und es gab Philosophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unserer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder Thorheit

empfinden. Nichts ist auch seiner Natur nach so gegenwärtig, wie das Komische. Ueberlieferte Späße sind nur in Erneuung und Verjüngung schön; Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung schwächt ihn. Wir lachen ferner nur über das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Lustspiel kann sich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beschäftigen; es ist daher das natürliche Erzeugniß einer Zeit, die ganz auf sich selbst gerichtet ist, und die ihre Laster als Thorheiten zu belachen geneigter ist, denn als Todsünden zu verfluchen. Das aufkommende Possenspiel mußte daher auch nothwendig die lateinische Sprache aus dem Schauspiel verdrängen, denn der lose Scherz, der darin herrschte, war nicht für die Gelehrten von römischer Ehrenfestigkeit berechnet, sondern für die Masse. Nichts ist ferner in seinen ersten Anfängen so plastisch wie das Komische. Körperliche Gebrechen und Auswüchse, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet sind, sind die ersten Gegenstände, die uns die Natur selbst zum Lachen darbietet; ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Gesichtern, die Carricatur, das Groteske ist der erste Versuch, das Komische in die Kunst überzuführen. Daher ist der Teufel, der Satyr der neuen Zeit, die ursprünglichste Gestalt der neueren Carricatur und die komische Figur der himmlischen Bühne von uralter Zeit bis auf Göthe. Bei allen Schwänken und Possenspielen dieser Zeit dürfen wir darum nie vergessen, die äußerste Entstellung und Verzerrung in den dargestellten Figuren hinzuzudenken, um die Wirkung, die diese oft witz- und geistlosen Dinge machten, errathen zu können. Es ist endlich nichts so dialogisch, so dramatisch von Natur, wie das Komische. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß sich wieder zum Narren halten lassen; und ganz recht sagt Falstaff, er sei nicht allein selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß es andere Leute werden. Das Komische hat daher die Gesprächsform seit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die so verschiedene Satire des Lucian und des Horaz; und sogar die lateinischen Gedichte vom Wolf und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komische, das im Gegensätzlichen sein ganzes Wesen hat, bildete sich schon innerhalb der ersten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Mysterien im Gegensatz gegen diese selbst. Sobald es sich dramatisch gestaltet selbständig abschied, erscheint es in einem gleichmäßigen Gegensatze gegen das Epos und das Trauerspiel. Das Epos ruht auf Ueberlieferung, das Lustspiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene seine Quelle ideal, dieses durch die seinige materiell; im Epos kam Alles

darauf an, daß der Dichter seinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Lustspiele ist wie in der Satire die Hauptsache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es steht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält diese in seinen Anfängen vergröbernd fest, es freut sich in diesem an und für sich rein unpoetischen Elemente, mit dem die Phantasie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch sonst ganz unpoetische Nationen sich in diesem Gebiete nicht ohne Glück versucht. Ernste Menschen haben daher das eigentliche Possenspiel von jeher gerne ganz verdammt, und es kann allerdings nur einen moralischen Werth, und auch diesen nur haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer übertriebenen Verstiegenheit in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In solch einer Zeit stehen wir jetzt, und wir erkennen, daß sich das Possenspiel mit seinen närrischen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenso den Mysterien gegenübersteht, wie die Fastenpredigten dem gelehrten Sermon der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satire, Pasquill und Schwank die Dichtung und die Sprache alles Reizes und aller Würde entkleidet hatte, nachdem es bis ins Tiefste in alle Zustände der gemeinsten Wirklichkeit sich herabgelassen hatte, fühlte man nachher erschreckt die Gemeinheit der Literatur und des Lebens, und sprang in der Mitte des 16. Jahrhs. wieder auf die Elemente der altritterlichen Zeit zurück und gestaltete aus ihren Stoffen das Trauerspiel, dessen Eigenheit es ist, daß es uns in einer unpoetischen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn so wenig das Lustspiel einen Gegenstand der Vergangenheit, so wenig trägt das Trauerspiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier also müssen wir geschichtlich diese derben Possen neben ihren Gegensätzen sehen, um sie nur erträglich zu finden; als dichterische Erzeugnisse tragen sie nicht dies Gegensätzliche in sich, wie sie sollten. Es gehörte durchaus nordische Sitte dazu, das rein Bäurische und Unschickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernstücke in Bauernsprache, sie haben die Tancia des jungen Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauspieler mehr finden. In Deutschland aber haben wir Holbergische Schauspiele mit der rechten Entfernung von aller theatralischen Manier aufführen sehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachsischen Fastnachtsspiels auf der Bühne nahe gekommen sein. Das südliche Lustspiel wagte sich später nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle sprang man zu jenen empfindsamen

Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch spät im wahren Bauernkreise hielt und diesen Gegensatz gaben wir schon ganz frühe bei dem groben idyllischen Liede der österreichischen und schweizerischen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den untersten Ständen ihrer Natur nach zusammen und hält sich mehr oder minder in diesem Kreise, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden so künstlerisch, so flach, und hing sich so an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordischen Reinhart Fuchs kommt; ihr innerer Werth in Athen sank mit dem feineren Geschmack, wie der der römischen, als der Plautinische Witz dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien richtete man das Lustspiel für die feinere Gesellschaft zu, wie es gehen wollte, Deutschland verschmähte es lieber überhaupt viel zu pflegen, so lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es gedeihliche Früchte versprechen konnte. Bei den gährenden Freiheitsideen um die Reformationszeit war der Boden so ungünstig nicht; allein im 15. Jahrh. hatten unsere Fastnachtsspiele noch gar so viel mit den Anfängen zu kämpfen; später löſten sie sich gleichsam in Gespräche auf, da sie alles Bestreben nach einem Kunstwerth gegen das nach augenblicklicher Wirksamkeit aufgaben. Eine gewisse Anlage aber ist selbst in den rohen Stücken des Rosenblut, Hans Folz und Hans Sachs nicht einen Augenblick zu verkennen.

Unsere Possenspiele des 15. Jahrhs. sind jetzt von A. Keller vollständig in Einer Sammlung[436]) zusammengestellt worden: sie zeigen diese Gattung bei uns allerdings noch in roheren Anfängen als die Sotheiten und Börden in den Niederlanden im 14. Jahrh. waren. Oft nicht ohne eine gute und ernstere innere Bedeutung sind sie doch durchschnittlich aus der tollsten Laune geflossen und auf die derbste Lachlust berechnet durch das Verkehren alles Schicklichen; die Unanständigkeit ist die Seele dieser Stücke, wie sie die Ehre der Fastnacht ist, die der Quell und Ursprung dieses neueren Lustspiels war, wie die Bacchusfeste und phallischen Gesänge für das des Alterthums. In ausdrücklichen Stücken dieses Schlages selbst wurde das Recht der Fasten und der Fastnacht gegen einander abgewogen; es wird befunden, das Kopfhängen der ersteren und das Toben der anderen solle nicht gegenseitig übergreifen,

436) Fastnachtspiele. Stuttg. 1853. Aus dem 14. Jahrh. gibt es nur den Streit der sieben Weiber um Einen Mann (Maßmann, Erklärungen zum Wessobrunner Gebet p. 98.), das man als ein erstes Beispiel eines Scherzspieles ansehen mag.

jedem soll seine Ehre bleiben. Unter den fastnächtlichen Ehren aber standen neben den allgemeinen Mummereien diese drolligen Aufführungen mit ihrem unermeßlich groben Inhalte obenan. Freiwillig wie die ersten Komödienspieler des Alterthums, sammelten sich wenige Leute (eigentliche Meistersänger gaben sich erst später, in Augsburg seit 1540, dazu her), zogen in das Haus eines Bekannten und spielten ihm etwas vor, das seine freigebige Laune so zu steigern geeignet sein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferschmause, eine gastliche Bewirthung zu Theil ward. Ein Vorlaufer (praecursor), ein Aus- oder Einschreier, oder Herold, hält um Platz und Ruhe an, um das Beseitigen von Tischen, Bänken, Hunden; sie spielten dann ihr Stück auf in einer plump bäurischen Manier; zum Schlusse schlagen Pauker und Pfeifer zum Reien auf oder es wird ein Urlaub oder „Gesegenreim" gesprochen, und um Entschuldigung gebeten, falls man zu grob gesponnen oder gehobelt habe. Man ist geständig, daß, wer am Charfreitag treiben wollte was um Fastnacht erlaubt ist, mit Kammerlauge gewaschen werden müsse; aber man drohte dafür auch den, der jetzt nicht fröhlich sein wollte, zu „Dummbach" in den Bann verkünden zu lassen. Die Zoten und Unflätigkeiten, die man sich dann erlaubte, reichen wohl an Alles, was der Art in unserer Literatur sich vorfindet, und vergleichen sich den ältesten italienischen Farcen, worin das über alle Begriffe geht.

Formell ist oft noch kaum das Schauspiel zu erkennen; an Handlungen ist in den meisten Fastnachtspielen nicht zu denken. Rosenblut nennt noch z. B. ein verirendes Ausschreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeste des Königs von England, oder eine kurze Zote von nur Einer Seite Länge, oder eine Reihe gegenseitiger Klagen der verschiedenen Stände Fastnachtsspiele. Wie in diesem Falle, so sind es sehr häufig nur kurze humoristische Satiren auf Menschen- und Standeseigenschaften; in Schnurren und Derbheiten sich überbietend sagen dann etwa eine Reihe Pfaffenknechte ihre Faulheiten vor, Ritter ihre Feigheit, Buhler ihre Abenteuer, Aerzte ihre Künste, Aufschneider ihre Lügen, Bewerber ihre Vorzüge, Büßende die nach „Makōckenland" wallfahren, ihre Sünden; es sind dies „Narrenweisen", die eine Reihe von Thorheiten an das Narrenseil aufziehen. Von der gleichen Einfachheit sind die Verkaufsspiele, Marktscenen gleichsam, wo Käufer etwa die feiltragenden Weiber mit versteckten Unfeinheiten nach dem Preise ihrer Linsen, Feigen und anderer Früchte fragen. Bearbeitete Schwänke mit einem Knoten, wie etwa jene Prüfungsstücke aus den alten britischen Romanen

von Artur's Krone, Lunetens Mantel u. dergl. sind selten. Kupplergeschichten, Buhlerschnurren, Eheskandale sind die Hauptwürze, wie in den Schwänken; die Satiren auf die „Siemänner" werden zur höchsten Spitze getrieben hier wie dort; hier wie dort sind die „Bauernspiele" das derbste und charakteristischste von Allem. Vieles darunter trägt alle Zeichen der unmittelbarsten Nachahmung der Wirklichkeit: wie wenn Bauern einen Wetttanz um einen Hahn halten und in Rauferei gerathen, wenn Charlatanerien und Apothekerscenen der Gegenstand sind. Hier und da besteht der Witz wesentlich in Verspottung des Ritterstandes, in Parodie des zarten Minnedienstes, in Persiflage des geistigen und ascetischen Lebens. Keine Form ist aber in dem Schauspiel der ersten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Eine große Reihe der Possenspiele des 15. Jahrhs. reiht sich unter diese Form ein; es sind mit die besten und ausgeführtesten Stücke, die hineinfallen. Das schweizerische Stück von dem klugen Knecht (bei Keller N. 107) ist dieser letzten Art: die Geschichte von einem Ehemann, der seiner Frau ihr verborgenes Geld stiehlt, wofür ihm der Knecht Tuch kaufen soll, der dann Herrn und Kaufmann um Geld und Tuch, und seinen Fürsprech der ihm durchhilft um seinen Lohn betrügt. Der Stoff ist später von M. Gregor Wagner (Komödie, wie Untreue ihren eignen Herrn schlägt. Frankf. a. O. 1547) kunstfertiger ausgeführt und noch von Weise in seiner Grundlage benutzt worden. Der tirolische ludus solatiosus (bei Keller N. 115) führt in aller Form, mit lateinischen Brocken durchwebt, einen Gerichtshandel vor dem Official durch. Die gleiche Form, den ähnlichen versöhnlichen Ausgang, den ausgebildeteren Dialog hat auch das Spiel von Elsli Trag den Knaben (N. 110), und den ähnlichen Inhalt: die Klage eines gefallenen Mädchens über den wortbrüchigen Verführer. Auch außer den Fastnachtspielen aber, auch im Schauspiel überhaupt, auch in anderen Werken ward diese Form des Prozesses damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geschätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meist solche Klag- und Prozeßstücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß sie zum Theile der Schauspielform außerordentlich nahe kamen. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder, also jene altfestlichen Aufführungen, die wir als die frühesten dramatischen Handlungen ansehen können, gehören hierher. Komische Rechtsfälle waren so vielfach, erinnerten wir schon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Komödie des Aristophanes dreht sich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, Theophilus, jene Klage des

22*

Ackermann's von Böhmen gegen den Tod, die Gott selber scheidet, alle sind solche Prozesse; die Lieblingsstücke aus der Bibel, Susanne, Haman, Hiob, aus der römischen Geschichte, Lucretia und Virginia nicht anders; die Todtentänze, das jüngste Gericht, Alles geht darauf hinaus; das erste Stück des Hans Sachs, der Venusberg, ist ein solcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel; die so beliebten Urtheile des Paris, die Wettstreite der Götter gleichfalls; die englischen und französischen Moralitäten sind häufig nichts als Prozesse, gammer gortons needle eben so. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jakob Ayrer könnte als Vertreter von allem diesem Einzelnen angesehen werden, so sehr wird da das gerichtliche Verfahren in bester Form beobachtet. Diese Erscheinung zu erklären ist aus vielen Gesichtspunkten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel, jener durch seine Feierlichkeit noch mehr, sind die natürlichsten Vorbilder des Schauspiels im Leben selbst. In den Zeiten, wo sich das Drama ausbildete, war gerade der Juristenstand im schönsten Aufkommen; gerade in den Städten, wo das Schauspiel zuerst gepflegt ward, war ihr Einfluß und Ansehen am früheſten bedeutend, sie mischten sich in Alles und auch in die Literatur, und wir dürfen sie vielleicht zu diesem Zweige in einem Verhältnisse sehen, wie die Aerzte zu den närrischen natürlichen Philosophen und ihrem Gegensatze, den Astrologen, und den Poesien, die Beide vertreten. In Paris waren die Clercs de Bazoche lauter Juristen und diese standen, im Gegensatze zu der Passionsbrüderschaft, dem Possenspiele vor. Was aber wichtiger ist, die ganze Zeit mühte sich mit dem Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßsache Adam's und Eva's, über das unerbittliche jüngste Gericht ab; das Schauspiel lehnte sich mit seinen Anfängen gerade an das Fest, an dem Christus sein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva ist daher einer der gemeinsten Stoffe der Mysterien oder Moralitäten. Die parodirenden Fastnachtsspiele parodirten auch die Form.

Die ausgeführteren Fastnachtspiele der letztgenannten Art, die schon gebildetere Verfasser verrathen, und jene anderen, die eine gewisse Handlung haben wie (N. 17) der alte Schwank von dem gerittenen Aristoteles, oder jene, die schon einen theatralischen Apparat erfordern, wie (N. 20) der Herzog von Burgund, in dem ein feuerspeiender Drache, ein Glücksrad, eine Schweinemutter vorkommen, sind übrigens die selteneren. Das größeste in unserer Sammlung ist das Neidhardspiel N. 53), das wie die Passionen von vielen Personen vor dem Volke

aufgeführt war; es ist wie das größte auch das reichste dieser Stücke, in zwei Theile getheilt, in die Geschichten vom Neidhard mit dem Veilchen und von Friderunens Spiegel, die durch ein Teufelspiel getrennt sind; die Scenen wechseln zwischen Hof und Dorf, die Gegensätze des Ritter- und Bauernthums, wo dort Gawan und Parzival, und hier die Figuren des alten Neidhard mitspielen, sind mit derber Schärfe gezeichnet. Wenige Stücke laufen ferner als Fastnachtspiele mit unter, die wie (N. 68) das Endchristspiel und (N. 106) Kaiser Konstantinus von ernst religiösem Inhalte sind; in ihnen blickt der Judenhaß stark vor, den die nahende Passionszeit aufregte.

Diese Anfänge unseres Lustspiels liegen fast allein in Nürnberg, das wegen seiner Fastnachtherrlichkeit lang und weit berühmt oder berüchtigt war. Wenige Stücke unserer Sammlung weisen nach Tirol, nach der Schweiz, nach Niederdeutschland (wie N. 121 von Nicol. Mercatoris). Die fast einzigen Männer, die außer diesem als Verfasser von Fastnachtspielen genannt werden, sind Rosenblut und Hans Folz in Nürnberg, wo später die Hans Sachs, Probst und Ayrer den Kern des Schauspiels im 16. Jahrh. zu bilden fortfuhren. Dem Rosenblut werden in den verschiedenen Handschriften gewiß mit Recht eine größere Anzahl dieser Stücke zugeschrieben, worüber wir auf Keller verweisen; die ganze Gattung läßt sich aus seinem einzelnen Antheile vollständig charakterisiren. Ihm folgte Hans Folz[437]) auf dem Fuße, dessen Wirksamkeit um 1450—90 fällt; seine Sachen lesen sich, doch nur theilweise, etwas planer und sind namentlich im Reime nicht so vernachlässigt wie Rosenblut's. Er war Barbier, und soll eine Druckerei besessen und seine eigenen Werke gedruckt haben; als sein Geburtsort wird Worms genannt, in dem Wiederdruck seines (1474 verfaßten) Kargenspiegels von 1534 (Nürnberg). Diesen Spruch zogen die Evangelischen im 16. Jahrh. hervor, als das Werk eines jener seltenen Männer, die mitten im Pabstthum ihren Glauben auf Christum und nicht auf Menschenwerk gestellt; und wirklich spricht aus dem Gedichte ein schlichtsinniger schriftbewanderter Mann, der schon damals der Messen und Stiftungen spottet, mit denen der reiche Sünder seine Seele gut zu „besachen" meine. Gegen die Denkweise, die sich hier ausdrückt, sticht dann freilich wieder Anderes sehr ab, wo Folz seinem Judenhasse (wie in dem Fastnachtspiele von der alten und neuen Ehe, bei Keller N. 1) Lauf läßt, oder den Hussitischen

437) Proben seiner Dichtung und nähere Nachweisungen über seine Werkchen s. bei Keller p. 1195 ff.

Glauben (die böhmische Irrung, 1483.) als Einflüsterung des Judas darstellt. Folz läßt sich übrigens viel seltener als Rosenblut auf die Dinge der öffentlichen Welt ein, man müßte denn die frommen Wünsche für Reich und Kirche dahin rechnen wollen am Schlusse seines Spruchs vom „Ursprung des römischen Reichs“ (1480; bei Keller p. 1302), dessen Anfang die Form der Allegorien trägt, dessen Mitte aber trockene Geschichtreimerei ist. Wie ihn sein Handwerk von der Stellung Rosenblut's unterscheidet, so ist auch seine Dichtung und Sittenlehre mehr häuslich wie die des Hans Sachs auf das Privatleben gerichtet. Ein sittlicher Ernst durchzieht auch Folzens Schriften und steigert sich hier und da bis zu drakonischer Strenge. Seinen Schwänken ist dieser Geist freilich theilweise kaum abzusehen, er erscheint darin mehr als Andere als ein wahrer Dichter des Unflats. Sie sind von den Rosenblut'schen wenig unterschieden. Eigenthümlich wie dem Rosenblut die Priamel scheint ihm allenfalls in seinen Sprüchen und Schwänken die Neigung, verschiedener Menschen Art und Weise in dem plumpen Stile der Zeit zu charakterisiren, bald verschiedene Stände (in Form einer Predigt), bald einen Liebesüchtigen, bald einen Spieler, Trunkenbold, Charlatan, bald die schämigen und frechen Frauen. Eine ihm eigne Gattung von Sprüchen, die er Klopfan[438]) nennt, dient dieser Neigung ausschließlich: der Dichter fordert darin Leute verschiedenen Charakters auf anzuklopfen, und gibt ihnen dann Bescheid nach Verdienst: der Allerliebsten einen frommen Neujahrwunsch, dem „Schweinsohr“ und anderen seiner Antipathien einen greulichen Empfang von Schmähungen. Solche Charakterzeichnungen leiten dann zum Fastnachtspiele ganz unmittelbar über. Wir haben deren, die Folzens Namen tragen, kaum sieben bis acht, darunter das Spiel von Salomon und Markolph; die kleineren sind alle des gleichen einfachen karrikirten Schlags wie die Rosenblutischen.

Mit dem 16. Jahrh., bei der annahenden und ausgebrochenen Reformation fängt sich der dramatische Fastnachtschwank an zu verändern und wird selbst unterbrochen. Die Zeit nahm plötzlich ernstere Züge än, und seltsam sind von den Schnurren des 15. Jahrhs. z. B. die Stücke verschieden, die um die Scheide der Jahrhunderte Pamphil Gengenbach in Basel von dortigen-Bürgern aufführen ließ. Eines derselben, von den zehn Altern dieser Welt (oder vielmehr des Menschen) hat Keller als noch dem 15. Jahrh. angehörig in seiner Sammlung aufgenommen; zwei

438) Fast abenteuerlich Klopffan aüff allerley art. Nürnb. bei K. Hergotin. Beispiele bei Keller p. 1355.

andere, der Rollhart oder der Waldbruder (1515) und die Gauchmatte (nach dem gleichnamigen Gedichte von Murner 1519) fallen ins 16. Jahrh.; sie sind, obwohl später, fast einfacher als die einfachsten früheren; wie in dem pageant von den neun worthies bei Shakespeare, wie noch in dem Spiel unseres gekrönten Poeten Caspar Bruschius von den sieben Weisen Griechenlands (1555) sprechen die auftretenden Figuren nur ihre Sprüche und treten dann ab; in den zehn Altern ziehen die Menschenalter, in dem Rollhart die verschiedenen Stände kurz charakterisirt nur vorüber, um von einem Waldbruder dort Lehren, hier Weissagungen hinzunehmen Obwohl zu Fastnacht gespielt tragen sie all einen tiefernsten Charakter und entbehren aller komischen Färbung. Weiterhin nach dem Auftreten Luthers verdrängte eine Zeitlang das confessionelle Streitspiel und das Lucianische Gespräch die harmlose Lust der früheren Fastnachtspiele, und erst als die Reformation sich festgesetzt hatte, nahm Hans Sachs den alten Stil seiner Landsleute in dieser Gattung wieder auf und legte zugleich Hand an größere, regelmäßigere und ernste Stücke an. Dazu haben ihm die terenzischen Stücke und noch näher die scenica progymnasmata (der Henno) des Reuchlin, die er 1531 übersetzte[439]), den Anlaß gegeben. Erst seit der Uebersetzung des Terenz treffen wir in Deutschland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Lustspiels ward in Deutschland mit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo sonst. Die Stücke der Hroswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten natürlich die Humanisten zur Lectüre des Terenz nicht nur, sondern auch zur Nachahmung auffordern. Celtes selbst war darin nicht glücklich. Das angeführte Stück des Reuchlin aber[440]), das schon früher (1497) in Heidelberg in dem Hause des berühmten Johann Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, ist ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten und Neuen, denn es behandelt in der klassischen Form und Regelmäßigkeit einen durchaus deutschen Stoff. Das Fastnachtspiel ist hier in dem lateinischen Werke des Gelehrten so gehoben wie der Schwank in Bebel's Facetien. Denn auch die gelehrten Kreise waren von dem burlesken Hange des Jahrhunderts angesteckt und übten Witz und Humor in aller Weise. Auf verschiedenen deutschen Universitäten gab es z. B. Einmal im Jahre

439) Ein Comedi mit 10 Pers. zu recidiren Doctor Reuchlins im Latein gemacht, der Henno.

440) Abgedruckt im zweiten Band von Gottsched's nöthigem Vorrath rc.

sogenannte Quodlibetdisputationen, in die scherzhafte und satirische Zwischen- und Schlußreden verwebt wurden, in denen sich der freieste Witz ergoß, eine Sitte, die auf die Schärfung der Geister, die Freiheit des Blicks, die Erkenntniß der Zeitgebrechen von großem Einfluß sein mußte. Daher kann die genaue Kenntniß des Volkslebens und die Versetzung in die Sphären der untersten Stände bei Bebel und Reuchlin nicht verwundern. In dem Freundeskreise von Seb. Brant, der den Henno in seinen lateinischen Gedichten (1498) abdrucken ließ, galt Reuchlin als der Urheber des deutschen Dramas um dieser Arbeit willen. Auch später haben Locher, Hegendorf u. A. versucht, in lateinischen Stücken das Deutsche und Antike sich die Hand reichen zu lassen, allein mit weit geringerem Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf Schulen und Universitäten lateinische Komödien aufführen zu lassen, um die Schüler im Conversationslatein zu üben, und in demselben Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich in diesem Zwecke gedruckt und von der Jugend dargestellt[441]). Auf allen Schulen interessirten sich seitdem die Humanisten, selbst Melanchthon, für diese Sitte, und man ließ deutsche Stücke bald im 16. Jahrh. zu. Da die Schulen in Norddeutschland sich schneller und weiter verbreiteten und tiefer wurzelten als im Süden, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so ward dies eine Hauptursache, warum das Schauspiel gleich im 16. Jahrh., obgleich seine Entstehung und erste literarische Begründung in Nürnberg so ausschließlich lag, im Norden von Deutschland weit allgemeiner wurde. Auf vielen norddeutschen Schulen hören wir daher frühe von scenischen Vorstellungen, wie denn die Schulactus bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauspiels haben; in Zwickau gab man schon im 15. Jahrh. die terenzischen Stücke mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verständniß ein wenig öffnen sollten[442]); man richtete den lateinischen Terenz, wie z. B. Johann Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu. Hier also haben wir zu den vielen Gegensätzen, welche die Literatur dieser Zeiten zu der frühern bildet, auch den hauptsächlichen, daß sich nun im großen Zuge die Masse der Erzeugnisse nach dem Norden hinzieht, wie sie bisher fast blos im Süden war. Allmählich werden wir namentlich in den Grenzlanden fast im Kreise herumgedreht und

441) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes.

442) Gottsched's nöthiger Vorrath 1, 33.

werden nach und nach Schlesien, Sachsen, Preußen und den ganzen Nordosten mit der Schweiz eben so vor der neuen Concentration der Literatur in Deutschlands Mitte betrachten müssen, wie wir zunächst nach jener Concentration im 13. Jahrh. das Nordwestende und Oesterreich ins Auge faßten.

Hans Nydhardt hat 1486 die erste Uebersetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken lassen [443]). Sie ist ganz in der harten, aber kernigen Weise von Niclas Wyle übertragen. Sein Beispiel munterte 1499 einen Anderen zur vollständigen Uebersetzung des Terenz auf [444]), obgleich einige dem Nydhardt die Uebersetzung der heidnischen Stücke übelgenommen hatten. Der entschiedne Geschmack aber an Lustspielen, der mit dem Heimischen so verwandte Geist der römischen Komödie machte, daß diese ersten Uebersetzer so gut wie ein späterer Clemens Stephan von Buchaw, der den Eunuch und die Andria 1554 in Reimen übertrug und den noch späteren Reimübersetzern Episcopus (1568) und Bapst (1596) vorging, eine scharfe Opposition gegen die überchristlichen und hypermoralischen Eiferer gegen diese Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab sein Ansehn hinzu und übersetzte 1511 die Menächmen und die Bacchides des Plautus [445]), zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernst (in der Ausg. von Frankf. 1550) überging. 1539 konnte schon ein neuer Uebersetzer des Terenz, Valentin Boltz [446]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, schimpflichen, fleischlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verstehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die schöne Kunst durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott selbst. Dieser traf aber auch schon in die Zeiten, wo Lucian schon lange (seit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten so selbständig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieser schon

443) S. bei Gottsched 1, 37.

444) Terentius der hochgelert und aller bruchlichst Poet von Latine zu Tütsch transferiret rc. Straßb. 1499.

445) Zwo Comödien des synreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Geteutscht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht sah.

446) P. Terentii Aphri sechs verteutschte Comedien rc. Tübingen 1544.

sogar den Plutus von Aristophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm (Andria 1535), Muschler, Heyneccius und Greff (Aulularia 1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner seinen Fleiß auf so viele Schriftsteller verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Uebersetzen griffen, wo Cicero seinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbarischen Schulphilosophie rückkehrten, wo Hans Sachs in seiner Weise den Geist der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jahrh. die Thätigkeit für diese alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthume unsere Bühne zu bereichern, sondern auch aus der Fremde war gleich anfänglich unser Bestreben, so daß also wie im Liede, so vielleicht noch früher in diesem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der eigenen Dichtung zu der fremden sich so frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir schon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannten wir schon vorhin; sogar aus Spanien haben wir schon 1520 ein Stück übersetzt. Es ist die Celestina des Rodrigo Cota (Sevilla 1501) und seiner Fortsetzer. Dieses Werk bezeichnet ganz eigentlich die Geburtsstunde des Dramas, das den neuern Zeiten eigenthümlich ist. Es ist zwar kein formgerechtes Schauspiel, sondern nur eine dramatisirte Novelle in 21 Gesprächen; aber von dem äußerlichen der Form abgesehen ist es eine ächt dramatisch durchgeführte Handlung ohne alle psychischen Sprünge, mit bewußter Beobachtung der poetischen Gerechtigkeit und mit einer meisterhaften Charakteristik aller mithandelnden Figuren, wie sie vor Shakespeare nirgends ihres Gleichen hat. Es ist vieles von dem Inhalte von Romeo und Julia in dem Werke, und der Geist, in dem die überstiegene Leidenschaft gefaßt ist, ist ganz derselbe; der höhere Adel der Sitte und Zeichnung bei Shakespeare ist hier von der Derbheit des Zeitgeschmackes noch zurückgedrängt; wie tief aber die Dichtung in dieser Hinsicht unter Shakespeare steht, so hoch steht sie doch wieder selbst in ihren nacktesten Stellen z. B. über den Hetärengesprächen des Aretin. Dieses Stück nun ist von dem Augsburger Christoph Wirsung (1500—71), den wir noch sonst erwähnen werden, aus einer italienischen Uebertragung in Venedig 1520 übersetzt und 1534 in reiferen Jahren in neuer Ausgabe[447]) verbessert worden. Der Werth des Originals ist von ihm

447) Ain hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt ꝛc. Augsp. 1520 und 1534.

ganz durchschaut und den Plautinischen Komödien gleichgestellt. Der Uebersetzer eifert für die Erneuerung der alten Kunst ganz in dem edlen Bestreben eines Niclas Wyle. An diesen erinnert Wirsung's latinistische Sprache zurück, und die sinnliche Empfindungstiefe, die er in seiner Uebersetzung ausdrückt, entspricht im Dramatischen ganz der Stellung, die Wyle's Euriolus in der Novelle einnimmt. Dabei ist die Feinheit der Menschenkenntniß in dem Originale mit solchem Verständniß wiedergegeben, daß von einer psychologischen Zeichnung wie die in diesem Werke in der dramatischen Literatur Deutschlands durch die zwei folgenden Jahrhunderte durchaus nichts entfernt ähnliches aufzuweisen ist.

---

4. Satiren, Narrenschiff und Reineke Fuchs.

Es ist Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unserer Lehrdichtung umsehen. Wir haben diesen Zweig gleich bei dem ersten Wegwenden unserer Literatur von der Ritterpoesie so bedeutend gefunden und von so fruchtbarer Einwirkung, daß wir von selbst errathen, er werde in einer Zeit, die sich so lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beschäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß sich die Lehrpoesie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners sammelte; dann ging sie wieder in Beispiele und Fabeln auseinander und brachte eine ungeheure Masse von moralischen Erzählungen aus dem Gebiete der alten Geschichte und Kultur zu den länger bekannten der Bibel zusammen. Durch die ewige Wiederholung dieser Musterbeispiele des Handelns erhielt die Nation einen solchen Schatz von Weisheit, von gesunder Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geist noch zu dem, was davon aus Predigt und Christenthum schon lange im Volke lebte, daß die Wirkungen, die dies in der Reformationszeit haben mußte, sehr schwer zu überschlagen sind. Es ist nicht oft, es ist nur in solchen Umwälzungszeiten der Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die geistigen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch genommen werden. In der Reformation sollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es sich oft um den Leib, immer um die Seele handelte, er sollte sich darin nach eignem Wissen und Gewissen entscheiden. Wie gut war es da, daß diese Lebensweisheit und sittliche Einsicht im Volke verbreitet war, die allein die Wiedergeburt in der Reformationszeit möglich machte. Daß in der That eine solche Sicherheit der Gesinnung im

ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unserer Lehrgedichte und zeigen diese Lehrgedichte selbst. Es sollte doch schwer sein, in unseren vielen großen und kleinen Lehrdichtungen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verschrobenheiten zu finden. Selbst jener mystischen Zeit des 14. Jahrhs. hielt man sogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15. rief nur den desto gründlicheren Gegenschlag hervor. In diesem Kampfe selbst sehen wir z. B. ein moralisches Lehrgedicht von Vindler liegen, das wir hier nachzuholen haben. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in diesem Fache, aber auch mit welcher guten Natur sie schrieben.

Das Buch der Tugend von Hans Vindler[448]), oder wie es in der Einleitung, übereinstimmender mit seiner Quelle, heißt: die Blume der Tugend zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiösen und theoretischen zu der practischen moralischen Lehre, von der Schilderung von Laster und Tugend an Beispielen aus der Vergangenheit zu der Darstellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Es ist schon 1411 geschrieben und wir hätten es bereits unter mehreren Titeln erwähnen können. Im Anfang erinnert es ganz an die Beispielsammlungen, an das Schachzabelbuch und dgl. Es ist auf dem Grunde eines wälschen Buches, flores virtutum, erwachsen; der Verfasser, ein ungelehrter Laie, „klaubt" aber aus aller Welt Büchern, weil er selbst „hüpscher vindeler" sei, alle möglichen Lehren und Beispiele zusammen[449]), aus den Geschichten von Alexander und Rom, den Gesten, der Bibel, den Kirchenvätern, den Klassikern, dem Buche der Natur u. s. w. und flicht dies alles kunst- und anspruchslos zusammen. Fast wie im Schachzabelbuch ist der Dichter in der ersten Hälfte seines Buches übertrieben bescheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit an, daß ihn der Wind des heiligen Geistes anwehen und ihm helfen möge. Alles hält sich in Allgemeinheit; er geht

---

448) Vgl. Zarncke: Hans Vindlers Blume der Tugend. in Haupt's Zeitschr. 9, 68 ff.

449) Ausgabe von 1486.

Ich han durchsucht flores virtutum
das do ein welsches Buch ist, das han ich gemacht zu dieser frist,
das es teutsche zung vernympt —
auch han ich daz darzu gemacht,
vil mange ler und abenteur, die zu tugent gebent steur,
die han ich pracht all zu eynander u. s. w.

eine Reihe von Lastern und den gegensätzlichen Tugenden durch, gibt Erklärungen und Lehren mit Belegstellen aus den verschiedensten Gewährsmännern, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieser Tugenden oder Laster mit den Gegenständen und Erzählungen einer gefabelten Thierkunde, und dann einige sehr verschiedenartige Beispiele aus der römischen Geschichte oder dem Leben der Altväter. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die gleichzeitigen mystischen Figurenbücher; die im Anfang ganz entschiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Beispiele auf die Lage der Zeit macht zuerst geneigt, das Buch geradehin unter die Beispielsammlungen zu stellen, die davon ebenso entfernt sind. Allein allmählich legt der Verfasser seine Rückhaltung ab; fast furchtsam spricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern mit einem Blick auf die Zeitgenossen, und von der Unfreigebigkeit der Fürsten, zieht sich aber sogleich (fol. 6.) zurück, und will seinen Athem sparen, wo er nichts bessern kann. Weiterhin aber geht er in einen ganz anderen Ton über, wendet sich ganz auf seine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben so sehr, wie vorher, an den Geschmack der Mystiker, an den der Satiriker, an Brant und an Murner; und da das Buch 1486 gedruckt und wohl damals erst mehr bekannt ward, so versparten wir seine Erwähnung bis hieher. Der Hauptgegenstand der moralischen Kritik in diesen letzten Theilen ist die Hoffart der Hauptstände und der Frauen und der herrschende Aberglaube. Die Geistlichen und ihren Prunk greift Vindler vorsichtiger an; gegen den Adel aber spricht er den allgemeinen Grimm der untern Stände aus. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren solle, sagt er, sieht man den Adel die Armen scheren, das machen sie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte. Er belegt diese Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, sie wüßten viel besser, wie der Mist den Acker düngt, als was Adel sei. Wie die Fledermaus schöben sie sich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und Ahn, denn was nützet einem die Gesundheit seines Vaters, wenn er selber siech ist? Aber so viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, ist der Leute Spott, wer am besten fluchen kann, den hat man für einen guten Gesellen, und wer übermüthig sich gebärden kann, den schreibt man in der Fürsten Rath. Wer sich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den

anderen Narren und Eselsohren die Ehre. Wer wie ein Unsinniger schreit, das soll jetzt höfisch sein, und damit sie sich untereinander zu Narren machen können, ohne daß sich ein anderer einmische, haben etliche Junker eine neue Sprache unter sich erfunden, die man rothwälsch nennt. Wohl haben aber die Alten recht gesagt: wenn der Abt die Würfel führt, so spielen die Mönche. Thäten unsere Herren recht, so würde man ihnen folgen; aber so gilt jetzt alles für recht, was sie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. Wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze sechsellenlange Lappen; sie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und doch ists der alten Weisen Spruch, daß, wo der Bischof den Kreisel schlägt, und wo der Ritter Bücher schreibt, der Mönch den Harnisch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen spielt, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung sei. Als ein guter Geselle will ich strafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen sind es werth, daß man sie warne; aber es sind so viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürstin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht so viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten gesagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, so sei's ihr Tod; und ist es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand schöner kleide als die Demuth. — Besonders lehrreich ist Vindler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrsagen aus Vogelschrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme, den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Nase, an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks- oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falschen Götzen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm- und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehsegen, Geomantie, Todtenbeschwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er in mannichfaltigen Einzelheiten an, so daß diese Stelle, die Zarncke als ein selbständiges, von Vindler nur eingeschobenes Gedicht erkannt hat, als eine klassische für diese Gegenstände gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieser Stelle so viel frommen Aerger, als sonst frommen Glauben an Legenden und Heiligengeschichten.

Dieses Werk nun kommt noch in seiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenschiff (1494) des Dr. Sebast. Brant (aus Straßburg 1458–1521) betrachten[450]), um zu sehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgestaltete. Wir lassen hier eine Reihe von anderen moralisirenden Werken bei Seite, weil es uns weiterhin, bei dem wachsenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausscheiden des Wichtigsten ankommt. Das Narrenschiff steht in der Mitte von einer Menge didactischer Werke, die zum Theile aus dem deutschen Alterthume hervorgesucht, zum Theile Uebersetzungen und Urschriften sind. Alles, was sich als kürzeres Beispiel empfahl, fand Verbreitung im Drucke. Boner ist bekanntlich eines der ersten Werke der Druckerkunst, die Fabeln des Aesop ebenso; und so wurden schon 1520 die sogenannten Cyrillischen Fabeln, die im 15. Jahrh. mehrmals lateinisch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Prosa übersetzt[451]). Später (1571) wurden sie von Daniel Holzmann ebenso durch Versificirung verschlechtert, wie die alten prosaischen Terenze um dieselbe Zeit das ähnliche Schicksal erlitten; und spät im 18. Jahrh. suchte sie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittensprüche des Cato, Facetus, Freidank[452]) wurden hervorgesucht, der Renner wurde wenigstens abschriftlich vervielfältigt, verkürzt, in einzelnen Sprüchen ausgezogen (Heidelb. Hs. 471). Sebastian Brant selbst beschäftigte sich auf das vielfältigste mit der Bekanntwerdung und Erneuerung aller dieser und ähnlicher Werke. Er besorgte eine Reihe von Ausgaben und Uebersetzungen von dergleichen[453]); er ließ auf die Aufforderung seiner Freunde Hölderlein und Wolf den Freidank (Straßb. 1508) „neben seinem Narrenschiffe hinschwimmen“, eine Bearbeitung, die 1538 wieder von Seb. Wagner im Worms überarbeitet ward; sein deutscher Cato (1512) verdrängte schnell die vielen älteren Behandlungen; und die Frankfurter Ausgabe des Renner von 1549 ist eine Bearbeitung von Brant. In den Priameln, die Brant

450) Narrenschiff, hrsg. von Ad. Walther Strobel, mit Brant's Leben. 1839.

451) Spiegel der wysheit u. s. im jar Christi MDXX uß dem latin vertütscht. (Basel).

452) Proverbia eloquentis Freydangks. o. O. u. J. 4. wohl noch vor 1500.

453) De moribus et facetiis mense; transl. in theuthon. per Seb. Brant 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1499. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi, per Seb. Brant. 1509. u. A.

gemacht hat[454]), in seinem Hauptwerke selbst, das eine vorzügliche Quelle des deutschen Sprichworts ist, überall verräth sich sein Studium der gnomischen und didactischen Werke der Vorzeit. Auch selbständig haben wir solche catonische Lehrgedichte (z. B. an den Kaiser Max eine fürstlich-soldatische Sittenlehre[455])) aus der damaligen Zeit. Die Gesten, das Schachzabelbuch, die weisen Meister, der Valerius Maximus des Müglin, Vindler, das Buch der Weisen, die Uebersetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eybe's Spiegel der Sitten und seine lateinische margarita, die Uebersetzung des schon 1471 lateinisch gedruckten, später von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, all diese Werke müssen wir mit ihren mannichfaltigen Geschichten in der Vorstellung halten, um zu begreifen wie Brant in seinem Narrenschiffe auf ein weites Gebiet von Anekdoten nur anspielen, wie er die Bekanntschaft damit voraussetzen darf und eine sichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menschen schwankten damals so vielfältig zwischen den verschiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein christlichen und den humanistischen Lebensansichten, es konnten daher so verschiedene Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weisen gleiche Aufnahme finden. Brant selbst konnte in seinen lateinischen Gedichten (1498) noch Loblieder auf Heilige in sapphischer Odenform machen, das Ave praeclara stella verdeutschen und Rosenkränze auf Maria dichten, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling besorgen und ihn nachher (1507) sogar übersetzen; er konnte sich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tischzucht interessiren. Es ist daher kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurn[456]) gleichzeitig mit dem Narrenschiff entstehen und noch Leser finden konnte, ein Buch, das aus einem französischen Werke des 14. Jahrhs. von dem Ritter Marquart von Stein (1493) übersetzt ward, das überall seine Entstehung im 14. Jahrh. und im Adelstande verräth, das noch einmal die alten Standessitten und Bräuche predigt, das neben Schwänken noch einmal die thörichtsten Legenden, Geisterspuk und Visionen bringt, das eine förmliche Frauenschule enthält und dieser Zeit darbietet, welche die alte Achtung der Weiber fast mit dem Gegentheile vertauscht hat. Wenn in den

454) In Strobel's neuen Beiträgen.

455) Im deutschen Museum. 1779. 1, 267.

456) Der Ritter vom Turn, von den Exemplen der gotsforcht und erbarkeit. Basel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

bezeichneten Werken schon ein Aufschluß über Brant's Manier und über manches Auffällige seiner Ansichten liegt, so führen andere Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen Stände zu schildern, war seit dem Renner und dem Schachbuch eine Lieblingsaufgabe geworden; die Wolfsklagen sind in jenen Zeiten ein ganz stehender Artikel. Allerdings hat Brant diese Betrachtungen erst neu in Schwung gebracht. Bald nach ihm zeigen die verschiedensten Werke, Joseph Grünbeck's Spiegel der natürlichen himmlischen und prophetischen Sehungen aller Trübsal und Angst, die über alle Stände und Geschlechter in der Kürze ergehen werde (1508), das niederdeutsche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), das Buch vom Hofleben (1497), Dietrich's von Pleningen Schrift über die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande, die letzte Hälfte von Eybe's Sittenspiegel (1511), Joh. von Morßheim's Spiegel des Regiments (Oppenheim 1514), der die Diener der Untreue, die an der Fürsten Höfen gewaltig ist, ganz in der bildlichen Weise, wie Brant seine Narren, einzeln durchzieht u. A., wie beliebt und eindringend diese Betrachtungsweise damals war; und dies hat auch seinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das Narrenschiff eben so gründlich kennen lehrt, wie Thomasin und der Renner die Zustände ihrer Zeiten.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironisch pries, das verdammt Sebastian Brant in seinem Schiff von Narragonien in geradem Eifer. Er sieht sich rings in einer Welt von Menschen, die, nachdem sie die Vorschriften der höfischen Sittenlehre umgestoßen und den Damm der Hemmnisse der menschlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloser Freiheit dem Triebe der ungezähmtesten Natur den vollsten Lauf ließen. Es ist eines der bezeichnendsten Kapitel des Narrenschiffs das von den groben Narren. Es geht gerade gegen die Klasse von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, sagt Brant, ist aufgestanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiert und ehrt an allen Orten mit wüsten Worten und Werken; man wähnt das in Scherz zu ziehen und doch ist wenig Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und schüttelt sie, daß ihr die Sauglocke klingt und sie ihm den Moringer singt; sie hat jetzt allein den Tanz. Man schont nicht Gott und Ehrbarkeit, man spricht von allen wüsten Dingen, und wer der schandbarste ist, dem beut man ein Glas Wein und lacht seiner, daß das Haus schüttert, preist seine Kurzweiligkeit und dünkt sich keine schönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Gesellen fröhlich zu prassen. Wer solche Werke treiben kann, wie der Pfaffe vom

Kalenberg oder der Mönch Ylsan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu sein. Um der Pfaffen Rede kümmert man sich nicht, denn wäre es alles Sünde was sie so nennen, so trieben sie es nicht selber. So fürchtet auch Geiler, die Schwankerzähler würden einst ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es ist etwas Großes, sich einem so reißenden Strome, wie gerade diese Richtung war, entgegen stellen zu wollen. Diese Absicht hat Brant gehabt und Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entschuldigen wollen; denn man soll, sagt er, gegen die physische Natur nach dem Gesetze der Vernunft ankämpfen; sie sei unsere wahre Natur. Es ist etwas Großes, sich gegen eine solche Richtung zu stemmen, und es ist dies um so mehr, je weniger es mit dem Uebersprung in die entgegengesetzte Richtung geschieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man versicht, auch der Natur ihre Rechte gelassen werden. Es ist wahr, der wackere Steuermann des Narrenschiffs neigt hier und da zu den ascetischen Ansichten des Mönchthums; auch in seinen lateinischen Gedichten und Schriften zeigte Brant mancherlei Hang zum Rechtgläubigen, Hart- und Abergläubigen; man hat fliegende Blätter von ihm, wo er Mißgeburten nach der „Kunst Aruspicum" als Zeichen von Zeitereignissen ausdeutet, und er besorgte noch Ausgaben ascetischer Werke für solche, die sich dem Mönchstande widmen wollten. Er vertheidigt im Narrenschiff den Ablaß, er liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht. Und er nimmt es mit den weltlichen Freuden außerordentlich strenge. Der Tanz ist ihm die Quelle vieles Unraths, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernst so nahe ist, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, gegen Scheibenschießen und Jagd, gegen das Spiel, dem sich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und sogar die Weiber dahingeben. Trotz allem dem aber liegt diese strenge Moral doch nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundansicht in dem Narrenschiff verwischt. Wir erinnern daran, zu welchen oft widersprechenden Lebensregeln die älteren Moralisten durch die Lehren des strengen Christenthums und der freiern Klugheitsregel des Menschenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegensätze nachweisen, und gegen jene ascetischeren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verstehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern auffetzen; wie er Anschläge und Ansichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt mißlich sei. Allein es ist das Eigenthümliche

des Narrenschiffs, daß diese alten Gegensätze darin mehr verschwinden und überall die Versöhnung zwischen der christlichen und humanen Sitte den Hintergrund bildet. Brant ist weit davon entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er ist kein Freund von Heilthümern, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenstößer und Stationirer, die auf allen Kirchweihen bethlehemitisches Heu und Bileam's Eselsgebein, die Federn von St. Michael's Flügeln oder die Bundschuhe St. Claren's feil bieten. Man soll nicht auf Gottes Gnade bauen, sagt er, ohne an seine Gerechtigkeit zu denken; man soll nicht hoffen, daß uns Gottes Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns selbst darnach schicken; man soll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm scherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man soll auch nicht mit Halbheit und Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend sich umsehen nach den Fleischtöpfen Aegyptens; man soll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, und nicht Besserung aufschieben und cras, cras, das Lied der Raben, singen: dasselbige Morgen komme dann oft nimmermehr. Brant sieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der ausgeübten Tugend der alten Welt aus und betrachtet Tugend und Laster nach ihrer menschlichen Weise. Indem er die Laster überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er sie in den Kreis der menschlichen Beurtheilung herab und entnimmt sie der willkürlichen Strafbestimmung des Dogma's oder eines eifrigen Gottes. Geiler scheidet zwischen der Narrheit, die eine Folge von Ungeschicklichkeit und Gebrechen der Natur ist, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte ist die, von der Er und Brant handelt; sie ist Sünde und wird durch den Mangel des bösen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entschuldigt. Wie noch immer die Hoffart, das Zuviel, das Ueberheben, die Maßlosigkeit als der Grundfehler dieser Zeiten von Brant erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, so sieht doch Brant gegen Hugo diesen Fehler ungefähr in dem Verhältnisse, wie Aristoteles die Unenthaltsamkeit (ἀκρασία) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασία); er sieht keine Absicht nnd keinen Vorsatz in der Sünde, sondern nur Mangel an Kraft und an Selbsterkenntniß; er sieht darin nicht eine Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt sei, wie der Renner wohl noch thut, sondern er sieht darin nur eine Thorheit, mit der sich der Mensch unter Menschen erniedrigte. Brant zeigt das Laster nicht, wie jene mystischen Tugendspiegel alle thun, als etwas darum

Verabscheuungswerthes, weil es von Gott bestraft wird, sondern als etwas der menschlichen Vernunft widersprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menschenwürde bessern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewissensangst; und dies eben ist die Quelle der Wirkung des Lustspiels und der Satire, daß wir alle menschlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, sobald wir sie als etwas uns selbst herabwürdigendes betrachten, das unserer Bestimmung und Natur zuwider ist und das uns in widersinnige Bestrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böse auf diesem Wege betrachten, sind wir, nach Brant, auf dem Wege der Selbsterkenntniß; wir erkennen uns bald als Narren und sind dann bald geheilt, denn die Scham ist ein weit tüchtigerer Förderer der Besserung als die Furcht. Die düstere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des eifrigen Christenthums den verschüchterten Sünder versetzten, sprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergessen und Leichtsinn und von diesen zu jener über und hinderten an allem Gleichmaß des sittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgesitteten und ausgearteten Nationen der Fall ist. Bei uns aber festigten diese Zeiten jenen Sittenernst und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene sklavische Furcht vor der Strafgeißel, und sahen die Sünde lieber einem Ideal menschlicher Würde, als einem Strafbuche der Pfaffen gegenüber, so wie die Alten thaten, die der menschlichen Schwächen menschlich spotteten, und nur Todsünde und Frevel von den Göttern unversöhnlich verfolgt darstellten. So weist Brant in zahllosen Beispielen auf die sittliche Weisheit der Griechen zurück, leitet in seinen Winken auf die Beispiele edler Freundschaft unter den Alten hin; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die sich die Väter damals angelegen sein ließen; auf die gesunde Seele im gesunden Körper; auf die Keuschheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmut des Sokrates und des Fabricius glückliche Armut. Der Kern seiner Lehre geht daher auf Selbsterkenntniß [457]) aus, den Mittelpunkt der alten Moral; sein Buch heißt daher in gewissen Ausgaben eben so wohl der Narrenspiegel; er hält seiner Zeit und sich selbst wie ein ächter Freund den Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Gestalt zeigt; auch die Holzschnitte,

457) Ausg. von Strobel p. 94. Es hat kein weiser nye begerdt,
das er möcht rich syn hie uff Erdt,
sunder, das er lert kennen sich.

die bei jedem Kapitel dem betreffenden Narren sein ungeschmeicheltes Bild zeigen, sind von dem Dichter selber entworfen. Im schroffsten Gegensatze gegen die ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Besten aufnahmen, nimmt er Alles streng und scharf, sieht alles Einzelne im schlimmen Lichte, will an Allem bessern und setzt sich daher selbst mit in sein Narrenschiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in so trostlosem Zustande er es sieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen den Mißbrauch der Gelehrsamkeit und gegen das moralische Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und sagen, aber nichts thun; viele Lesmeister, wenige Lebmeister; Leute die Anderen viel Korns sagen und selber Hunger leiden. Es gilt diesen Männern nicht um die einseitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die einseitige Ausbildung des Verstandes, wie den bisherigen scholastischen Zeiten, sondern um die der Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerstreutes Wissen, das fruchtlos für das Herz ist, sondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung ist. Brant zürnt daher gegen die eitle Kunst der Wahrsagerei, des Vogelgeschreies, der Nekromantie und Astrologie, die den Lauf der Planeten befragt, über Bauen, Krieg und Heirat; und gegen die Betrugskünste der Alchymisterei und Quacksalberei. Er verwirft sogar die Mathematik und alle physischen Wissenschaften, unwillig über die Herabsetzung der moralischen, die den Menschen zunächst berühren; Archimedes sei hoch erfahren in diesen Künsten gewesen und doch konnte er nicht sein Ende „ausecken“; diese Wissenschaften seien wahr und gewiß, aber ein Thor sei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wissen wolle, ehe er sich selber kenne, und das Erdreich ausmesse, ehe er das himmlische suche. Er mag von Erdkunde nichts wissen, im Unmuth, daß man sich einer blinden Reisewuth damals hingab; ehemals reisten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachsehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Doch seien die Zeiten nicht mehr, wo man in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel scheinen ihm der Bücher jetzt im deutschen Lande; von zu vielem Studiren wird man, sagt er, ein Phantast. Die Drucker drucken Praktiken und Weissagungen und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden singt und saget. Sie befördern falschen Glauben und Ketzerei, thun sich selber Schaden und Schande und mancher druckt sich aus dem Lande hinaus. Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Druckerwuth dünkt dem guten Brant so ungeheuer, daß er darum

besonders auf den Endchrist zu vermuthen sich veranlaßt findet. Je mehr sich die Bücher ins Unendliche mehren, sagt er vortrefflich, desto minder achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren so viel Schulen und Gelehrte und so wenige Achtung der Kunst; die Gelehrten müssen sich ihres Standes schämen und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine weltliche Betriebsamkeit gegen die geistige, das Rennen nach falschen Gütern, nicht nach der Weisheit, deren Gaumen die wahren Güter wohl schmecken, die nicht Essen und Trinken sind, sondern Werke die gleichförmig sind mit der Vernunft. Ein löblich Ding ist der Adel und der Reichthum köstlich, doch das Alles hinfällig und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geistes. Nach langem Leben zu trachten ist thöricht, denn hier ist nichts als Trauer, Kurzfreud und Vollleid; die Narrheit zwingt jetzt Fürsten und Land, daß sie die Weisheit verlassen und nur den Nutzen suchen; und doch stand es einst besser im Lande, als die Fürsten weise waren und gelehrte greise Räthe um sich sammelten. Nun aber mag Niemand von ernsten Dingen reden hören; die Sackpfeife ist des Narren Spiel und Zeichen. Selig aber ist der, der stets die mahnende Stimme in sich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weisen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen nicht von seinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt sich nun allein weise und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt; strebt „eigenrichtig" immer nach etwas besonderm und sucht alleinklug Wege, wo keine sind. Rath hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stürzt sich jeder nach dem Neuen und immer Neuen. Sie denken nicht weiter als von der Nase bis zum Mund; sie stürzen sich muthwillig in Händel und Prozesse, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie Wachs, und denken nicht, daß sie zuletzt der Hase sind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Säcklein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wissen. Denn der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich, wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze. Hoffart und Uebermut treibt auch jeden höher als er steht, mancher will nun von Adel sein, dessen Vater macht' „Bumble bum" und mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doktor sein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt sich seiner Reisen in Norwegen und Granada und im Pfefferland, der nie weiter vom Hause kam, als wo er riechen konnte, wenn seine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meister sein; die Meister tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren

und in Gerechtigkeit glücklich, in strohenen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, stecken sich in Schulden und wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab, oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit seinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menschen durch See und Unwetter, der Neid kocht seine eigenen Glieder. Die Gerechtigkeit wird feil; durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er sich nicht durch Geld vom Seile erlöste, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremsen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armut lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie ist eine Gabe von Gott, sie kann nichts verlieren, und weit hin schwimmet wer nackt ist. Der Arme singt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armut, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiseren Rath als bei Reichen; sie ist der Grund aller Dinge, der Anfang aller Stände, sie hat alle Städte gebaut, alle Künste erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie ist bei allen Völkern werth gewesen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Aristides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm. Alles Große floß aus Armut, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerrissen als es reich ward; auch Crösus wäre durch Armut nicht untergegangen. So lehrt Brant auch an andern Orten die alten Sätze von dem Zielpunkte des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr sprach: Euch sei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Besitze, selig sind die Armen mit freiem Muthe. Richte sich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das beste, so wäre Christus nicht der Aermste gewesen. Höre Hoffart, ruft der Dichter, der in diesen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und sich an Stellen der Alten oder Thomasin's erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde sprichst: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier sitze in Trübsal und Leid? was hilft mir Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es ist alles nichts als ein Schatten gewesen. Wohl dem, der dies verachtet

hat und das Ewige betrachtet. Wir sehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde gesetzt ist, und darum sind wir Thoren, daß wir uns nicht rüsten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf ist schon getrunken, der Handel ist nicht rückgängig zu machen. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir denken, es werde der Tod grade unseres schönen Haares schonen und unserer grünen Kränze und Kronen. Aber der Tod erschüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir den Geschiedenen die Ruhe mißgönnen, nach welcher wir alle streben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig sein muß, ja geschieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübsal und Pein, und während das Glück ungleich Gut und Besitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbestochener Richter; er ist allein der Niemanden schont und Niemanden je gehorsam ward. Thoren auch, die wir kostbare Gräber und Mausoleen thürmen; alle Erde ist gesegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl starb. Der Himmel deckt manchen Todten, der sich unter keinem Grabstein streckt; wie könnte der ein schöneres Grabmal haben, dem das Gestirn von oben leuchtet! Wer wohl gestorben ist, deß Grab ist das Höchste.

So mäßig und besonnen sich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anstand verletzenden Sitten der Zeit setzte, ohne selbst allzusehr in den rohen Ton zu verfallen, so ruhig er dem weltlichen Treiben das Glück der Bedürfnißlosigkeit entgegenhält, eben so gemäßigt, obgleich feurig nimmt er sich der öffentlichen Dinge an, und steht auch da gleichsam als der letzte, der dem Revolutionseifer noch nicht verfiel. Wenn ich die Säumniß und Schande unter allen Ständen sehe, sagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Christenglaube so schmählich abnimmt. Die Ketzer haben ihn halb zerrissen und zerstört, dann Mahomet, der unserm Glauben Asien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen schlafend sterben, der Wolf ist im Stalle und der Hirte schläft. Die vier schwesterlichen Patriarchenstädte von Rom sind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dies ist unserer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochsen der Fabel. Jeder greift nur nach seiner Mauer, ob die kalt sei, und kümmert sich nicht um den Brand beim Nachbar. Die Pforten Europa's sind offen, auf allen Seiten droht der rastlose Feind, nach Christenblut dürstend. O Rom, da du Könige hattest, warst du lange Jahre eigen; als dich das Volk regierte, warst du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger

focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warst den Kaisern unterthan und nahmst stets ab, wie der Mond schwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich seist und auch wieder wüchsest. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römischen Reiche etwas abbricht, die Städte wie die Fürsten. Seht doch, ihr Fürsten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden soll: sinkt das Reich, so bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerstört. Der Deutschen Lob war einst hoch in Ehren, und sie haben sich durch ihren Ruhm das Kaiserreich erworben, jetzt aber denken sie nur darauf, wie sie das Reich vernichten wollen. Gestattet nicht, ihr Herrscher, solche Schande, sondern stehet dem Reiche zu, so mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der der Krone werth ist, in dessen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab solche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch sind Christen genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrscht. Wacht auf und schlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, steht auf aus euren Träumen, wahrlich die Axt steht am Baume. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die sich streiten, dieweil sie in Wind und Wetter sind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff schwankt im Meer, es ist bald Nacht um uns geworden, thut ihr, die ihr durch Gott an der Spitze steht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebastian Brant das Bedürfniß und den Geschmack der Zeiten getroffen hatte, beweisen so viele Humanisten, die damals lateinische verwandte Schriften schrieben, beweist Trithemius, der ausdrücklich zweifelt, ob etwas Zeitgemäßeres und Angemesseneres damals geschrieben wurde, als das Narrenschiff, beweisen die ungeheuren Wirkungen, die das Buch gemacht hat. Wie das Werk selbst nach und nach entstanden ist (was man aus einem Kapitel, das jetzt in der Mitte etwa steht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun schier zu Ende), so wurde nachher die Form bei neuen Gelegenheiten angenommen, wie in dem Narrenschiff vom Bundschuh (1514) oder von Anderen nachträgliche Kapitel geliefert, wie z. B. das gereimte liber vagatorum, das von Basel ausgegangen ist[458]) und sich auf das Narrenschiff ausdrücklich

458) Die alten Drucke haben am Ende die Buchstaben S. R. F., die auch unter P. Gengenbach's zehn Altern stehen. Die Prosa des liber vag. von „expertus in

bezieht. Eines so offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch sonst sei, brauchte sich Brant immer nicht zu schämen; noch 1531 stahl ein Hans Hörburger von Füeßen in seinem „nützlichen Büchlein“ über alle Stände der Welt das Narrenschiff schamlos aus. Bald hatte Brant's Name selbst im Auslande so guten Klang, daß man ihn zu Speculationen mißbrauchte und ihm fremde Werke zuschrieb, in den Niederlanden das geistlose Buch „von den losen Füchsen dieser Welt“[459]), in Paris die regnards traversant von Bouchet[460]). Das Narrenschiff ist mit dem Eulenspiegel eines der ersten deutschen Bücher, die im Auslande anerkannt wurden; es ward nicht nur zweimal, von Brant's Schüler Jakob Locher (1497) und dann von Jodocus Badius (1507) ins Lateinische, sondern auch dreimal ins Französische, ins Plattdeutsche, Englische und Holländische übersetzt, und hält seiner Verbreitung nach also gleichfalls das Gebiet der Reformation wie der Reinhart Fuchs[461]). Das Original selbst ward in unzähligen Ausgaben verbreitet, verfälscht, bearbeitet und erklärt; schon in dem Jahre, wo es erschien beginnt in der Straßburger Ausgabe von 1494 die Reihe der Ueberarbeitungen. Einer der stärksten Geister der Zeit, dem Brant selbst als einem ungebeugten, sich selbst treuen, partheilosen Strafprediger eine treffliche Grabschrift schrieb, der berühmte Geiler von Kaisersberg (aus Schaffhausen 1450—1510), wählte sich die Kapitel des Narrenschiffs zu eben so vielen Predigttexten. Dies war an sich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler selbst über das Gedicht eines Bauern, wie jetzt über das eines Doctors schon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenstand, die Unverholenheit der Sittencensur; das Aufsehen, welches das Narrenschiff machte, machten

---

trufis“ (in Drucken o. O. u. J.) ist bald nach 1509, später als das gereimte, entstanden; mit der schönen Literatur hat es nichts zu thun; höchstens in einer späteren Ausgabe von 1668 „von den falschen Bettlern“, die im Anhang 15 Bettlergeschichten enthält.

459) Die Ausg. Fr. 1546 läßt den niederländischen Text vor 31 Jahren entstanden sein. Eine Ausgabe Brüssel 1517 konnte ich vergleichen.

460) Flögel's Gesch. der komischen Lit. 3, 136. Strobel S. 52.

461) Einen der lustigsten bibliographischen Irrthümer machte der Spanier Jos. Vieja y Clavijo, der in der hist. de las islas de Canaria. Madr. 1672. von der Reise des heil. Brandan spricht, die Locher aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt hätte, unter dem Titel: Narratio profectionis nunquam satis laudatae navis a. S. Brandano vernaculo rithmo fabricata etc. So citirt er statt narragonice profectionis nunquam satis laudata navis per Seb. Brant etc.

auch diese Predigten Geiler's auffallender als andere. Zahllose vortreffliche Predigten wetteiferten damals in practischer Richtung, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig sprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum selbst die Grammatik verständen[462]), geschweige, daß das Volk sie verstehen sollte. Wir wissen, daß die Predigten Geiler's vor Luther fast die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umstießen; welch eine Empfehlung mußten diese Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenschiff sein. Von der kühnen Freimüthigkeit dieser Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge diese maßlose Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, so daß das Narrenschiff, obwohl es gegen die Zügellosigkeit im Leben anging, die Zügellosigkeit in der Literatur doch gleichsam eröffnet.

Daß dieser ungemeinen Wirksamkeit die Formlosigkeit des Buches nicht entgegenstand[463]), beweist wie groß der Ungeschmack der Zeit war, die zwischen Prosa und Poesie nicht mehr schied. Fast kann man im Narrenschiffe nichts Poetisches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte sich nachher jeder gewachsen, und Jeder reimte dann auch zunächst im Tone des Narrenschiffs hin über Alles was ihm vorkam. Der satirische Ton war dem ganzen Geschlechte angeboren. Man kann über den Reichthum der satirischen Sprache in Geiler's und Pauli's Schriften nicht genug erstaunen, und wenn je in Deutschland die komische Literatur wieder unter ähnlichen politischen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unserer Poesie ausfüllen sollte, die man thörichterweise aus dem ernsten Charakter der Nation für eine ewige Leere erklären wollte, statt daß man die Ursache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes gesucht hätte, die kaum des Spottes werth ist, wenn je diese Lücke ausgefüllt werden soll, so müssen unsere jungen Dichter hier Volkswitz

---

462) In der Vorrede der Straßb. Ausg. von 1520.

463) Hutten betrachtet das Werk als eine ganz neue Erscheinung, so wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutsche Verse gewöhnt:

Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
qui Germana nova carmina lege facit,
barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

und Jacob Locher vergleicht Brant's Gebrauch der deutschen Sprache mit den Verdiensten Dante's und Petrarca's um die ihrige.

lernen, falls sich dieser erlernen läßt, sie müssen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer satirischen Gewalt ergründen, sie müssen von den Brant und Hutten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie sie das Wissen der Zeit und die Lage der Zeit gleichmäßig umspannen müßten, ehe sie aristophanische Form und klassische Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Mensch einer Silbe für werth hält. Wie traurig ist es, daß wir ewig in diesem Mißverhältniß der äußern Form und des innern Werthes in unserer Literatur verharren mußten! Wie dieser Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Gestalt, und Hutten die Kräfte und das Bestreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muster für immer, wenn sie nicht in ungenießbarer Sprache stammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wissens! Nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practischer Nutzen gezogen werden soll, dann fühlt man, daß aller Gemeinsinn und alles, was rein menschliche Regung ist, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem sich Brant dem Bedürfnisse der Zeit hingab, es ganz in sich aufnahm, und nun ohne eigentlichen poetischen Beruf dies Gedicht mehr aus Lectüre und mit mühsamem Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederschrieb, ward er von der ungewöhnlichsten Bedeutung für das Leben und selbst für die Geschichte der Dichtung. Er eröffnete auf mehr als hundert Jahre in Straßburg einen dauernden Antheil an deutscher Dichtung, nachdem schon vor ihm Wimpfeling durch die literarischen Gesellschaften, die er, nach dem Muster der rheinischen Gesellschaft des Celtes, in Schlettstadt und in Straßburg gegründet hatte, einen wissenschaftlichen Aufschwung hervorgerufen hatte, der sich über den ganzen Oberrhein verbreitete; und was mehr ist: die Lehrdichtung trat durch Brant in die Satire über und diese dauert nun volksthümlich fort bis ins 17. Jahrh. Dieser Uebergang ist durch nichts anders gemacht, diese neue Form durch nichts anders gewonnen, als durch den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moralische Gedicht wird sogleich zur Satire, sobald es Sitte lehrt nach dem Bedürfnisse der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derselben hernimmt; denn sogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widersinnig und geräth in satirischen Eifer. Wer im Thomasin die Stellen vergleicht, wo er das System verläßt und die Zustände seiner Zeit bespricht, wer im Renner die allgemeinen Klagen mit den Abschnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der wird in einem und demselben Werke diesen Uebergang sehr deutlich erkennen. Brant giebt sich nie der allgemeinen Lehre

hin, sondern steht mitten in seiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die sich für beide aus beiden selbst ergiebt. Er erhebt sich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armut über die wirkliche Umgebung und schildert der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber das Glück der zufriedenen Ruhe und der goldenen Zeit der Menschheit. Dies zeigt eine natürliche Anlage zur Satire. Denn der ächte Satiriker setzt dem Zustande der Entartung, den er schildert, stets einen möglichen und dagewesenen Zustand der Natur und Einfalt entgegen, oder läßt diesen die Unterlage bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idyllisch auf einen Friedensstand blicken aus dem wirren Kriegsstande, den er darstellt, so wie die Idylle satirisch auf die verfeinerten Zustände der höhern Gesellschaft blickt, denn beide Gattungen sind unter sich in der nächsten Verwandtschaft.

Während das Narrenschiff seine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, so erschien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenstück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geistlichen Höfe geißelt. Der niederdeutsche Reineke Fuchs erschien in Lübeck 1498, der einzige Nebenbuhler des Narrenschiffs, und um so vorzüglicher als dieses, als er der Schlußstein gleichsam jener am volksmäßigsten fortgebildeten größeren Dichtung der germanischen Stämme ist, wie das Narrenschiff nur der Grundstein einer neuen Dichtungsart, die noch langhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben sollte. Was nämlich das formelle Verdienst dieses Werkes angeht, so müssen wir es natürlich im Verhältniß zu seinen älteren Quellen betrachten und uns des Zusammenhanges mit dem niederländischen Reinaert erinnern. Wir lassen das eigentlich Literarische, die Schicksale des Buches, die Streitigkeiten über den Verfasser bei Seite und verweisen darüber auf die Untersuchungen Anderer [464]); wir wenden uns vielmehr sogleich zu dem Verhältnisse des Reineke zu dem Reinaert seiner Quelle, in welchem Punkte die Literaten nicht einig sind.

Gewiß ist, daß die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voransteht und daß, versteht sich von selbst, der Reiz einer Urschrift ihr allein bleibt. Das Letztere ist unstreitig; was die Anlage angeht, so dürfte man schon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, diese in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber stellte, weil es scheint, als ob der Reineke

---

464) J. Grimm, Reinhart Fuchs. Kap. 8. der Einl. — Zarncke in Haupt's Zeitschr. 9, 374.

den Zwiespalt zwischen dem Originalstück und der zweiten Hälfte etwas aufhebe und versöhne. Man würde sagen, daß im Reinaert die Thiersage in ihrer reinsten Auffassung erscheint; daß der Dichter, vor seinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinsten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der fähigste ist; daß er dieser Dichtung eine Form gegeben, dieser Masse einen Geist einhauchte, der seitdem typisch feststand und von den frühesten und spätesten, von den sklavischsten und genialsten Nachahmern festgehalten ward. Gegen ein Verdienst dieser Art muß wohl jedes andere schwinden, so lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe sich streiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiene. Grimm scheint der Reineke auch im Detail schwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei man den zweiten Theil nicht in Anschlag bringen würde; im ersten ist sie unbedeutend; es findet sich darin überhaupt ein Verfahren des Zusetzens und Abwerfens, das man sich schwer erklären kann. Manchmal scheint es, der Reineke sei züchtiger als das Original; so läßt er gewisse Vorfälle in der Scene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo setzt er die Geschichte mit der Wölfin zu, die der Reinaert nicht hat. Es scheint demnach beinahe, daß man genau wissen müßte, ob der Uebersetzer des Reineke eben den Text vor sich gehabt habe, den wir besitzen, ehe man über seine Art des Umarbeitens und besonders der Veränderungen im Stoffe mit Bestimmtheit urtheilen dürfe. Daß es ihm nicht darauf ankam, seinen Stoff zu erweitern, sieht man überall, dies aber möchte man ihm kaum zum Vorwurf machen; daß er sich so streng, in jedem Fall viel strenger, als es sonst die Sitte des Mittelalters war, an sein Original hielt, daß er überhaupt, wenn er einmal den Reinaert und Willam's Fortsetzung für Ein Werk hielt, das Wesen des Gedichts außerordentlich treu festhielt und dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwässerung und Auflösung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dies scheint im Gegentheil für den Sinn des Mannes und für den Werth seines Werkes zu sprechen. Diesen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweise, daß Reineke an einigen Stellen ausführlicher sei als sein Original, daß er eigne treffende Wendungen, Anspielungen und Züge habe, dies scheint kleinlich und hilft überdies nicht zum Ziele; an allen Verdiensten dieser Art ist der französische Renart überreich und ist darum doch gegen den Reinaert ein schlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieser Reineke erst den Ruf der Thiersage oder die Gestalt, welche ihr im Reinaert zu Theil ward, in weite

Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er wirklich gethan hat, so kann er unmöglich ganz werthlos sein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Uebersetzung gelten, die kein eigenthümliches Verdienst hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das über seiner Entstehung liegt, anziehen; es könnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geschichte der Thiersage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht seine Wirkung nie blos dem Stoff, sondern hauptsächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literarisches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe solche Wirkung üben sollte, wenn es nicht in sich die Ursache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten seines Entstehens nicht den Weg auf seine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländische Prosa leichter zu finden war, falls man dies Original für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks im Augenblick zu trauen, den Schrei der Masse über das, was sie gerade jetzt in dieser Stunde unterhält, zerstreut und ergötzt, für Gottes Stimme zu halten, ist eine große Thorheit; aber was sich in einem großen Raume, was sich durch alle Klassen, noch mehr aber, was sich im Laufe langer Zeiten als bewährt und trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu suchen als abzusprechen, denn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, wenigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, zu uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs bestimmteste zu weissagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert aufgefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen wird.

Der Reinaert von Willam ist einmal in einer Sprache geschrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte. War das Gedicht erst in den Händen einer großen Nation, wie die deutsche, so war für die geistige Vermittlung, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt[465]). Der Reinaert ist ferner, so vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeder wesentlichen Veränderung getrotzt hat, der Form nach dem strengen Stil und der trocknen Manier angehörig. Sie sei wahrer, naiver, ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es

465) In Oberdeutschland ward der Reineke zugänglich durch Mich. Beuther's Uebertragung: Von Reinicken Fuchs. Ander Theil des Buches Schimpf und Ernst. Fr. 1544.



ausgebreiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man lese beide Gedichte nacheinander, man zerlege sie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sätze und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wirken, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen Betrachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daß das Knochengerüste und das innerste Mark dem Reinaert gehört, daß dies das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler arbeitete, daß aber diesen festen Bau der Glieder fürs Auge wohlthätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzubringen, dem Reineke vorbehalten blieb, ob er nun ein Holländer Hinrek von Alkmar oder ein Niedersachse Nicolaus Baumann oder der Drucker Hermann Barkhusen war. Man wird den Reinaert höher achten, dem strengen, kunstsinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller scheinen, aber den Reineke wird man schneller liebgewinnen. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem solchen Verhältniß der Verwandtschaft zu einander stehen, das Wahre trifft, wird man bei einer solchen Prüfung des jeseitigen Ganzen aufs unzweideutigste lernen. Man zählt die Verse, man findet das niederdeutsche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zusätze die es macht, und dennoch fragen wir jeden Leser von Geschmack, ob er nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetischen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es ist ein Verschieben, ein Zusetzen und Wegnehmen, was, indem er das Ganze unverändert läßt, die Erscheinung ganz anders gestaltet; es ist ein Zusammengreifen der verschiedensten Kleinigkeiten, das wohl nur ein nachdichtender Künstler wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, in seinen innersten Gesetzen hätte durchschauen können. Hätten doch alle unsere volksmäßigen Gedichte solche Bearbeiter, solche Uebersetzer gefunden! Die es so verstanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leise zu mildern, dem Ganzen seine feste Form zu lassen und doch so sinnig zu verfeinern, die naive Einfalt so zu wahren und doch ein wenig absichtlich manchmal ins Burleske zu streifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, so steht diese in einem ähnlichen Verhältniß. Der Verfasser des Reineke konnte den Ausdruck bessern, aber hätte ihn schwerlich schaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel so rein fassen, so trefflich er ihn subjectiv auslegt. Sein Gedicht verhält sich zu dem Reinaert, wie etwa Tasso's Auffassung des Rittergeistes zu

der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritterdichter in ihren eignen Werken erscheint. Was dort Takt ist, wird bei ihm Einsicht, und diese geht allerdings schon in dem zweiten Theil, die Arbeit Willam's, in dem niederländischen Gedichte ein. Dies gab schon dem zweitheiligen Werke nothwendig bei den Vielen einen Vorzug vor dem ursprünglichen ersten Theile. Es wird hier leise die Hand geführt zum Verständniß des Gedichtes: in seine innere Bedeutung geht man hier leichter ein. Und darin geht der Reineke noch einen Schritt weiter, als Willam; schon bei diesem ist die zweite Beichte des Fuchses, möchte man sagen, der Mittelpunkt des Gedichtes, im Reineke aber noch weit mehr. Ueberall ist hier dem Helden ein größeres Bewußtsein geliehen, eine größere geistige Kraft beigelegt, als der erste Theil nöthig hatte. Der Reinaert schildert die Gesellschaft, wie sie ist, wenn kein höherer Grundsatz in ihr waltet, wenn kein anderes Gesetz sie bindet, als das positive; er geht von einem Landfrieden aus, der verkündet ist; der Uebereinkunft nach soll Friede herrschen, aber der Wirklichkeit nach überläßt sich jeder seiner Willkür, so gut er vermag [466]). Es siegt nun die geistige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der sie ununterbrochene Kämpfe zu bestehen hat; der zweite Theil aber zeigt besonders in jener Beichte, wie dieser Sieg errungen wird. Der Reinaert schildert nur den Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Fuchs bei Willam aber weiß schon deutlicher, warum dieser Hergang nöthig ist, der Held kennt seine Kräfte und übt sie nach Grundsätzen.

---

466) Das Thiergedicht schildert den Naturstand der Menschen im Thiere. Man kennt nun die alte Streitfrage, ob die Menschen in diesem Naturstande mehr friedlicher oder kriegerischer Natur gewesen seien. Alles vereinigt sich jetzt mehr, der feindseligen Hobbesschen Ansicht zu widersprechen, und man zeigt aus dem Charakter der Inder und Iberer, daß Friedfertigkeit den Urstand der Menschheit müsse bezeichnet haben, der erst später vom Kriegsstande verdrängt ward. Dennoch gibt es Völker in der Geschichte, die wir nicht über diesen Kriegsstand hinauf verfolgen können; so die Germanen. In der orientalischen Thierfabel nun sehen wir noch auf jenen älteren Friedensstand zurück; vielfach treffen sich feindliche Thiere friedlich, die unpassendsten machen treue Bündnisse miteinander, vieles verräth noch den Zustand, wo alles Gethier geduldig in Eine Arche ging, dazwischen spielt der Kriegsstand wohl hinein, aber in den deutschen Thiermährchen herrscht dieser mehr allein. Jene Gattung eignete sich vorzüglich zum Lehrgedicht, denn von dem friedlichen Hausthiere eben lernte der Mensch; diese zur Erzählung, denn mit dem Kriege beginnt erst Geschichte, Begebenheit und Factisches. Diesen Gegensatz der Thierfabel und des Mährchens zeigen unser Reineke und der Bidpai vortrefflich; beide wurden in diesen Zeiten erneuerter Rückkehr zu einem Naturstande auch erneuert und der letztere von dem ersteren, wie es der Sache gemäß ist, verdrängt.

Dies stört allerdings den einfachen Gang der epischen Erzählung, aber sobald wir eine bestimmte satirische Beziehung sehen, so können wir diese Wendung nur loben, und nun fragen wir nur, wie jene Grundsätze gefaßt sind, und wie sich hier im wesentlichen Punkte der Reineke zu Willam verhält. Jene Beichte ist bei beiden ganz verschieden. Willam zieht vortrefflich die Grundlinien der diplomatischen Theorien, aber der Reineke bezieht sie erst unmittelbar gegen die Uebelstände der Zeit, gegen die Schlechtigkeit derer, die von oben gutes Beispiel geben sollten, vorzugsweise gegen die Verdorbenheit des Clerus. Und da er diese Richtung des Gedichtes, die ursprünglich darin gelegen war, gerade zur rechten Stunde in das schärfste Licht stellte, wo die Welt reif war, die praktische Anwendung von dem zu machen, was hier schon ziemlich praktisch gelehrt, mehr aus moralischen und politischen Rücksichten gestellt als blos auf poetische Wirkung berechnet ist, so begreift man wohl, daß dieser richtige Takt dieser zeitgerechten Erneuerung des alten Gedichtes nicht am wenigsten ihren Sieg über dieses und ihre große Verbreitung und Wirkung verschaffte. Der Reineke, seiner Ueberlegenheit und seiner Unentbehrlichkeit sich bewußt, stützt seine Grundsätze auf die innerste Verachtung Aller, die er aber verschweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entschuldigt seine Grundsätze mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen seinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Arglist, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unschuld zerrissen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, so hält er die Habsucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herrschen dort, das mißliche Beispiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt selbst, keiner klagt's und sagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da sind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, so denkt man, es muß ja wohl so recht sein, da dessen soviel geschieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt schwimmen, so kann man sich billig nicht so bewahren, wie der Einsiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch. Das Gewissen spielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man soll seines Gleichen lieben, aber wer achtet das groß? wer soll mit solchen tölpelhaften Gesellen viel Umstände machen? man

macht sich daraus blutwenig Gewissen! So beichtet der Fuchs fremder Leute Sünden, wie ihm sein Beichtiger sagt (dieser Zug fehlt bei Willam), wo er für die eigenen Buße thun soll! Es sind die schönsten Grundrisse zum Tagebuch eines Diplomaten. Und so erscheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Masse, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abgeleitete Moral läßt sich auch nicht anders personificiren. Man ist auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt sich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satire auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn so gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, selbst nicht der Reinaert konnte so unmittelbar auf diesen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier gesungen, daß die Fehler der Menge die Schuld der Obern seien; und diese Schuld wälzt sich am Ende ihrem ganzen Umfange nach auf die Geistlichkeit, deren weltlichem Ehrgeiz endlich ein Ziel gesteckt werden sollte. Man hört nun die ehemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und nicht auf die Werke der Geistlichen sehen sollte, nicht weiter. Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie es im Reineke weiter heißt, sondern man späht nur aus nach dem Schlechten und verschlimmert es noch dazu. Mit den Laien die Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und selbst nichts dazu zu zahlen, schöne Kleider und leckere Speise, viele Geschäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbsten und anderen Prälaten das Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine — dies ist nun der herrschende Ton in dem geistlichen Stand. An dem geistlichen Hofe ist Alles käuflich und bestochen; man hilft dort jedem, der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld, mit Geld macht man da jede schlechte Sache siegen; mit Geld findet man Gnade und Hülfe. Der Pabst selbst ist ein alter kranker Mann, der sich keines Dinges annimmt, durch seine habsüchtige und geldgierige Umgebung muß man sich durch Gunst und Gaben durchschlagen, dann kann man jeder Unterstützung und Nachsicht sicher sein.

Das Gedicht vom Fuchs ward zum erstenmal bedeutend, als der erste Kampf zwischen Geistlichkeit und Laien begann; wo dieser Kampf enden sollte, vollendete sich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch sie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade in der Zeit des Reineke, gerade in dieser Reformationszeit werden mußte, sieht man von selbst. Der große Streit des Absolutismus gegen das Volksthum, der

Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkür, die tückische Staatskunst, die damals systematisch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poesie. Alles fing in Deutschland an, die Begriffe von Fürsten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dies Gemälde von solchen Regierungen auffrischte, in denen keine Theilnahme am Volke und seiner Wohlfahrt, sondern nur Gewalt, Habsucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo sich Reuchlin schon gegen schlechte Hofberather, Wimpfeling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beschwerden gegen die papistischen Mißbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humanisten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürsten abgewandt, die reichsstädtische aristokratische Freiheit begeistert zu preisen anfingen.

---

5. Murner.

Die ungeheuren Bewegungen der Reformation spiegeln sich in der Geschichte unserer Poesie zwar in einer gewissen Dürftigkeit, aber doch auch Vollständigkeit ab. Wir reihen unsere Betrachtung derselben an die Thätigkeit von vier Männern, die uns in die vier Hauptklassen der Gesellschaft mitten hineinstellen, welche bei diesen Bewegungen thätig und betheiligt waren. Mit Murner treten wir unter die Geistlichkeit, die den alten Ordnungen anhing, mit Hutten unter den humanistisch gebildeten und patriotischen Adel, wie wir mit Brant in den Kreis der bürgerlichen Gelehrten eingegangen waren, Hans Sachs führt uns in die Gesellschaft des Bürger- und Gewerbstandes, und Luther selbst endlich unter die Geistlichkeit, die dem neuen Bekenntnisse angehörte. Unter diesen knüpft sich Thomas Murner[467]) (aus Straßburg 1475—1536?) schon als Landsmann an Seb. Brant enge an, und ist übrigens auch seiner ganzen Manier nach sein sclavischer Nachahmer. Nur darin macht er einen wesentlichen Fortschritt, daß ihn unter den Ersten der neue Geist, der jetzt mit einemmale die freiwillige Censur abschüttelte, welche man sich bisher aus Scheu und Gewohnheit aufgelegt hatte, weiter riß als sich Brant gewagt hatte, daß er zu dem Uebergang der Satire von dem Allgemeinen zu dem Besonderen mit das erste Zeichen gab. Er legt die

467) Vgl. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften. Nürnberg 1775. Und A. Jung, Beiträge zur Gesch. der Reformation. Straßb. 1830.

ruhige Mäßigung Sebastian's ab, er behält seine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hintergrund, auf dem jener seine Bilder aufgetragen hatte. Der Charakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wichtigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren Leben ganz zusammenfällt. Brant war ein wohlgesinnter, ruhig und besonnen thätiger Mann, der sich von keiner Leidenschaft beherrschen ließ; Murner war ein unruhiger, ausschweifender Mönch, unzufrieden mit seiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere einzunehmen, anmaßend und dabei ein schwacher Kopf, strebend ohne Ausdauer, unstet bald in Italien bald in Deutschland, in Paris und Krakau sich umtreibend und nirgends nur eine kleine Zeit ansäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, daß er nicht allein das Narrenschiff in seinen Gedichten nachahmte, sondern auch selbst die Rolle des Geiler übernahm und darüber predigte, und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt ein Widersacher der dunkeln Theologen und der Bartholisten, dann selbst in Poesie und Wissenschaft mit den größten Thorheiten der scholastischen Gelehrsamkeit beschäftigt; jetzt, wie es scheint, ein gutmeinender Uebersetzer lutherischer Schriften, dann einer der heftigsten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII. von England, oder der katholischen Parteien in der Schweiz und im Elsaß; 1526 aus Straßburg geflüchtet ward er in Luzern aufgenommen und ließ von hier aus seine Schmähschriften (Ketzeralmanach 1527 u. a.) gegen die Schweizer Reformatoren ausgehen; er entflammte im Cappeler Kriege den Religionshaß, ward dann nach dem Religionsfrieden (1529) wieder verfolgt und machte nun an dem Hofe von Heidelberg Glück. In den Briefen der dunklen Männer ward er noch unter den Freunden Reuchlin's genannt und seine ersten poetischen Werke stellen ihn auch der Gesinnung nach nothwendig unter diese. Er ward daher seit seinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelsucht eines unmächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheuren Wuth als Abtrünniger verfolgt und zeigt uns also in der Dichtungsgeschichte einen der Schwankenden, die in der Geschichte der Humanistik und Reformation so häufig sind. Wenige derselben sind so arg mitgenommen worden. Niclaus Manuel hat es vielfach mit dem Dr. Murnarr zu thun; Wimpfeling behandelt ihn ganz als einen niederträchtigen Gesellen und Simon Hessus scheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in seiner „Ursache, warum die lutherischen Bücher verbrannt wurden" von ihm sagt, er sei ein armer Barfußermönch Franciscanerordens gewesen, ein Doctor der heiligen Schrift, der aber nach seinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit

gehabt und bei sich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Institut verdeutscht und halte sich selber für einen hochberühmten Juristen, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Basel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er ein herrlich Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Straßburg mit sich gebracht, allein sein Anschlag sei fehlgegangen und er habe ohne Geschrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müssen Doctor werden. Dies enthält in der That den Schlüssel zu seinem Charakter, den eine Masse von Schmähschriften in seinen Tagen aufs gehässigste ausmalten. Nicht blos die Zeitgenossen, auch die Spätern konnten dem armen „Gänseprediger" nicht vergeben. Fischart nahm ihn noch als einen Vertreter des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;" und noch Moscherosch nannte seine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verstümmeltes, verschimmeltes Gemaunze.

Seine Poesien haben in der That wenig Eigenthümliches, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, sie ins Lateinische (nebulo nebulonum Frankfurt 1620) und Holländische zu übersetzen. Man möchte sagen, wo er Brant nicht ausschreibt und breit tritt, wiederholt er sich selbst. Ohne eine mehrfache Bedeutung sind seine Werke gleichwohl nicht. Man sieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeschmack alles bis ins tiefste herabriß, wie nun selbst die gelehrten und adeligen Dichter sich vergeblich hiergegen stemmten, und wie die große Kluft zwischen den lateinischen und deutschen Poesien in diesen stürmischen Zeiten verschieden durchbrochen ward. Ernste Strafrede und Ermahnung, sagt Murner am Schlusse seiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz Bitten und Flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen schimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernst zu mischen. Viele muthen mir an, ich sollte geistlich schreiben und auf dem Ernste bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geistlich geschrieben, allein die Buchdrucker weisen mich damit ab, und so bleibt Gott in der Kiste liegen. Kein deutsch Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete es daneben auch für die Ernsten und Weisen in Latein, allein die Drucker lassen es mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er schon anders reden wolle, so würde ihm der Mund voll Reime und wer das so von Natur habe, dem werde es nicht sauer. Er gibt sich also der deutschen Dichtung für's Volk hin, allein nachdem er diesen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen

zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein volksmäßig, sondern pöbelhaft, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Uebersetzung des Eulenspiegel ohne Grund in die Schuhe schob, so hat doch diese Erdichtung in so fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in seinen Versen und in den Arabesken, die diese umgeben, viel zu weit ging, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälschen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der Verehrer von St. Schwarm und St. Schmoßmann und wie die groben Heiligen der Zeit alle heißen, überhaupt in jeder Art Ausübung seiner vulgaren Kunst, die er, sagte man[468]), in Freiburg im faulen Pelze erschnappt haben müsse. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben soll, daß er so viele ungedruckte ernste Bücher geschrieben? Mit seiner Verleugnung der Gelehrsamkeit zu Gunsten des Volksgeschmackes ist's eine eigne Sache. Man brachte damals gelehrte historische und mythische Andeutungen ohne Anstand sogar in's Volkslied, und daß Murner's Poesien davon so leer sind, daß er wenig Bibel darin anführt und nicht viel griechisch und chaldäisch dazu gebraucht, machte man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er sich um einen kleinen Kreis von Beispielen, wie sie damals aller Welt geläufig waren, die aber, wie er selbst gesteht, ihm sehr sauer zu erwerben waren. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben, den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen, allein er verfiel zu tief darin, so wie er selbst in seiner Polemik gegen seine Standesgenossen, die Geistlichen und Mönche, nicht seiner eigenen Vorschrift nachkommt, daß der Vogel sein eigenes Nest nicht beschmutzen solle.

Die Art und Weise übrigens, wie Murner in der Narrenbeschwörung[469]), die Kaiser Max das andere Narrenschiff nannte, und in der Schelmenzunft[470]) (beide 1512) die Gelehrten und Geistlichen, die Juristen und Fürsten angreift, leitet das, was zunächst in der Literatur und im Leben gegen diese Stände alles Stürmische losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbste die Schriftmeister, die sich Doctoren schelten lassen und nicht wissen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeschwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unsere Bibel lesen, sagt er, so sind wir so froh, als ob wir Bohnenstroh

468) In einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521. 4.

469) Erste Ausgabe: Straßburg 1512.

470) Erste Ausg. 1512. 4. (Augsburg.)

kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns schwamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen selbst weit irre; wir sind die ersten, die verspotten was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaffen plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken sind nur auf Besitz und Geld gerichtet und auf kriegerische Stärke. Man findet jetzt Prälaten, die das Wild fällen, und den Armen durch ihre Felder rennen, und ist das geistlich, wenn die Priester Jäger werden und die Hunde die Messe singen? Die Bischöfe sind Wölfe aus Hirten geworden. Der Fürsten Kinder sollen nun Pfründen haben, wenn sie noch in den Windeln liegen; und die erwachsenen Infulträger wollen dann nicht singen und stecken doch die Gulden ein. Alles ist nun käuflich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und Leid um unsere Sünde, Alles feil. Sonst mußte ein Christenlehrer in Rechtschaffenheit predigen und regieren, jetzt überlädt man einen mit Aemtern, wie andere Esel mit Säcken. Das macht der Pfennig; soll ich beichten, so muß ich nach der Tasche greifen, soll ich zum Sacrament gehen, ebenso, soll ich zur Weihe, so muß ich mirs verschreiben lassen und das Siegel tapfer netzen. Die Menschen vertrauen so leicht, wenn sich einer heilig gebärdet, doch ist er ein Mensch wie ein anderer und kann nur den besonderen Fund, daß er seine Wolfshaut deckt. Die Mönche gehen an Frau Venus Bad und steigen des Nachts über die Mauer (auf diese Stelle spielt Fischart an), die Nonnen, in zarter Jugend vom armen Adel ins Kloster gestoßen, hätten sich lieber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im reiferen Alter das Kloster. Wenn sie das Handwaschen vor Tisch vergessen, so beten die Klostergeistlichen zu Gott daß er die böse That nicht räche, dieser Beginentand ist ihnen eine große Sache; wenn sie aber buhlen und alle Klöster durchlaufen, Zwiespalt stiften und jedem ein Lotterspöttlein anhängen, dessen dürfen sie sich nicht schämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Bischof für den gemeinen Nutzen sprechen, sie müssen sein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird, muß er schwören, nicht in des Bischofs Sache zu reden, dem Kapitel durch seine Finger zu sehen, und wenn die Köchin die Messe singt und das puer natus ruft, mit seinem Gesang dazu zu stimmen. Dagegen gibt ihm der Bischof das Gleiche, sie grüßen sich Gevatter über den Zaun und solcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Gramen wohl. Leichtsinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Mißbrauch gemacht, so daß der Glauben auf Stelzen geht und ehestens den Hals abbrechen wird. Man hat so oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns so oft

betrogen, daß einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutschen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peter's Schiff solle nicht untergehen, und doch schwankt es schon; Königreiche und Kaiserthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürsten, die dem Kaiser nicht gehorsam sind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beisteuern. Am Regimente sitzen Tyrannen, in ihrem Rathe sind, die Alles seinen Gang gehen lassen, stillschweigen und ihren Sold nehmen, ihren Oberen die Ohren melken und schön thun und kuppeln, die Suppenfresser, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er sie alle in Rothwälsch nennt, die sich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein Kissen setzen und säuberlich halten lassen, statt daß sie auf dem Rade sitzen sollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unwesen: keine Kunst sei es, sagen sie, daß König Ferdinand Inseln mit Specereien in Indien entdecke, sie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine. Und dann die Advokaten, mit großen Büchern und kleinem Verstande, die allen unnützen Sachen den Fuß halten, mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutschen Lande aufgehört hat.

Man wird bald sehen, hier sind im Umrisse alle die Gegenstände angegeben, um die sich bald das ganze reformistische Streben in Deutschland regte, und die Ulrich Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächst auftrat. Die Schelmenzunft ist in dieser Hinsicht weniger wichtig. Auch hier will Murner zwar der Welt im Allgemeinen ihr nequam sagen und meint, es brauche dazu nicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dies wohl lehre; er hat also wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, sondern über der bösen Welt stehen muß, die man belehren will, wie auch seine sämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Grundsätzlichen der Brantischen Moral an sich tragen. Doch ist es in diesem Gedichte, obgleich sich Murner auch hier auf alle Klassen von Menschen einläßt, die er meist kurz redend einführt und sie dann in eigener Person anfährt und zurechtsetzt, mehr als auf die öffentlichen Zustände, auf die Laster des privaten Verkehrs abgesehen, auf die frommen Buben, die freien Knechte, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, auf jene eisenfresserischen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufbinder und Strohbartflechter, auf die Kerbholzredner, die adlig versprechen und es für bäurisch nehmen zu halten, auf die Kothrütteler, die alles Uebel aufsuchen, auf die Zutrinker, die wie die Gänse einander nachtrinken ohne Durst, die nach löblicher Sitte der Deutschen nichts anfangen ohne die Flasche, und mit der Flasche nicht enden bis der Wein hinein, der Witz heraus ist, und sie dann vom Dirdendein anfangen

zu lassen. In diese Klasse gehören dann auch die Kannegießer („die von den Reichstädten reden," heißen sie hier), die ihren Rücken mit fremder Sache beladen, Tag und Nacht sorgen, wem die Venediger Geld abborgen und wie sie es wollen wiedergeben. Wo sie trinken und essen, vergessen sie den König nicht, und die Franzosen und Türken; die Reichstädte müssen auch dran; sie haben uns dies und das gethan, das können wir nicht ungerochen lassen. Lieber Schelm, schüffst du das Deine und ließest die Reichstädte Reichstädte sein und tränkst einen guten Wein dafür, so ging er dir desto glätter ein. — Man merkt sogleich, daß dies einen aufgeregten Ton der politischen Unterhaltung verräth, der auch in der Geschichte sonst angetroffen wird und die ersten Bauerntumulte in diesem Jahrhundert bald nach diesen Schriften begleitete oder ihnen voranging.

War es nicht Murner's persönliche Unleidlichkeit, die seinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erscheinen Gegner verschaffte, wie er selbst einmal andeutet, so kann es auch ihre wirkliche Schwäche gewesen sein. Je länger er schrieb, desto mehr wiederholte er sich. In seiner geistlichen Badefahrt (Straßb. 1514), die im Bade und zum Danke für Genesung geschrieben wurde, geht er alle einzelnen Badeverrichtungen durch, um das Bild der Abwaschung sündiger Unreinheit auszuführen; daß er dabei Christus in den Handthierungen eines Baders abbildete, zog ihm starke Verhöhnungen zu. Im nächsten Jahre folgte die Mühle von Schwindelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit (Straßb. 1515). Die Mühle dieses Namens lag drei Meilen von Straßburg, und gab im Volksmunde Anlaß zu manchem Witz gegen allerlei Schwindel der Menschen. Die Vorrede des Gedichtes führt nun eine Reihe solcher Schwindeleien auf, für die dem Müller in Schwindelsheim Zins sollte entrichtet werden; dann folgt der eigentliche Text von der Gret Müllerin, der insignis meretrix, die Geistlich und Weltlich in ihre Pflicht genommen hat, daß sie nach Schwindelsheim zu ihrem Jahresfest rannten. Mit diesem Inhalte bildet das Gedicht eine Art Vorläufer zu der Gäuchmatte, die im gleichen Jahre geschrieben ist, aber erst 1519 in Basel ausgegeben ward. Auch hier schreibt Murner sich wieder selber aus. Nachdem er schon vielfach in der Narrenbeschwörung die Fantasten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, versammelt er hier diese weibischen Gäuche auf einer eignen Matte. Im Anfang scheint es, als wolle er eine neue Einkleidung gewinnen, als solle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder Berg u. s. w. werden; hier ist's ihre Matte; ihres Reiches Gesetze und Artikel und der Eid der Gäuche werden vorgelegt, nach dem sie

den alten Liebesdienst beschwören und die alte Treue in dem Geschlechte anbeten, dem alle Creatur weichen müsse. Bald aber verläßt der Dichter diese Einkleidung, führt seine Sprichwörter in alter Weise auf, mit eingemischten historischen Liebesbeispielen von Eva bis auf Caspar Schlick, und diese wiederholen sich in einer Reihe von Portraits dieser historischen Personen, und wie in jedem einzelnen Kapitel fast jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, so variirt sich in einem Anhängsel nachher das Ganze, die Sprichwörter und die Figuren noch einmal. Alle diese Werke, in denen sich Murner tief in Gegenstände einließ, in denen er seinem Stande nach billig keine Erfahrung haben sollte, wurden Murner schon vor seinem Zusammenstoß mit den Lutherischen verdacht, seit diesem aber zu den stärksten Angriffen gegen ihn benutzt. Er hatte gleich anfangs etliche namenlose Büchlein gegen Luther ausgehen lassen, seine derben Sprichwörtlein hatten ihn alsbald verrathen, nun regnete es Pasquille und Satiren gegen ihn, die ihn als Katze, als Drachen, als Murrnarren verspotteten; der Karsthans, der Murnarus Leviathan und die Novella, die gegen ihn gerichtet waren, sind von den geglückteren satirischen Dialogen der Zeit. Wie um 1522 der Bruder Michael Stiefel von Eßlingen im Bruder Veiten Ton die „christförmige rechtgegründete Lehre Dr. M. Luthers" besungen und den Reformator darin für den Engel erklärt hatte, den Johannes in der Offenbarung (C. 14.) das Evangelium lehrend fliegen sah, schrieb Murner in demselben Tone ein „Lied von dem Untergang des christlichen Glaubens", eine kleinlaute Klage über die Fortschritte des Lutherthums. Dagegen setzte Stiefel wieder eine prosaische „Auslegung und christliche Glosse" voll grober Persönlichkeiten. Dies reizte Murner zuletzt zu seinem großen Gegenausfall in dem Gedichte von dem großen Lutherischen Narren, das Hans Grieninger in Straßburg (1522) druckte, nicht ohne am Schlusse eine Entschuldigung nöthig zu finden, und das der Straßburger Rath verbrennen ließ. Es ist dies, obwohl unleidlich breit, nicht die schlechteste Arbeit Murner's, sie machte aber übel nur ärger. Der Fiction des Gedichtes liegt eines der vielen „Büchlein" der Lutherischen zu Grunde, die „klägliche Klag an K. Karolum von wegen Dr. Luthers und Ulrichs von Hutten" (o. O. u. J. 4.), worin vorgegeben wird, es seien 15 Bundesgenossen zusammengetreten, gemeiner Christenheit die Schäden zu entdecken, mit denen sie behaftet sei. Diese 15 Bundesgenossen schneidet nun Murner als Narrenbeschwörer dem großen Narren aus dem Bauche, um im ausgeführten Bilde Luthers Sache als einen Bundschuh und Verschwörung darzustellen; Stiefel und seine anderen

Gegner werden dabei mit gleicher Münze bezahlt; das Stechendste aber ist der Schluß. Luther belagert mit seinen Bundesgenossen den Murner, und bietet ihm Versöhnung und seine Tochter zum Weibe an. Murner geht scheinbar ein und seufzt tausend Meilen von Herzensgrund nach der Stunde, die liebe Adelheid zu küssen; er hofirt ihr und singt das nachher vielberüchtigte burlesk-ironische Loblied, dessen Strophen mit dem Refrain Sparnößlin enden. Bei der Hochzeit entdeckt ihm die Braut, daß sie den Grind habe, worauf er sie ausschlägt, da ja Luther selbst die Ehe nicht für ein Sakrament halte. Diese Beschmutzung der Ehe des heiligen Reformators zog nun erst die ganze Flut der heftigsten Ausfälle auf Murner, der Refrain vom Sparnößlin sollte noch oft auf ihn zurückprallen[471]). Hier tastete er einen Fleck an, wo das Zeitalter sehr empfindlich geworden war. In der Stellung und Schätzung des Weibes, in dem Urtheile über die geschlechtlichen und ehelichen Verhältnisse ging jetzt eben eine große Wandelung vor sich, wozu die Reformation durch die Erschütterung des Cölibats nicht sowohl einen ersten als einen letzten Anstoß gab. Murner hielt in dieser Beziehung mehr die alten Standpunkte fest. Er war, durch seinen Vater von Jugend auf so gewöhnt, noch ein warmer Verehrer der Jungfrau Maria, und er spricht seine Verehrung der Weiber dem entsprechend noch mehr im Stile der mittelalterlichen Frauenhuldigung aus. Aber er ist auch vielleicht gerade der allerletzte, bei dem man noch auf diese Eigenheiten stößt; die Jungfrau Maria verschwindet jetzt aus der Poesie und mit ihr all jene schwärmerische Anbetung des weiblichen Geschlechtes. An Maria's der Allsühnerin Stelle trat jetzt Mutter Eva, die Allsünderin, die so viel auf Erden gesäet hat, woran wir noch erndten; hinfort mischte sich Scherz und Ernst in der Verehrung und Verherrlichung der Frauen und das muthwillige Zeitalter sagte dem zarten Geschlechte die härtesten Wahrheiten. Die Schamlosigkeit der verbuhlten Geistlichen wurde nun

471) In einer Flugschrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geschicht,
wie man's denn öffentlich ersicht, von heimlichen da sag ich nicht;
hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach seinem fug,
welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre als viel er wil hon,
und hat mit sein'm Sparnöselein ein frölich fein guts mütelein.
Murmau Murnar der hetscht auch mit, denn er läßt schlechts sein mausen nit.
Ursach er hat, hätt's bald vergessen, ein Stück vom rohen Narren gefressen,
das er noch nicht verdauen kann; baut wol noch 30 Jahre daran.

schonungslos aufgedeckt; die Nacktheit des geschlechtlichen Verkehrs wurde in Schwänken und Fastnachtspielen unbarmherzig in aller Blöße gezeigt; die schleckige Liebelei verfolgte das Volkslied und die gelehrte Satire unter dem Namen der Löffelei (cochleatio); die Lateiner geißelten, Olearius in einem maccaronischen Gedichte de fide concubinarum in sacerdotes (1504) und Bebel in seinem Triumphus Veneris (1515), das Concubinat und den Götzendienst der Liebe; dafür wurden dann aber auch die Ehren der Ehe desto mehr gesteigert und der weiblichen Sittsamkeit und Häuslichkeit die höchste Würde zuerkannt. In wie vielen Liedern und Büchlein wurde jetzt über alle Mönch- und Nonnenorden hinweg der Orden der Ehe gepriesen! Wie oft gedruckt und weit verbreitet war das Gespräch von „Bärbeli" (1526), das seiner Mutter Anmuthung ins Kloster zu gehen nach reiflichen Bibelstudien abweist und Beichtväter und Priester, die ihren Sinn beugen wollen, durch ihre Schriftkenntniß theils bekehrt, theils „liederlich abziehen" läßt. In diesem Punkte des Ehepreises waren vor den persönlichen Spaltungen seit 1517 manche der späteren Feinde einträchtig. Der Johannes Murner, der ein Gedicht von des „ehelichen Standes Nutz und Beschwerden" (o. O. u. J.) schrieb, das oft unserm Thomas Murner zugeschrieben wird, und jener Hier. Emser in seiner „deutschen Satire und Straf des Ehebruchs" (Leipz. 1505) sind von diesem Gegenstande handelnd so ehrenhaft wie ein Urbanus Rhegius oder Albrecht von Eyb. Erasmus von Rotterdam's Gespräch von der Ehe war der Zeit nicht ehrenhaft genug; als es Fr. Alberus in seinem Ehebüchlein (1539) zu Ehren und Schutz der Ehe übersetzte, ließ er in ehrfürchtiger Scheu vor dem Stande alles Unzüchtige hinweg. Ein Theil dieser oder anderer in den Stoff einschlagender Werke der Zeit sind dem Gebiete der Poesie angehörig; so auch der „Frauenspiegel" (Straßb. um 1520 und Augsb. 1522), den noch Fischart (als „Ehespiegel") beifällig anführt. Auch die Polemik, der die Dichtung damals am häufigsten dienen mußte, drängte sich in diesen Gegenstand ein. Wie die sinnliche Kraft der damaligen Menschen von so mancher Unnatur erlöste, nachher aber auch Ausschweifungen der entgegengesetzten Art mit sich führte, so haben wir auch in der Literatur neben den angeführten aus schöner Gesinnung stammenden Streitschriften über das Frauenwesen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipp's des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutsches Reimgespräch, das den Bucer als den pseudonymen Verfasser jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch diese Schriften wirklich Gedichte und deutsche Gedichte sind, da fallen sie so tief in die

gemeine Prosa herunter, daß hier für den Geschichtschreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens ist. Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie jetzt in so tiefe Niederungen herab, daß ihr allmählich der letzte Ausgang bevorzustehen schien.

Man muß es nicht vergessen, an welche Dinge sich die Poesie im 15. und 16. Jahrh. gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie sie selbst da, wo sie zunächst bei theuren und begeisternden Gelegenheiten gebraucht ward, so durchaus roh und prosaisch verfallen konnte. Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Handwerksmäßigste in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die regimina sanitatis, die Diätetik in lateinische und deutsche Verse, behandelten astrologische Gegenstände in Reimen, dichteten sogar physiognomische Regeln, denn in diesen Zeiten, wo man alles deutete, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beschaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künstler freuten sich an poetischen Beschreibungen von Gemälden und Kunstwerken. Die Reichsbürger hörten von Stadtämtern und von fürstlichen Rathgebern, von ihrer Stadtgeschichte und von ihren Trinkstuben in Versen so gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte sein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Gesundheitsvorschriften, der Bauer seine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverse kamen in allen Zweigen auf, und die plumpsten Gelegenheitsgedichte. Das Schachspiel ward jetzt (1507 von Jacob Mennel und später um die Mitte des Jahrhunderts von Christophel Fischer) um seiner selbst willen poetisch behandelt; vom nöthigen Hausgeschirr, von den warmen Bädern, von einem Geschenk mit Spezereien (liber collationum 1485) reimte Hans Folz; Jacob Köbel aus Heidelberg (1492) von der Tischzucht. Die Kriegsleute reimten über ihre Künste, die Fechter über ihre Handgriffe, von Falkener und Leckücher gibt es Gedichte dieser Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung der Pferde; von Schaller eine gereimte Naturgeschichte; von Martin Agricola einen poetischen Unterricht im Instrumentspiel (musica instrumentalis 1528). Hält man dies nun Alles zusammen mit der Aeußerung Murner's über die Leichtigkeit seines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verses in dieser Zeit, mit der Uebung der Meistersänger und Spruchsprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrschenden Volksgesange, so sieht man immer deutlicher, wie von dem Höchsten bis zum Niedrigsten jeder Gegenstand von einem Poeten aus höchstem oder niedrigstem Stande poetisch mißhandelt werden konnte.

Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, so konnte man sicher sein, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig an sich reißen würden. So kam es, daß unter den ersten Stürmen der Reformation sogar die große Kluft zwischen der gelehrten lateinischen Poesie der Humanisten und der deutschen Volksdichtung durchbrochen ward und daß das glänzendste Talent unter diesen seine kaiserliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, seinen Poetennamen, der ihn seiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero stellte, durch den Gebrauch der Volkssprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Volksdichtung ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne scharf politische Richtung gab.

---

6. Ulrich von Hutten.

Dieser Mann ist Ulrich von Hutten (bei Fulda 1488—1523), der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation unter dem vorigen Geschlechte genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter des jetzigen ausmachte, der wie typisch den Charakter der edleren deutschen Jugend, so wie Luther den der kräftigeren deutschen Mannheit darstellt, der, wenn er mit den größten Geistern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zusammengestellt wird, ein herrliches Zeugniß für die natürliche Ueberlegenheit deutscher Anlage bietet. Dieser Mann ist der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, und Göthe schon hat scharf bemerkt, wie sich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Hutten's Zeiten schicken; es steht zu erwarten, daß, wie in gewissen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts sich die Wiederaufnahme der Bestrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es ist nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutschen Ritter das Denkmal zu setzen, das er noch vermißt, denn hierzu war seine Wirksamkeit für die Dichtung der Deutschen zu gering, so wie überhaupt die Poesie das damalige Leben in Deutschland am schwächsten darstellt; dennoch ist es für uns wichtig, in kurzen Umrissen dem Gange seines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dies versinnlicht,

wie das Volksthümliche damals alles Große für sich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragisches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältnisse über die unvergleichlichsten Kräfte des Einzelnen liefert, und weil es für unsere gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen eine inhaltschwere Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit seiner ersten Entwickelung mitten in Verhältnisse, die für eine strebsame Natur eben so förderud als vernichtend ausschlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günstlinge sich durchzuschlagen, mechanische Kenntniß zu sammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichtesten, dem hellen Geiste und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erschüttert; der Welt Ehre und Ruhm war nicht mehr das einzige, was das junge Geschlecht seit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unsterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiste nachstrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechischen Philosophen schob die christliche Scholastik hinweg, die Dichtungen Virgil's und Ovid's hatten in den Klassen der Gebildeten die vaterländische vergessen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren mehr, als ein Turnierdank und eine erschlichene Pfarre, und aus dem Kloster und der Raubburg tauchten die Rittersleute und Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu suchen. Es trieb die Menschen eine unbestimmte Unruhe zu einem Etwas, das sie nicht immer bestimmt vor sich sahen, und so hatte Hutten sein Kloster und Tritheim sein Vaterland verlassen, ohne klar zu wissen, was sie außerhalb suchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt; Podagra, Fieber und ärgere Krankheiten waren stehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie, und bekanntlich hat jeder Schriftsteller und Dichter des 16. Jahrhs. einer oder der anderen dieser Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Diese Uebel mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geister; Armut und gestörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anspannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten lastete das Alles, was sich auf Andere vertheilte, in seinem zartesten Alter schon zusammen. Der edle Eitelwolf von Stein hatte das Verderb, das diesem Geiste im Kloster drohte, vorausgesehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte seines Vaters Gunst verloren, der nie satt ward ihn selbst zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und seiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch später in

seinem Thun und Treiben selbst unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen. Die Vortheile, die ihm Stamm und Geschlecht boten, gab er auf, weil ihn sein Geist trieb; das Schicksal wollte nicht, sagt er selbst, daß er Ruhm im Vaterland genösse und ein friedliches Leben verbrächte. Seine ersten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäsarius und der Graf Nuenar, die unter sich nicht anders wirken konnten, als die neuerungssüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahrhunderts. Seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht wuchsen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn schon so frühe unter den Poeten und die Muse war in seiner Thätigkeit sein Eins und Alles. Von Ehrsucht glühend, seiner Natur und seinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht seinem Schicksale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Aussicht ward er, als ihn seine unsteten Wanderungen in Deutschland nach Greifswalde trugen, auf Anstiften des dortigen Bürgermeisters Lötz und dessen Sohnes in Frost und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward sein erster Eintritt in die Literatur polemisch; er bewegte jeden Stein über dies Verbrechen, forderte in seinen Elegien die ganze literarische Macht in Deutschland gegen diese Lossier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung auf sie herab. Durch seine kunstmäßigen Verse leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachsucht und gerechten Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu seiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern gesehen, wenn seinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was sie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und diese Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlin's leidenschaftlicher Eifer gegen seine Verläumder, wenn nicht spätere Geschicke ihn immer steigernd in ähnliche Verhältnisse geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geschickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poesie hieß, seine leichten Verse; er konnte sich in diesen Zeiten (1511) noch in heroischen Versen über lateinische Metrik auslassen; als er sich in seiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabschrift schrieb, war ihr Gegenstand sein Unglück und seine Muse; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels suchte, die Ursachen und den Lauf der Dinge und die Sitten der Menschen erforschte, so war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als schon sein Name im guten Klange war, und seine Verbindungen mit allen guten Köpfen seines Vaterlandes geknüpft, kam er von

langen Reisen, im Elend geprüft und weise geworden, befriedigt in seinen Studien, verstoßen von der äußeren Welt, nach Hause zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die dunkeln Leute hatten noch einen Greuel an den Dichtern, die den Petrus Hispanus verachteten und die parva logicalia, das vademecum und das exercitium puerorum; sie wollten es in der Beichte hören und mit Buße belegen, wenn einer den Virgil gelesen hatte, sie wollten keine Poeten, sondern Magister und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere „neue" Autoren gelesen und am Ende keine Promotion erlangt hatten. So wenig auch heute einer, der menschliche Weisheit für die Seele zu lernen sich beikommen ließe, vor den Plänen seiner Eltern oder den Fragen seiner Examinatoren bestehen würde, so wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juristen, jenen hochnasigen Theologen, jener inhumanen Ritterschaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er sich fühlte, Nichts zu wissen und Niemand zu sein, wenn sie ihre Kenntnisse auskramten, und die, was in ihm war von Wissen und Weisheit, tief unter aller Verachtung sahen. Damals entwarf er zuerst seine Satire vom Niemand; damals warf er zuerst seine eindringenden Blicke auf die inneren Zustände in Deutschland, in dessen politischen Verhältnissen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der französische Ruhm und ein trügerisches Krämer- und Fischervolk den deutschen Namen in Schatten stellen konnte, vor dem einst der Erdkreis erbebte; damals sog er den ersten Haß ein gegen die römischen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutschland, er glühte vor Scham, daß das weibische Volk der Wälschen die deutsche Kraft sollte schwächen und mißbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der Druck, den die römische Kirche und das römische Recht auf Deutschland ausübte, mit geistigen Kräften müsse abgeworfen werden. Er wollte die Rechtsbücher und Glossen mit dem heimischen Gebrauche der nördlichen Sachsen vertilgen, die ungezögertes Recht sprechen nach alter Sitte, wo wir sonst 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So sehr ihn schon damals die alte deutsche Kraft in Tacitus' Zeiten anzog, so suchte er doch nur in Bildung und Frieden das Heil. Er eifert heftig gegen seinen rohen Adel, diese Centauren von schlechter Sitte; er freut sich, daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen steht. Keuschheit, Fleiß, Anbau des Landes und der Geister zeichnen Deutschland aus; wir haben die friedlichsten und kriegerischsten Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen hat, und

dennoch ruht still noch so viel Kraft und Tapferkeit im Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römischen Krone zu greifen, der Italiener sein Joch nicht abwarf, der Türke den deutschen Boden scheute. Wie voll Anerkennung und Einsicht ist dies! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unsere heutige Freiheitsjugend, deren Einsicht nichts, deren Kraft und Freimut nichts ist neben Hutten's, das Vaterland mit Koth wirft! wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute so häufig finden. Mit der Gesundheit, mit der Freiheit, die er aus seiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit jedem kühneren Gleichgesinnten, angereizt durch Reuchlin's Streitsache, die jammervolle Gelehrsamkeit der dunklen Männer mit jenen berühmten Briefen bei der gefährlichsten Stelle an. Wäre er doch immer bei diesen Waffen geblieben, die ja nicht minder ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch seine juristischen Studien wenigstens so weit wie seine theologischen zu führen die Geduld gehabt, damit er auch die juristischen Freiheitsfeinde in Deutschland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geistlichen in Gemeinschaft mit Luther vertilgte. Wie ist hier alles noch Umsicht und Vorsicht, wie setzt man den guten Reuchlin sicher! wie verschanzt man sich hinter Unschuld und Anonymität! Denn jene bekannten verleugnenden Briefe Hutten's an Richard Crocus müssen ihrer geschraubten Weise nach weit eher für einen Beweis für Ulrich's Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber diese merkwürdigen Briefe erst vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade sich seiner Genesung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 seinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigene Vertheidigung beschuldigte den Mörder statt ihn zu entschuldigen, und ganz Deutschland gerieth über diese That in eine Bewegung, noch ehe Hutten seine „Deplorationen" gegen den Herzog schleuderte, die, zu Pferd auf der Reise geschrieben, entfernt von allem gelehrten Schmuck, zuerst seinem rednerischen und dichterischen Stile den höheren Schwung gaben, und aus denen in der That unschuldig ungerochenes Blut schreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutschen Cicero oder Demosthenes, und sein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutsche übersetzt ward[472]), uns schon näher angeht, den eines deutschen Lucian. Der ausgesprochene Abscheu der Nation gab der Kühnheit Hutten's Nahrung, er rief die

472) Hutten's Werke hrsg. v. Münch. 2, 191.

schwäbischen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der sie nicht undeutlich strebten; er bezeichnete diesen Frevler als den ersten, der auf deutschem Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf dem man den Retter Armin nicht geduldet, da er die Hand nach Herrschaft ausstreckte; er malte den Deutschen das Bild des Tyrannen so aus, daß er zum Sprichwort ward. So empfindlich war damals Deutschland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieser Familienschmach blühte Ulrich's Glück auf und das war ihm, scheint's, gefährlicher als sein Unglück. Er war durch diesen Vorfall eine deutsche, ja eine europäische Person geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und diese hatten die alte Scholastik in ihren Grundfesten erschüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgesetzt; sein Ruhm erschallte überall, endlich bot sich ihm an dem Hofe Albrechts von Mainz eine sichere Zufluchtsstätte dar, der damals der Schützer jedes Talents war. Jede gute Sache der Reuchlinisten, der Hutten'schen Familie, bald des auftretenden Luther siegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dies schärfte den Ton der jungen Vorfechter, dies spannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Liebe sich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeisterung an Albrecht von Mainz, der zugleich den Markgrafentitel von Brandenburg führte, Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt war und im Reiche den größten Einfluß besaß. Der nationale Dichter muthete ihm in seinem Lobgedichte ein Ergreifen der deutschen Verhältnisse an, das auch in unseren Zeiten die Freunde deutscher Einheit von diesen selben Flüssen Rhein, Elbe und Oder her erwarteten. „Nie habe der Rhein, sagt er ihm, sein Schicksal in besseren Händen gesehen, und bedürfe es der Mahnung, so rufe sie dieser mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verschmähten, freuen sich deine Unterthanen zu sein und laden dich selbst zum Herrscher. Warum nun diese Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger gesucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter günstig bieten, daß nicht in Trägheit und schlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erstarre. Nicht weichliche Völker sind dir anvertraut, sondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Westphalens, Thüringens und Hessens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrschen weißt, werden sich dir die Sachsen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlst, was auf dem Spiele steht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von selbst zufällt, nicht gewachsen zeigst.

Der beste Theil der Erde ist dein, du hast Waffen, Männer und Schätze und die Zügel eines großen Reiches, du kannst Vater und Bürger sein, und das Eine bedenke, daß diesen Völkern nicht sowohl Herrschaft als ein Beispiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt sich die Glut der Scham auf die Wangen und wenn du versprechen wolltest, was du Alles im Geiste bewegst und wie groß dein Vorhaben ist, so würde der Tag nicht hinreichen; aber du willst Alles lieber thun, willst nicht die Hoffnungen auf dich mehren, versprechen willst du nichts. Nur dies Eine willst du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezeigungen deiner Völker spärlicher seien. So groß bist du und willst nicht so groß gepriesen werden! Was willst du zu Hause sitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Musen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geschicke rufen." Bald steigen diese kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luther's Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Constantin's heraus, mit jener Vorrede an den Pabst. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X. zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigsten und heftigsten Köpfen der Zeit! Er sollte Florenz herstellen und der Herrschaft darauf entsagen! er sollte den Frieden in die Kirche zurückführen, den seine Vorfahren vertrieben! er sollte den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren, wie einst Griechenland seine Tyrannenmörder geehrt! er sollte, da er als Kaiser herrschen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbste, seine Vorgänger, der Deutschen Einfalt so lange mißbraucht, so sollte er sich nun der Deutschen ganze Grobheit gefallen lassen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Hutten's Rede für den Türkenkrieg, in der selbst von dem Kaiser ein guter Theil Freiheit genehmigt ward; an dem Hofe Albert's schrieb er seinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muster und in Aeneas Sylvius einen Vorgänger hatte. Von dieser Zeit fing er an, sich in diesen Freimüthigkeiten zu gefallen und sie unnöthig zu benutzen und dadurch ihre Spitze selbst zu stumpfen.

Mitten im ersten Durchbrechen der Schranken aber ist er auf dem Gipfel seines Wirkens. Man darf seine Bestrebungen mit denen des Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm ist dieser Vergleich für den Mann und sein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm seine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebnissen in der Zeit und aus einer kerngesunden

Natur. Jener nahm den römischen Urstand Italiens zum Muster und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutsche Urzeit inmitten der neuen Verhältnisse beleben. Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkosten der Bildung, die Waffen statt des Friedens, den Krieg statt der Gewerbe; Hutten wollte Beides vereint. Den erstorbenen römischen Geist wollte jener ins Leben rufen, den schlummernden deutschen dieser erwecken. Vom Hof, von der Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach diesem bestimmten System, mit diesem bestimmten Verfahren, Hutten drängte dem Volk nichts auf, nahm selbst und ließ das Volk das Gute annehmen woher es kam. Jener vermißte einen weisen Tyrannen, dieser vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer diese und diese Form, der Geist wird sich finden, aber Hutten will blos den Geist und sorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten ist und die die rechten Mittel leicht ergreift. Daß sein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, ist der Schmerz Machiavelli's, daß das seine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Gesinnung recht und rege ist, so wird, was werden soll und kann, von selbst kommen. Ist nur ein guter Geist in Bewegung, Menschlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann ist das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, sondern den kriegerischen Sinn der alten Heroen, die die römische Herrschaft gebrochen. Er schreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden sich finden, wenn nur Zucht und Gehorsam da ist. Er zeigt nicht diesen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, sondern er stellt geschichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtsein moralischer und physischer Ueberlegenheit, unbesorgt um die Erfolge. Er sucht nicht die Sophisten und Pharisäer zu widerlegen, sondern er pflegt nach Kräften gesunde Kenntniß und Bildung, ohne Angst um den Ausgang. Der Gedanke dünkt ihm schmählich, gegen den Zwingherrn in Würtemberg erst die Waffen aufbieten zu müssen, er knirscht, daß es in Deutschland möglich ist, einen solchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt. Er will nicht eine deutsche Einheit in dieser oder jener Gestalt, sondern Einigkeit der Gesinnung, dann wird jene von selbst zufallen. Er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiser in Aussicht; er hätte mit gegebenen Landständen darum noch keinen ständischen Geist erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden besserte und stritt, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politischen Factionen, so wenig wie Luther religiöse Sekten wollte. Hätte es dabei

bleiben können, wie heilsam wäre es gewesen! Denn Hutten's bestimmtere politische Plane rieben ihn auf. Machiavelli scheiterte mit seinen planmäßigen Reformen, die er seiner blinden Masse aufdrängen wollte, Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem gesunden Sinne des Volkes trauen, auf den Theil desselben vorzugsweise bauen sollen, der die bessere Bildung überhaupt unterstützte und förderte. Machiavelli schob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil sie voreilend das Volk verließen, auf dessen Begleitung sie immer warten mußten. Nur Luthern krönte sein Werk, weil er allein unter so vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigensinnig feststand, die Neuerungssucht dämmte, und sich ganz allein auf den Mittelstand stützte, der damals die einzige moralische Kraft in Deutschland war. Als Hutten den Sinn und Geist, den er bedurfte, nach seinen Kräften erregt hatte, hätte er seine Ungeduld bändigen müssen; was die Zeit damals leisten konnte, leistete sie redlich. Hätte er seine Kräfte gespart bis zu dem schmalkaldischen Kriege, dann seine eiserne Stimme gehoben, dann seine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung seine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden; wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er so lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, den freien Geist der Alten in das junge Geschlecht zu pflanzen, den Boden für alles Aechte und Gute zu reinigen. Wenn Demagogen so redlich und offen, so ganz nur gegen Gleisnerei und Geistesunterdrückung gerichtet, so hoch gebildet und unterrichtet, so aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, so uneigennützig und patriotisch sind wie Hutten war, dann hat es, sollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in Schlafsucht seine besten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlassen ist, die aus dem Buche regieren, dem praktischen Talente nichts vertrauen und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüssig und glühend zu machen, mit der sie sie füllen wollen.

So stand es also mit Hutten in der schönsten Zeit seines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu schlimmern Entschlüssen lockte, als wozu ihn vorher sein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wissenschaften und Künste, nun wollte er auch ein praktischer Staatsmann sein. Mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im schönsten Gange, jetzt sollten auch die Beamten, die Hofleute und die Juristen dran. Kaum eben hatte Hutten noch eingesehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben und praktischer Wirksamkeit sind, und gleich darauf

ringt er nach der Palme in beidem. Nur eben hatte er den Deutschen zu ihrem Mark das Hirn gewünscht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünschen möchte) und bald ist es ihm mehr um die Kraft als den Witz zu thun. Der makellose unbescholtene Bilibald Pirkheimer, der Mann, den selbst der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er sich an Albrecht's Hofe befand, allein den Musen fortzuleben; er hätte ihm folgen sollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Anmuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet sein innerstes Wesen und lehrt, wie in dem vortrefflichsten Menschen Folgerichtigkeit und Unsicherheit, Selbstkenntniß und Selbsttäuschung, ächter und falscher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerstrebe, sagt er, seiner Natur wie seinem Alter, sich in scholastische Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen; er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Die Studien könnten ihn nicht von den Menschen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß sei; und habe er in der Wissenschaft ein kleines Verdienst, so verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wissenschaften aufgeben, weil er sich an Albrecht's Hof begeben, noch da verfechte er die Sache Reuchlin's gegen jene Obscuren, denn dieses Unkraut müsse vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wissenschaft wuchern könne. Er preist Pirkheimern glücklich um seiner bildungsvollen, kunstreichen Vaterstadt willen: in seinen Ritterstand ziehe diese Liebe zur Bildung langsam ein. Darum müsse man sich jetzt an die Höfe drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder seine Natur oder sein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er solle diese Glut erst sich kühlen, diesen unruhigen und strebenden Geist ein wenig ermüden lassen, bis er jene Muße verdient. Er feiere ja nicht von seinen Studien, es sei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menschen sei er oft allein. Wohin solle er sich auch wenden vom Hofe weg? Auf seine Ritterburgen? Da sei nichts als Hader, Krieg und Ueberfall, eine festungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu die Mühen des Landbaus und ewige Sorge und Angst. Zu solch einer Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er sorglos sein; die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorsichtig die Lockspeise. — So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockspeise vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend sein, sich in Leben und Wissenschaften zugleich versuchen

zu wollen, wenn nur nicht die Geschichte so ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten schreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann der seine volksthümliche Wirksamkeit bereits erprobt hat, wohl verführerisch sein, sich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herrschaft zu stellen, um von oben her leichter zu überschauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutsche Geschichte so unaufhörlich bewiese, daß wir nichts haben und werden sollten durch Höfe und Regierungskünste und Akademien, sondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie sonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichstädten den Rücken kehrt, als wären sie eine Welt für sich, die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verschlossen wäre, und daß er plötzlich die Ritterschaft bekehren will, die er immer für unheilbar angesehen hatte. Er erkannte so im vollen Maße an, daß die ganze Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe, die aus dem Staube emporgekommen die Ritter überholten; er sieht und weiß, daß der Adel dies Emporkommen selbst durch seine Trägheit verschuldet, da er freiwillig aus den Vortheilen und Besitzen gewichen sei, die jene mit Recht ergriffen hatten, weil alles Verlassene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigstens theilweise aufgeben, um diesen unfruchtbaren zu bauen? jenen vollen Strom verlassen, um diese stehenden Wasser in Lauf zu bringen? Und indem Ulrich seine Thätigkeit nun in diese gefährlichen Gebiete verpflanzen, praktisch in die politische Welt eingreifen will, so will er das, da ihm noch Feuer und Leidenschaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit dieser Naturart die Schlangenkünste der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte eines Albrecht und endlich die großen politischen Verhältnisse der Nation zu beherrschen, mit der er nicht einmal in der Wissenschaft auszukommen getraute? So sehr verkannte er jetzt, was sein Beruf sei! Denn überall sind in Staatsgeschäften die kalten und besonnenen Talente so wesentlich, wie in wissenschaftlichen Revolutionen, wenn es sich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlassen, die üppigen und feurigen Geister, die Hutten und Lessing, an ihrer wahren Stelle sind. Schwerlich also konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf seiner neuen Laufbahn sich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz fesselte ihn plötzlich, er wollte eine würdige Stelle seinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil sie seine schreibermäßige verachteten. Er will sich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es scheint schon mißlich, daß er so vielfach wiederholt sagt, er wolle nicht hoch steigen, daß er nicht tief fallen könne;

er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig versuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er schwanke, versichert er, nicht unsicher zwischen verschiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Asyl wisse, so wolle ers annehmen. Er habe sich auf Einen Zweck gerichtet, auf Ein Ziel den Bogen gespannt, wornach er mit Absicht und Willen steure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch verzweifle er, dazu ohne fremde Unterstützung zu gelangen. Da war Machiavelli weiser! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß stehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, sondern auch in der Literatur; dann ordnet sich der Geist und hüllt sich in Gleichmut, den Hutten damals angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück stückweise zu Boden fiel. Als Hutten auf seinem Pirkheimer, Crotus, Luther stand, da stand er sicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Busch und Eoban Heß fiel er zu frühe für sein Vaterland und sich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Hutten's beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Bestechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war seiner weniger würdig. Es ist wohl begreiflich, daß Hutten an diesem heroischen Manne voll Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zusammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albrecht sogleich vergessen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Bilibald vom Hofe, zu den Wissenschaften zurück; und so wohl sich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, so sehnte er sich doch auch da bald nach den Musen zurück, ohne auf seine Natur zu lauschen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegerischen Beschäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteste; er schrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigste, was bis dahin gegen Rom geschrieben war, allein er verfaßte auch damals seine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und veröffentlichte ältere Schriften, die mit den Tagsgeschichten in glücklichem Bezuge standen; er sehnt sich sogar damals nach einer Gattin, die schön, jung, gebildet, heiter, züchtig und duldsam sei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geschlecht wie sie will, denn er glaubte sie genug geadelt, die Hutten's Weib sei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in seinen Zügen mit

Sickingen sollte nun sein Gleichmut die Probe bestehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albrecht wandte sich von ihm ab, Kaiser Karl bewährte sich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menschen meiden sollte, ergreift ihn; bald sieht er daß er auf die schlimme Sache minder gefaßt war, und daß er die Kriegsregel vergessen hatte, keinen Feind zu verachten. Er sah sich getäuscht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen sollen; er wandte sich an die Fürsten zweiten Ranges, er suchte bei Sickingen Zuflucht, bei dem auch die Oecolampad und Bucer, die Aquila und Schwebel, geladen und ungeladen, Aufnahme und Willkomm fanden. Aus der Druckerei auf Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langsameren Franz bearbeitete, schleuderte nun Hutten seine Mahnungen und Gespräche, wandte sich an alle Stände und an die Landsknechte und bot jede Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutsche Geld den Römern zu entziehen, den Bischof von Rom herabzureißen von seiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geistlichen zu decimiren, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache schon so im Gange war? Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeschirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegossen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menschheit verantwortlich wäre! Er sann über Verschwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, sondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er stets für Alle zu arbeiten sich bewußt war, hoffte er, würden auch Alle für ihn arbeiten, und edel und uneigennützig, wie Er war, werde der große Haufen gegen ihn sein; weil er des Volkes Ehre erweitert, sollte es sein Heil nicht vergessen, und nicht gestatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieser Erde entrissen werde, die ihn geboren, und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, seine Schriften zu verdeutschen und eben in dieser Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutsche Volksdichtung von großem Einflusse zu werden. Hierher fallen jene Gedichte und jene Lucianischen Gespräche, die nachher eine Lieblingsform der politischen und literarischen Polemik wurden; hier trat rücksichtslos jene Anfeindung und Schonungslosigkeit hervor, besonders seit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis spät ins 16. Jahrh. blieb. Sicher in seinem Schlupfwinkel ist Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug; er weist

auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchtesten Ketzer darzustellen gewagt hätte: nun preist er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlassen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen zu haben. Der Gehorsam gegen den Kaiser wird schon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgesetzt. Als er Bildung und Menschlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er seine Ritter verschmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eisen helfen will, sucht er sie hervor. Sonst hatte er ihre Rohheit gerügt, jetzt preist er ihre Einfachheit und Rüstigkeit. Er hatte noch nicht lange den wüsten Aufenthalt in Burg und Wald verabscheut, jetzt rühmt er das mäßige Landleben; Jagdlust und Eigenmächtigkeit hatte er sonst als den Verderb des Landes angesehen, jetzt erhebt er die körperliche Uebung, die sie mit sich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeschieden von dem Raubvolk und den Bevorrechteten, sich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juristen. Die Theologen hatte man so glücklich bekämpft und mit ihrem Ansehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römischen Curie von selbst; man durfte hier Luthern weiter sorgen lassen, ohne ihm Sickingen's Waffen zu bieten. Aber die Legisten, diese Belagerer und Aussauger der Fürsten und des Landes, diese Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Gewissen und Sitte, diese in eben der Weise zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geschehen war, dies fiel Hutten nie ein, der auch vergebens gesucht hatte, sich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römischen Recht und den Glossatoren, den Staats- und den Rechtskünstlern ist noch heute nach drei Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach drei Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde! Diese Juristen suchte er damals kurzweg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich sagte er, er hätte wenig gegen sie geschrieben, weil er diesen Mangel mit Thaten zu ersetzen denke. Da er in Worms gesehen hatte, wie man die leichtesten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber schwitzte, mit Beweisstellen die einfachsten Dinge verwirrte, so dünkte ihm Deutschlands Zustand unter dem Faustrecht besser als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit stieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger seine Hände halten werde und wollten sie nicht den

Worten gehorchen, so sollten sie dem Schwerte weichen müssen; und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutschland war und er nach der Schweiz ging, so mußte er da auf den schüchternen Erasmus noch treffen und seine letzten Tage sich dadurch verbittern, daß er von dem vorsichtigen Manne verlangte, er solle wie Hutten sein und handeln.

Wir wollen zwei Stücke aus Hutten's deutschen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakterisiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes sei das eine[473]), die Anschauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatorischen Bestrebungen in der Poesie sich aussprachen; zugleich enthält es fast die ganze Summe der Lieblingsideen Hutten's und entfaltet seine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menschen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falschheit hinzutreiben, damit diese Nation einsehe, wie weit seine Gnade da sei, wo man von seiner Gottheit schreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Priester heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm solle er verleihen aus seinem Munde zu sprechen, ob man ihm schon darum nach dem Leben stelle. Die Priester sollen weltliche Ehre nie vor Gottes Testament setzen, wie Christus selbst Beispiele genug gegeben, der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabst Leute und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben strebt und den Schlüssel hintansetzt. Er schätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weise und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? Den Priestern steht ihr Muth allein auf Prassen, auf kostbare Gewänder, auf Frauenscherze und Müßiggang. Ist das ein geistlich Leben, so müßt ich sprechen, daß Gottes Wort nicht gerecht sei. Und wer nun solches gern zum Besten änderte, den heischen sie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde sei, und seh ich sie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildstock die Straße zeigt, die er nicht selber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die sie im deutschen Lande treiben. Noch ist die Welt so blind, daß man nicht die Wahrheit verstehen will. Er schreit jetzt deutsch an das Vaterland, sich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu lassen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabst, seine

473) Hutten's Werke 5, 59.

Schinder, die Legaten, nicht mehr herzusenden; die uns zu beichten anregen und lange Lieder vom Fasten singen. Den Deutschen muß man diesen Rauch von den Augen blasen, denn wären sie klug, so hätte das Evangelium vor diesen Fabeln seinen Ruhm. Er schildert das Unwesen, das er in Rom mit seinen Augen gesehen, und das Bubenvolk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden ist, daß solch unnützes Volk unsern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Fastenzeit nicht die Fleischbank geschlossen gesehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu essen kauft. Was so lange unser eigen gewesen ist, das kaufen wir jetzt in Rom und diese Zahlung hat kein Maß und was ehedem 100 Gulden war, das müssen jetzt 1000 sein. Da schatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit seiner Habe einen Bischof kauft, der dann mit Waffen und Harnisch reitet, statt zu beten und zu predigen, und sich der Geistlichkeit schämt. So haben wir uns Herrn gekauft, statt daß das Volk sich seinen Bischof wählen sollte, der der Tugend voll und mit Kunst, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, diese Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutschen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu sein, diesen Schaden und Schande auszutreiben; du sollst Urheber und Vollender sein, so will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag, und begehre darum keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, so wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes ist nicht rein, der Weitzen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutschen Herzen werden sich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinsam zusammen zu halten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutschen, jetzt ist die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat uns Laien auch Gott die Kunst bescheert, daß wir die Bücher verstehen, wohlauf, es ist Zeit, wir müssen dran. Ehedem haben sie Wahrheit und Glauben entstellt nach ihrer Willkür und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronymus verbrannt, und seitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unser Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth; ja ob mir schon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen widersagen die uns mit ihrem Banne schrecken, vor dem so

mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht gesinnt, so eifrig sie es treiben; nicht daß ich Gottes Strafe verachte, sondern ich spreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere strafen, der selber von Sünden schwer ist? Man stellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben einen grauen Mönch mit Holzschuhen geschickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen, ist Niemand den diese Tyrannei bewegt, mir beizustehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und sollt ich fremde Hülfe brauchen. Das Recht habe ich nie geflohen, dieweil sie aber Gewalt brauchen, so stell ich mich auch dargegen. Es ist zum Höchsten aufgestiegen, man hemme der Kurtisanen Lauf, sie haben Geld und Gut aus deutschem Land genommen und dafür aller Laster Schand gebracht. Ich frage, wo ist der Deutschen Mut? wo ist das alte Gemüt und Sinn? ist alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrschen, doch litt es nicht die deutsche Art, daß sie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überstritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That gefunden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte sie ihm denn eine Hure gebissen. Dies sind jetzt die Herrn dieser Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte gesagt, daß von seiner Lehre nicht das mindeste Wort getrennt werden solle, aber die Päbste machen neue Gesetze ohne Zahl; und wer dawider spricht der ist ein Ketzer. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich sage, dieser Räuberhaufe, der uns täglich plündert, ist nicht die heilige Kirche. Auch ist nicht die Zeit, daß Christs große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Christus selbst hat seine Gewalt getheilt. Darum mahne ich alle Fürsten und den Adel und die Städte und wer sein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutschen, ihr Landsknechte und Reiter, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag im Guten sein, so kost es denn Blut, da es sich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieser Sache. Wer sie mit mir treibt mit reinem Gewissen und aller Güte, der wird Gott zu einem Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Ist Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutschen, wir haben Harnisch und Pferde, und hilft nicht freundliche

Mahnung, so laßt uns die gebrauchen. Mit uns ist Gottes Hülfe und Rache, wir strafen die, die wider ihn sind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in seiner Stadt die Sachen beschweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunst, wer wollte in solcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das ist mein Reim.

Der Dialog, die Anschauenden[474]) ist, wie so viele andere lateinische von Hutten, ganz in Lucian's Manier. Sol und Phaeton unterhalten sich über das Erdvolk. Die Italier seien so herab, daß sich kaum noch einer zu waffnen verstünde, und man sagen möchte, es sei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutschen zechten und ließen sich dabei im Kriege leicht verlocken, sie seien je die besten Krieger gewesen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier seien vor allem fleißige Diebe, sonst im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die Wolken und fragt, was für ein seltsames Getöse da in Augsburg sei mit Schlemmen, Praffen und Rathschlagen? Das sei ein deutscher Reichstag. Sie gewahren einen Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutschen neues Geld abluchsen soll; er wolle die Schafe des Pabstes schinden und scheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutschen recht, so sei jetzt nichts mehr damit, es sei nahebei, daß die Deutschen weise würden, denn dies sei der erste Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieser Barbaren, besonders der Sachsen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Gesundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte, Zucht und Scham gepriesen werden. Sie seien frei, rüstig, tapfer und hätten den Kaiser in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und seien ihm daher auch nicht fast gehorsam. Fürsten, Grafen, Geistlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenseitigen Stellung geschildert; die Fürsten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man sie; in der Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Adel und Städten wird auch hier die Ritterschaft geschont und ihre beste Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht scheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbstliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken;

474) Werke 5, 336.

er verlangt daß Sol beichte, um Absolutz bitte, sich einer Buße unterwerfe; Sol sagt ihm, er solle sich eine Purganz von Nießwurz eingeben lassen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte gibt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Pestilenz unter die deutschen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verspottung der Deutschen Preis.

Daß das Lucianische Gespräch in diesen Zeiten so beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutsch folgten und in der Literatur vorzuherrschen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatische Form, wie auch diese Unterredungen von Hans Sachs und Anderen stets als Dramen betrachtet oder Fastnachtspiele genannt werden. Aber auch die ironisch naive, oder volksthümlich belehrende, oder allegorisch darstellende Manier machte sie dem Geschmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Besprechung und Verspottung von Zeitverhältnissen oder Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anspruchlosigkeit und Leichtigkeit so empfindliche Form gedacht werden kann, so daß man sich billig wundern würde, wie in solchen Tagen wie die unseren der gesunde Menschenverstand nicht irgend einmal in diesem Gewande sich zu zeigen wagte. Damals ergriff man diese Form mit einer Lebhaftigkeit, Begierde und Allgemeinheit, daß lateinische und deutsche Poeten, Gelehrte und Bauern sie gebrauchten, daß sie in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch so geschickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas dichterischen Sinn hatte, der konnte ihr die poetische Seite abgewinnen und eine Art von Handlung damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anschauenden gethan; oder der Nüchterne konnte sich blos auf das einfache Besprechen des Gegenstandes beschränken, so wie Hutten im Vadiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben diese Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Gespräche fort, so lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern. Von der ersten Art sind viele Satiren über die Reformationsgeschichten, einige auch über die neuen Lehren; von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem schmalkaldischen Kriege, die stechend und beißend, oft nicht ohne satirisches Verdienst, aber meist blos trocken erörternd, ohne dichterische Anlage und Einkleidung sind. Auch gingen in diesen Zeiten schon historische Gegenstände voll Gewöhnlichkeit und theologische Streitfragen in die Dichtung ein, die keiner poetischen Auffassung mehr fähig waren; Gedichte oder Gespräche vertraten dann nur die Stelle von

Zeitungsartikeln, die in der dürrsten Reimerei die Neuigkeiten aus der öffentlichen und häuslichen Welt, aus Siebenbürgen und Hispanien wie aus jedem Winkel des Reiches die Vorfälle in Krieg und Frieden brachten. Darunter gibt es dann allerdings auch würzige Carricaturen, die allen Unfug in Reich und Kirche mit jenem ersten Wetteifer bekannt machten, der keine Hemmung achtet und kein Maß kennt. Es war eine Zeit der Ausschweifung, der Ausgelassenheit in allen Richtungen; alle Fächer können ihre Eulenspiegel in diesen Zeiten aufweisen, die Theologie ihren Sebastian Frank, die praktische Religionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Faust, die gesammte Wissenschaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunst ihren Theophrastus Paracelsus; die Poesie aber vollendete jetzt ihre Ausschweifung, in die sie sich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme. Und schon, werden wir sehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poesie in heilige Zufluchtstätten vor der Gemeinheit retten, in die sie zu versinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle sicher und leidenschaftlos saßen, das ganze Gebiet der Poesie von dem Kothe zu befreien versuchten, wie Hans Sachs; und wieder andere, die das unsinnige Wesen der ganzen Zeiten durch allerlei Schriften in scheinbar unsinniger Manier anfochten, wie Fischart; und endlich ließ man die vaterländische Poesie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeschickteste aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angestimmt war, wurde seit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Geschehende ward jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünsche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgesinnten machten sich in tausend Flugschriften Luft, und der Kampf in Versen und Prosa gedieh schnell zu einer Heftigkeit ohne Gleichen[475]). Zahllose Pamphlete machten sich über die Klerisei her. Mit einem glühenden Hasse verfolgte man den Firlefanz des Gottesdienstes, das Gaukelspiel der Ceremonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anstellerei, das Plärren und Singen, das Neigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchrist mit dem Worte Gottes geschlagen und mit Thomisten und Sophisten siegreich gestritten, fand seine Anerkennung im

475) Vgl. über Pasquillen, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhs. von Joh. Voigt, in Raumer's hist. Taschenbuch, 9. Jahrg.

Gesang; Hunderte von leidenschaftlichen Vertheidigern stellten sich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben sich Hunderte von Stimmen aus dem Volk: es ist ein sehr seltenes Beispiel, wenn einmal ein Schreiber wie der des „Kegelspiels“ (1522) Niemanden zu Lieb und Leid dichten will und sich in unentschiedener Mitte wundert, wer das Spiel gewinnen wird. Vielmehr schaart sich Alles auf der lutherischen Seite in diesen Pamphleten gerade um die heftigsten Parteimänner; dem Hutten sangen die Landsknechte zu; des Sickingen ganzes Leben und seine Fehden wurden gereimt und die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels. Dem edlen Churfürsten von Sachsen wußte man für seine gefahrvolle Unterstützung ruhmvollen Dank. In einem Liede (newlich geschmidet durch Myster Hemerlin im Berg Ethna) ruft der Pabst den Kaiser an, den Mann zu vertreiben, der alle seine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will und ihn nöthigen werde nach Betlem zu gehen. So singt ein anderer Poete, der sich Raphael nennt, ein Lied (um 1525), wie er drei Händlern mit Blei, Wachs und Pergament begegnet sei, was nicht mehr abgehen wolle, und wie er ihnen den Rath gegeben, mit Blei und Kalbsfell nach Mailand in den Krieg, mit dem Wachs nach Baiern zu gehen, wo man der Pfaffen Rath noch folge. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben sodann den beliebten Gesprächen neue Nahrung. Nicht allein, daß die verschiedenen Disputationen wie die von 1519 durch Joh. Rubeus, die Badener von 1526 in einem „hübschen neuen Liede“ schweizerischen Ursprungs und Andere anders poetisch behandelt wurden, die Form dieser Verhandlungen wurde auch überhaupt benutzt, um alle Fragen des Tages nach laiischen Gesichtspunkten zu besprechen. In satirischem Gegensatze disputirt dann in solchen Gesprächen nicht die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn, sondern der gute gerade Verstand und der Bauernwitz; nicht die Theologen mit Theologen, sondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karsthans, und Kunz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohschneider mit dem Holzhauer, der Bauer mit dem Glöckner, der Schuster mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer. Ueberall schickt der Mutterwitz in Christo den in Scoto gelehrten Scharfsinn heim; und wo der Inhalt weniger polemisch, mehr belehrend und orientirend ist, mehr „Unterweisung ohne einige Verspottung“, wie es in dem Dialogus des Apostolicums mit der Angelica (der Kräuter in Ulrich Boßler's Apotheke in Haßfurt) heißt, da kann sich an gesundem Sinn und überzeugender Kraft mit den lutherischen Büchlein nichts messen, was damals von katholischer Seite, wie die

Fragen und Unterweisungen des Seb. Felbaum von Bretten, des Jo. Dytenberger u. A. (1524) ausging.

Nicht allein die Gesprächsform, sondern auch die Aufführung diente dazu, dies alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik besonders stark war, führte man dieser Art Gespräche oder Fastnachtspiele von Hans Rüte und Anderen, besonders die von Nicolaus Manuel auf. Dieser Berner Maler[476]) (1484—1530) war vielleicht unter allen den reformistischen Satirikern des Tags der ebenbürtigste mit Hutten. Er hatte die berüchtigte Geschichte, wie die Dominicanermönche 1507 in Bern den Ruhm der Wunder des heiligen Franciscus ausstechen wollten, zwei Jahre nach dem Vorfalle selbst in prosaischer Rede erzählt; dann machten 1522 seine zwei Fastnachtspiele vom Todtenfresser und von dem Statthalter Christi, in Bern aufgeführt, den tiefsten Eindruck, und lehrten die Stadt, die man die wenigen Jahre vorher ausdrücklich ihrer Einfalt wegen noch zum Schauplatz jener falschen Wunder gewählt hatte, „christliche Freiheit und päbstliche Knechtschaft" zu unterscheiden. Das erstere Stück fängt mit der Ankündigung einer fetten Leiche und Todtenmesse an und verbreitet sich erst in duldsamer Ironie über die Unsitten der Geistlichkeit, bis dann der offene Zorn über den Christenhirten losbricht, an dem gezweifelt wird ob er würdig wäre, der mindeste Sauhirt in der Welt zu sein. In dem anderen geht der wirksame Scharfsinn Hutten's oder des Barfüßers Kettenbach, in dem sie die Handlungen und Aussprüche Christs mit denen seines Statthalters verglichen, in belebte Darstellungen und dramatische Aufführung über. Der Heiland wird reitend eingeführt auf einer armen Eselin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen der Pabst in großem Triumph im Harnisch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, reichlich und prächtig als ob er der türkische Kaiser wäre[477]). Vom Jahr 1528, wo in Bern die Reformation, nicht ohne Manuel's wesentliche Förderung, durchdrang, ist dann sein muthwilliges Spiel von der sterbenden Beichte. Hier ist Manuel's satirischer Geist am sinnreichsten. Die Messe ist, wie der Kardinal dem Pabste anzeigt, in Deutschland verklagt. Zu Richtern sind die Epistel der Zwölfboten bestellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Testament. Die Beichte hat sich übrigens den

---

476) Vgl. Niclaus Manuel, von Grüneisen. Stuttgart 1837.

477) Ein Spiel verwandten Inhalts, und gleichfalls aufgeführt, ist „der neu deutsch Bileams Esel". o. O. u. J. 4. und Straßb. 1542.

Handel so zu Herzen gezogen, daß sie todtkrank ward; sie hat die schweinende Sucht und die Etica. Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker und Mönche, die Beichte zu retten, wird sie immer siecher. Man will sie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwasser ausgelöscht; ein Todstich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der sie feist worden war. Man will sie zum Bild unserer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle und Haus zerstört. Der Meßner soll ihr unseren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel ist sein Stuhl, die Erde sein Fußschemel, wie sollte er ihn anfheben? der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt. Rathlos machen sie sich zuletzt still davon und lassen die Sterbende liegen. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saale zu Paris, (1524) und des Masenius Nachricht von dem pantomimischen Spiele, das vor Karl V. und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer sinnreichen Allegorie erst Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzscheiter ausstreute wie zum Aufheben für jedermann bestimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen suchte, hierauf Luther den Haufen in Brand setzte, der Kaiser mit dem Schwerte vergebens dies Feuer zu löschen suchte und zuletzt der Pabst im Rettungseifer statt Wasser Oel hineingoß.

So lange Hutten lebte, hörte man der lutherischen Polemik überall den Ton und das Bewußtsein des Sieges an. Die Gegner Luthers erlitten Schlag auf Schlag, in lateinischen und deutschen Pamphleten und Liedern, durch Gelehrte und Laien. In der „lutherischen Strebkatze“ (1522) werden diese Gegner von dem hülfebedürftigen Pabste alle versammelt, nur um ihn vom Gewissen getroffen sogleich zu verlassen; sie treten in Thiergestalt auf: Murner, Eck, Lempe, Hochstraaten, Cochleus, Schmidt von Constanz, Emser, als Katze, Eber, Hund, Rattenkönig, Schnecke, Wolf und Bock. Hieronymus Emser, von dem es auch einige andere deutsche Gedichte ohne Bedeutung gibt, bekannte sich wie Murner zu seiner Thierverwandlung und schrieb 1525: „der Bock trit frei auf den Plan, hat wider Ehren nie gethan“; das Gedicht setzt Luthern auf Eine Linie mit Müntzer und faßt seine Stellung zum Bauernkriege so auf, als ob er jetzt nur den Kopf aus der Schlinge ziehen wolle. Dies war dann der Wendepunkt, von wo an die Gegner der Reformation sich auch in der poetischen Literatur etwas ermannten. Die Sache der Bauern hatte fast alle öffentlichen Stimmen gegen sich. Gelegentlich wagte wohl es ein Lied sich für den „armen Konrad“ auszusprechen und

ein Volksbuch von Kaiser Friedrich [478]) (1519) sieht dann wie eine mythische Verherrlichung des Bundschuhs aus; aber im Ganzen ist Alles Partei gegen die Bauern. Luther's Feinde ergriffen diesen Vortheil, die Reformation als ein Werk des Aufruhrs und der Verwirrung aller Standesverhältnisse zu bekämpfen. Auf Schloß Rämbach führte 1531 Hans Wilh. Keller mit seinen Gesellen das „Bockspiel M. Luthers“ auf; die verschiedenen Stände traten darin auf und beschuldigten Luther, daß er falsches Spiel spiele und alle Stände der Welt verkehre. Aus der Umgebung des Herzogs Georg von Sachsen, aus der dieses Spiel stammt, kam auch „Luthers Klagred, daß er so gar nicht hippen oder schänden kann“ (o. O. 1534); des Verfassers Fleiß ist, Luthern zu überweisen, daß er sich dem Teufel ergeben habe, daß er das Band christlicher Einigkeit zerreiße, daß er verdiente lebendig geschunden, geviertheilt und in Oel gebraten zu werden! Der Unsinn der Wiedertäufer, der Fall von Münster (1535) gab dann den Feinden der Reformation neue Waffen. Der Minorit Gerhard Haverland schrieb unter dem Namen Daniel von Soest [479]) 1534 seine „gemeine Beicht oder Bekennung der Prädicanten zu Soest“ (1539. 4.) gegen die evangelischen Eidgesellen, die seit 1525 in Soest bestanden, aufgeschreckt durch die wiedertäuferischen Erfahrungen. Als um dieselbe Zeit in einer „Tragödia Johannis Huß“ (Wittenb. 1537) das Concil von Konstanz dargestellt ward, in der ausdrücklichen und nicht übel gelungenen Absicht, Haß gegen das Pabstthum zu säen, schrieb Simon Lemnius ein „heimlich Gespräch“ darüber unter dem Namen Jo. Vogelsang (1538), eine boshafte und derbe dialogische Recension, worin Luther und Melanchthon selbst das Stück, als dessen Verfasser Agricola genannt wird, verwerfen. Dies war zu eben der Zeit, als Lemnius, gereizt durch Luther, die zweite Auflage seiner lat. Epigramme (1538) mit der Monachopornomachia herausgab, wo Murner's Beschimpfung von Luthers Ehe noch überboten ist, wo Luther in der Anrede als der Verderb des Friedens, die Ursache des Aufruhrs, der Verführer des Pöbels, ein Verfolger der Dichter u. A. gescholten wird. Es war Noth, daß sich gegen diese scharfen Federn neue ebenbürtige Kämpfer auf Luthers Seite stellten. Erasmus Alberus ward in diesen mißlichen Zeiten (ein trefflicher Vorläufer Fischart's) der heftigste Gegner des Papismus durch seine Fabeln und seinen Barfüßeralcoran, auf die wir zurückkommen; in seiner Contrafactur Jörg Witzel's (um 1539) herrscht eine göttliche Grobheit,

---

478) In Haupt's Zeitschr. 5, 250. von Pfeiffer herausgegeben.

479) Neu herausg. von L. F. v. Schmitz, der Soester Daniel. Soest 1848.

der Ausdruck jener rücksichtslosen Wahrheitsliebe, die gefährlich für Alberus' Feinde aber auch für ihn selber gefährlich ward. Wie ihm in seinen Fabeln Burkard Waldis zur Seite steht, so auch in dieser Art von Gelegenheitsdichtung. Als 1542 der große „Scharrhans" Heinrich von Braunschweig vertrieben wurde, hob dieser Sieg wieder das Selbstgefühl der Protestanten; Luther gab hier selbst den gröbsten Ton der Befeindung an. Einige Stücke von Burkard Waldis (mit B. W. unterzeichnet) beziehen sich auf dies Ereigniß: der „wilde Mann von Wolfenbüttel", der Heinrich's Fall mit dem Schicksale des ruchlosen Hochmuts anderer Fürsten vergleicht; dann Heinrichs Klagelied, die Wolfsklage des Welfen; und der höhnende Spott, „wie der Lycaon von Wolfenbüttel neulich in einen Mönch verwandelt ist" (1542). Wie in diesen so sind auch in andern Stücken dieser Jahre die Schwingen der protestantischen Polemik wieder bedeutend gewachsen. Um 1543 erschien die Uebersetzung eines lucianischen Dialogs, von einem Italiener in lateinischer Sprache verfaßt[480]), der „verzückte Pasquinus", der in den päbstlichen Himmel versetzt das Treiben der römischen Kirche beobachtet, sehr verschieden von dem andern Himmel, zu dem Christus allein die Pforte öffnet, wo es keine Fürsprecherin Maria und keine heiligen Halbgötter gibt. Die Parallele, die hier zwischen einer Anzahl heidnischer Götter und christlicher Heiligen gezogen wird, war bereits ein Lieblingsgegenstand protestantischer Satire; Hans von Rüte hatte sie schon in seinem in Bern aufgeführten „Fastnachtspiele von heidnischer und päbstlicher Abgötterei" (Basel 1532) ausgeführt und Alberus that es in seinen Fabeln. Aus demselben Verlage wie der Pasquin ging 1545 der „Rathschlag Pauls III. mit dem Collegio Cardinalium, wie das angesetzte Concilium von Trient fürzunehmen sei", hervor. Er ist spielsweise geordnet und beginnt im ersten Acte in einem arglistigen Ernste; im zweiten sendet der Pabst eine Legation an St. Peter, die übel abgefertigt wird; im dritten ruft dann der Pabst, in Himmel und Erde verspottet, den Teufel zu Hülfe. Auf den Uebermut in diesen letzten Stücken, den die Verfasser selber empfinden, folgt dann bei dem Herannahen des schmalkaldischen Krieges wieder eine andere Stimmung. Trotz und Aengstlichkeit, schlimme Ahnung und dreister Muth wechseln dann ab. Der Kaiser Karl war längst in der

480) Pasquilli extatici colloquium. s. l. et a. Ein verschiedener ital. Pasquino in estasi ist später (Amst. 1667) ins Deutsche übersetzt: „der entzückte Pasquinus". Ein nachgeahmtes deutsches Stück ist ein „Gespräch zwischen Pasquillo und einem Orthodoxo" o. O. u. J. (um 1545) und wieder etwas Anderes ist ein Gespräch „Pasquillus" von 1542, gegen Andr. Osiander in Königsberg.

Volksgunst gefallen, aber er war gefürchtet. Bei seiner Kaiserwahl, zur Zeit der Schlacht von Pavia, hatte man ihm hoffnungsvolle Lieder gesungen, bald aber, wie des Kaisers Plane hervortraten, die Nation unter seinen spanischen Gehorsam zu bringen, richteten sich die Landsknechte und alle Liedersänger gegen den „Butzemann“ und seine Fremdlinge. Jetzt bei Ausbruch des Krieges war der Eifer der lauten Meinung so groß, daß Reichsgesetze gegen die Sänger und Spruchsprecher erlassen werden mußten. Es regnete Pasquillen und Satiren, oft Stücke in dem alten Uebermuthe (wie z. B. des Pabstes und der Pfaffen Badestube 1546), oft kecke Lieder und feurige Aufrufe wider das monarchische plus ultra und die Herrschaft der Walen und Spagnolen, oft auch vorsichtigere Ermahnungen von Leuten (wie Hans Witzstat, Joh. Schradin von Reutlingen u. A.), die fühlten was auf dem Spiele stand. Wie dann die Sache für diesmal verloren war, sangen die baierischen Reitersmänner und andere Gutkatholische ihre Lieder „dem Landgrafen zu Leide“, dem „Schartenbart“ (Schertlin) zum Spott, den reichstädtischen Pfeffersäcken, „den frommen, den freien“, zum Possen. Aber der Geist ließ sich nicht beugen. Auch während des spanischen Druckes brach der heftige Sinn gegen den Kaiser, und Rom seine Hure, und deren Töchter Paris und Köln los, und gegen das „heuchlische und glatte Kätzlein Interim“ (von Cyr. Schnauß in Koburg). Bald ließen die Magdeburger ihre Sendschreiben über Deutschland ausgehen und ihr Klaglied „zu Gott und allen frommen Christen“ (1551). Der endliche Sieg der Protestanten ward dann mit Mäßigung gefeiert. Seit den 50r Jahren folgten mit dem allmählichen Aussterben der Vorfechter der Reformation gelassenere historische Reimereien den bisherigen polemischen nach, bis nachher unter den Fortschritten des Calvinismus und den Gegenwirkungen der Jesuiten in Fischart's Zeit ein neuer Ausbruch eintrat. Die Helden der reformistischen Kämpfe traten nun nicht mehr in Liedern, sondern in breiteren Reimgeschichten auf: Moritz von Sachsen ward auf diese Weise meistersängerlich verewigt durch Leonh. Reutter (1553), Landgraf Philipp durch Kirchhof, den Verfasser des Wendunmuth (1567), Johann von Sachsens Befreiung durch Cyr. Schnauß (1552) und Andere von Anderen. Und so dauerten diese Behandlungen der öffentlichen Angelegenheiten fort bis zu den berüchtigten Krumbachischen Händeln und der Erscheinung der in der Literatur so viel besprochenen Nachtigall und was sich daran knüpft, wo durch Maximilians II. Mandat zu deren Unterdrückung durch die strenge Verfolgung der Drucker und Verbreiter dieser Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel gesetzt ward. Auf diese Dinge analysirend

einzugehen, ist natürlich weit eher die Sache der politischen oder Kulturgeschichte; die Literaturgeschichte darf sie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieser Gebrauch der Poesie sie völlig verdarb. Wo irgend eine Seite des Lebens so gewaltig Alles verschlingt, wie in der Reformationszeit das Moralische und Religiöse, da muß jede andere Seite nothwendigerweise verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältnisse, Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und so war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satire zu dem Geiste, den die Zeiten gaben, eine zierlichere Form geliehen worden, die aber wieder verschwand. Und sobald dieser Gattung vollends der große Inhalt genommen war, so wäre mit ihr der letzte Rest unserer Dichtung ganz versunken, wenn sich nicht indessen neue Wege geöffnet hätten, auf denen man mitten aus Verderbniß und Rohheit heraus allmählich zu ganz neuen Entwickelungen der Dichtung gelangte.

---

7. Hans Sachs.

Wer es zuerst dunkel empfand, daß sich die gesammte Poesie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der sie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs (aus Nürnberg 1494 — 1576). Wie von allem ächt Nationalen, was wir in der Poesie des Mittelalters besitzen, so müssen wir auch von der ächt deutschen Erscheinung dieses Mannes sagen: man muß ihn geschichtlich würdigen, um sein Verdienst zu erkennen und seinen Werth darnach zu bestimmen[481]). Er steht wie der Mittelpunkt zwischen alter und neuer Kunst, weist mit seinen Werken auf Aelteres, was die Nation erschaffen hatte, und legt den Grund zu Späterem, was sie erschaffen sollte; er umfaßt die poetische Vergangenheit des Volks und behandelt vielfach alle Formen und Stoffe, die seit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in seiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politischen Dichtung mit; er zieht sich dann zuerst hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben und wirft sich auf die dramatische Form, welche seitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb. Er zieht die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie, bricht die Grenzen der Nationalität und deutet so an, was hinfort für die deutsche Dichtung das Charakteristischste werden sollte. Er ist im gewissen Sinne

481) Vgl. J. L. Hoffmann, Hans Sachs. Nürnberg 1847.

ein Reformator in der Poesie, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieser, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem Talent als Beide, unermüdlich beschäftigt gleich ihnen, wenig erkannt, ja lange als Vertreter des Meistergesangs verspottet, aus dem er hinweg rang, für den er nur privatim dichtete, an dem er nur moralisch achtete, was er dichterisch nicht des Druckes für werth hielt. Erst in der neuesten Zeit hat Göthe, die Keime in seinen poetischen Formen und seiner Sprache aufdeckend, ihn wieder zur Beachtung und Anerkennung gebracht, so daß man nun den alten ehrwürdigen Meister neben den Häuptern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Geistern und Charakteren so fruchtbar und gesegnet war.

Wir stehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer zweiten Hauptrichtung unserer deutschen Poesie. Wir haben nach dem Ende der urvolksthümlichen Dichtung zuerst unter dem Adel und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine andere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke. Jene war ihren vorherrschenden Gattungen nach episch und lyrisch, diese lehrhaft und satirisch; jene durchaus auf einen unterhaltenden und fesselnden Stoff ausgehend, diese auf reine Sitte; jene, obwohl meist erzählend, doch weniger plastisch als diese, die zwar meist belehrte, aber zur Belehrung das erzählende Beispiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit mit empfindlicher Vorsicht gerichtet, diese auf das Groteske und Carricaturartige mit derber, bäurischer Rücksichtslosigkeit; jene ganz Anstand, diese ganz grobe Natur; Alles voll Gemüth in jener, in dieser Alles voll Mutterwitz und gesundem Verstande. Die ältere Kunst war musikalisch und voll Empfindung, die spätere volksthümliche war lebendig und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernst der erstern, die Gemeinheit das Erhabene, das Thatsächliche das Abstracte, das Lose und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit, die Grobheit das Höfische, der Leichtsinn den Fleiß, die größte Nachlässigkeit die mühseligste Ueberlegung, die natürliche Philosophie die geistlich-mystische und sophistische, der Naturmensch die Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen mit ihrem unsinnigen Cultus. Die ritterliche Kunst war meistentheils ihren Stoffen nach fremd, die volksthümliche war vaterländisch; in jener hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewiesen, in der späteren wies Alles darauf hin. Galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, so galt sie hier Alles; war dort der gesunde Verstand minder thätig, so hatte hier die Einbildungskraft fast keinen Theil mehr an der Poesie; stand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart

und Umgebung, so war hier Alles Gelegenheitspoesie. Wir waren von Einem Aeußersten vollkommen auf das andere übergegangen und auch die Oertlichkeit zeigt uns diese Veränderung an. Früher standen wir immer im Westen und Süden, jetzt rücken wir nach Osten und Norden. Die Kunst hatte ordentlich einen Zug von Westen nach Osten, von Süden nach Norden genommen, ganz so wie die Kultur des Mittelalters überhaupt that; so wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu rohen Stämmen und dem zu rauhen Klima stockte, so ging die neuere Bildung, wie sich Handel und Wandel massenweise nach Westen und Süden wandten, eben so massenartig von Konstantinopel, Prag und Wittenberg westwärts aus, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß erst mit dieser naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortschreitende Kultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Fördernde auch in unserer Kunst aufzugehen anfing.

Jene höfische Poesie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beschäftigung geschaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Gesellschaft sinnig gefesselt war, als er seine Dichtung ausbildete; diese Volkspoesie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube bestimmt sind, die aber der eigenthümlichen Lage dieser späteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewiesen waren. So sehr der Mangel an Kenntniß der menschlichen Natur den höfischen Dichtern geschadet hatte, so sehr schadete der zu große Verkehr mit Menschen gemeiner Art den Dichtern der Volksklasse. So sehr der Mangel an großen einheimischen Begebenheiten die Poesie der Ritter arm gelassen hatte und bewegungslos, so sehr verdarben die großen einheimischen Ereignisse der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umständlich gesehen haben. Der Strudel dieser Ereignisse hatte so manchen dahin gerissen, der gemeine Ton der Bewegungspartei der damaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poesie am nothwendigsten braucht. Mitten in diese Bildung, in diese Begebenheiten fällt Hans Sachsens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schicksale der neuen Lehre; und seine ersten Jugendjahre gerade in die ersten Bewegungen. Wenn er sich wie so viele andere hätte mitreißen lassen, es wäre bei seinem Eifer und seinem Talente kein Wunder; wenn er in den allgemeinen Ton nach dem ersten Beifalle eingestimmt hätte, er könnte sich mit dem Vorgang so großer Männer entschuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieser Mann mit so umständlicher und

eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und schildern, loben und tadeln konnte, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheuere Bewegung jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er führt uns in die plebejischen Haufen, aber man sieht sogleich, er gehört den Edleren an, die sich in eine reinhaltende Gesellschaft zurückgezogen hatten. Er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt er selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmut raubt. Er sieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will sie nicht bessern. Nur sieht man, daß er der Bürger einer Stadt ist, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlstandes, des Haushalts, der Bildung stand; deren Glückstand von jedem Dichter seit Rosenblut gepriesen, von jedem Schreiber seit Aeneas Sylvius beschrieben war, deren Verfassung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente nicht nur gebar und fesselte, sondern auch fremde Talente an sich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zusammen verstanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in Wissenschaften und Künsten groß, der Mittelpunkt und die hohe Schule des Meistergesanges war; die durch mehr als **100** Jahre von Rosenblut und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutschen Schauspiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Vischer, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern schloß, die eine solche Fruchtbarkeit von Künstlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutschen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutschen Lande die Kunst- und Gelehrtengeschichten sich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italischen Republiken theilweise übertroffen werden. In dieser Zufluchtstätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrschen; er übersah aus der Ferne und verwirrte sich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinschaft mit Andreas Osiander, aus jener eifrigen antikatholischen Familie, ein Schriftchen gegen das Pabstthum ausgehen [482]), welches sehr selten geworden, weil es der Rath

482) Eyn wunderliche Weyssagung von dem babstumb, wie es yhm biß an das

von Nürnberg verbot. Damals beschwerte sich der Rath, daß dies Büchlein die Censur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernstlich und zeigte ihm an, daß solches seines Amtes nicht sei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernstlicher Befehl sei, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen. Damals geschah das und weiter war es nicht nöthig. Denn wie schon sein poetischer Antheil an jener Schrift sehr unschuldig war, so waren auch fernerhin seine Schriften für den Protestantismus zwar scharf und bestimmt, aber immer mäßig und ruhig und von aller Ausschweifung in Form und Inhalt völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht interessiren können, aber es interessirte den stillen Melanchthon; es konnte keine stürmische Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte, war kein Platz für Hans Sachs; allein als Hutten bereits vergessen und sein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in seinen seitdem gesuchteren Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jahrhs. schloß sich jeder einfache lutherische Geistliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meister an und nannte seine und Hans von Schwarzenberg's Gedichte[483]) als die sittlichen Wegweiser im Volke, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem gemeinen Ton des Lebens und der Kunst entgegen, nicht, indem er wie Murner diese Rohheit nachahmte, sondern indem er seine Sprache und seine Darstellung zu heben und sich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten suchte.

Wie er dies that, das beweist, welch ein angebornes Dichtertalent er besaß. Und das hat Göthe so an ihn gefesselt (der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich hereindrängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten), daß er sah, wie leicht und spielend der ehrbare Meister Welt und Leben behandelte, wie sicher und ungestört er sich darin umtrieb, wie die eigentliche schaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenschaft

---

end der welt gehen sol, in Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuserkloster und ist seher alt. Eyn vorred Andreas Osianders u. f. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunst- und Lit. Geschichte S. 99. Ein zweites Büchlein: St. Hildegardten Weissagung vber die papisten 1527. 4. ist auch durch Osiander in gleichen Zwecken gleichzeitig herausgegeben. Die Auslegung jener Holzschnitte in dem ersteren Werkchen auf die weltlichen Beziehungen des Pabstthums wurde später von Theophrastus Paracelsus tiefer angegriffen, „nach magischer Deutung," worauf wir noch zurückkommen.

483) Sie sind gedruckt hinter seinem deutschen Cicero.

und persönliche Theilnahme und Bewegung; wie seine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, sondern ein freies Abbild ist. Es ist wahr, man darf nur von Anlage bei ihm sprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoristischen Gewalt seiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen so sehr anheimelte, während bei ihm selbst die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Reime hingießt, ermüdet und abschreckt. Es ist wahr, des müßigen Geplauders, des Ungeschicks in der Behandlung, des gleichgültigen Ergreifens jedes ersten besten Stoffes, und später des seelenlosen Hindichtens aus Gewohnheit ist viel in seinen Werken. Allein man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchslos und vergnüglich, und nur dem inneren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermuthigend ist. Es ist etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das sich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur streift, das Bessere sieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel spottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und sich in sich selbst gefällt. Hans Sachs ist kein Lope de Vega, obgleich er viele tausende von Dichtungsstücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachstehet, aber Lope ist auch kein Hans Sachs, so gesund und kräftig er sein mag. Mit einem lebhaften Geiste, mit südlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reife, mit einer Sprache, die ausgebildet ist und sich leicht in Verse und Reime fügt, unter einem schaulustigen, stürmisch-belohnenden Volke, bei freier Muse und sorgloser Seele ein Schriftsteller wie Lope zu werden, ist vielleicht nicht so schwer; aber in großen Ereignissen des öffentlichen Lebens, bei so viel Theilnahme und Gemüth, immer ein Mensch zu bleiben wie Hans Sachs, ist bewundernswerth; bewundernswerther, als daß er eine völlig versunkene Poesie wieder frisch aufblühen und neuen Samen für andere Pflanzungen tragen zu machen suchte. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so viele ihre Stellung verloren oder verkannten. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in seinem zwanzigsten Jahre die Musen zu dem Werke der Dichtung berufen, mit ihren Gaben belebt, ihn für den Gesang der Tugend, für die Erheiterung der Traurigkeit begeistert hatten, und er, gefesselt an sein bescheidenes Gewerk, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der Beifall von Deutschland schon laut ehrte, immer in demselben Gleichmaße, mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und

immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen, dies ist leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben streiten können, wer von ihnen die Menschen besser kenne, die Verhältnisse in Deutschland aufmerksamer beachte, das Schicksal des Vaterlands und seiner Bildung und Besserung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden seine Gedichte über die Zeitverhältnisse zu Hutten's einen vollkommenen Gegensatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbstbescheidung gegen kühnes Selbstvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenschaft, und, was die dichterische Behandlung angeht, der überlegenen Beherrschung des Stoffes gegen ein Beherrschtsein vom Stoffe. Geharnischte Reden zu schreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigsten war; sich in Persönlichkeiten zu mischen und in den Ton der Fehde einzugehen, fühlte sich der stille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigsten preist, nennt er kaum seinen Namen. Wunden zu schlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menschen verlacht als verflucht. Er verstieg sich klüglich nicht zu Aufrufen ans Volk, sondern legte ihm seine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er schrieb nicht Mahnbriefe an Kaiser, an Pabst und Reich, sondern er ließ sich die Götter in rathschlagender Versammlung über sie unterhalten, und nützte mit seinem sanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in seiner Zelle. Er band nicht mit Theologen an und bestritt keine Lehrsätze, hielt sich fern von den Schulfragen, die den Meistersängern vor nicht lange gar nicht so fern gelegen waren; er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand, wandte sich gegen die Unsitte von Hoch und Niedrig, fuhr unter die unwissenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war. Er ließ sich von dem groben Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen schimpft er nicht wie Luther, wie selbst die regierenden Häupter der Zeit thaten; seine Schreibart ist kräftig und reich fast neben der jedes anderen Zeitgenossen, sie ist unschuldig, lebendig und hell neben Murner's, viel poetischer, anschaulicher, eindringlicher, edler als Hutten's, voll Gesundheit und reinem Humor gegen Fischart's, und nächst Luther's ist seine Sprache weit die beachtenswertheste des Jahrhunderts; sie ist für jeden künftigen vaterländischen Humoristen und Satiriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht unsere Absicht sein, in die ganze Masse der Dichtungen von Hans Sachs einzuführen; wir wollen sie blos mit Wenigem in großen Zügen umschreiben. Zwei große Perioden theilen seine Poesien, die für die geschichtliche Beurtheilung derselben von der größten Wichtigkeit sind. In der Einen beschäftigt ihn, wie alle Schriftsteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem gesammten Treiben, in der späteren kehrt er dieser den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer ist es, zu sagen: er beschäftigt sich in der ersten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetischer Stoffe in neuem, in dramatischem Gewande. In den Erstlingen seiner Muse ist er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menschen gewöhnlich den ersten Kampf macht. Er zeigt sich da mit schlicht bürgerlichen Gesinnungen und preist die eheliche Liebe vor der abenteuerlichen, wie jeder Gutgesinnte dieser Zeit für Pflicht hält zu thun. Er gibt schon frühe (1517) in seinem Hofgesinde der Venus kund, wie wenig er geschickt sein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu fassen. Er weist früh und spät, in seinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuschheit (worin die genauen Vorschriften, die er sich zieht, seinen schönen Charakter hoch ehren), wie in seiner Beurtheilung des spät behandelten Stoffes des Tristan, auf das Versparen der Liebe auf den Ehestand hin; und die Heiligkeit dieses Standes ist auch in seinen ernsten und komischen Werken der ewige Angelpunkt, um den sich seine hausmoralische Dichtung fast am liebsten dreht. Wenn er sinnend mit sich selbst forscht, oder sein heimlicher Genius an den Fensterläden lauscht, wenn er in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypso und Circe begleitet, hat er den Ehestand zu preisen, die herrschende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausstand in Städten und Dörfern zu verspotten und zu verwünschen. Erinnern wir uns, daß dieser reine Mensch in seinen Jugendjahren erlebte, wie gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieser keuschen Liebe entgegenzuhandeln verführten, gegen diese privilegirten Ehebrecher und Ehespötter aus ihrer eignen Mitte Luther auftrat, so wird es uns erklärlich sein, daß sich der gradsinnige Mann mit innerem Jubel auf diese Seite schlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit unermüdetem Studium die evangelischen Texte sich aneignete, mit ungemeinem Takte die Sprache, den Ton und die Richtung derselben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihnen aus auf die entferntere Quelle des reformistischen Geistes, auf die Alten, hingewiesen ward und mit einer

Liebe einging, die seine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 schrieb er seine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit so viel Entschiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dies Gedicht, um seine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzusehen, in welcher Weise Luther's Lehre langschlafende Gedanken des ehrbaren Mittelstandes in Deutschland traf und weckte, wie sich der gerade Verstand dieser Klasse, das leitende Testament in der Hand, nun von selbst nach allen Seiten Licht schaffte, wie die ehrbaren Bürger mit der singenden Nachtigall den Tag begrüßten, wie sie sich von ihr aus der Irre, aus Wüste und Nacht zurückrufen ließen, wohin sie der listige Löwe gelockt hatte, wie sie allem Gebelfer seiner helfenden Unholde widerstanden. Mit Zorn eifert der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umständlicher ausführt, gegen das, was der Pabst Gottesdienst nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, Beichte und Ablaß, und gegen alles eitle Gedicht und Menschenfund; gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Klerisei, gegen die willkürlichen Decrete, womit sie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpressen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Messe, womit sie die Schafe des Herrn scheeren; gegen das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldstöcke und alle Bettelerfindungen dieser Art, womit sie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalkstricke, womit sie die Schafe schinden; gegen das Unwesen an den Bischofshöfen, wie sie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waisen und Wittwen die Schafe fressen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen und die Schafe wie Schlangen aussaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst. Ueber alles, was mit den neuen geistlichen Bewegungen zusammenhängt, über die Begriffe von Menschenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber, ist er nicht im geringsten schwankend, aber frei von aller Parteisucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und gegen Fürstentyrannei, gleich unwillig gegen alle „Opinion“ bei Evangelisten und Romanisten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo so düstre Wolken das neue Licht bereits wieder zu verdunkeln anfingen, die Theologie weinen[483]), die von so vielen Geistlichen und Secten geschändet,

484) In Heußler's Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I, 1, 94.

mißhandelt und verunreinigt wird. Er sieht wohl (II, 4, 100.), daß durch Luther's Lehre das Affenspiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet ist, daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröstet die über Luther's Leiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schützer, die sie vor den unsauberen Händen der alten Unholde bewahren werden, aber er täuscht sich nicht über den unseligen Einfluß der sophistischen Streitfragen der Theologen, über die sie bereits den festen Anschluß an das einfache Testament aufgaben. Er sieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl (I, 1, 81.), daß noch allzuviele erst das Evangelium blos im Munde führen und es im Leben verläugnen, daß noch Gefahr sei von denen, die die Reformation verketzern, von den Priestern, welche sie politisch verschwärzen, so daß er das klagende Evangelium aussprechen läßt, es werde vor den Maulchristen, den Romanisten und Religiosen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müssen in die Fremde[485]), ohne daß er darum verzagt und die gute Sache in ihrer Gefährdung verließe, ohne aber auch sich näher auf das Irrsal, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulassen, worin er scharfsichtig den fressenden Schaden des Protestantismus erkannte.

Das aufmerksame Beachten der religiösen Dinge in Deutschland lenkte Hans Sachs von selbst auf das deutsche Reich und seinen Zustand, besonders zur Zeit des schmalkaldischen Kriegs. Im 5. Jahrzehnt ist der dichtende Meister daher vorzugsweise viel mit ihm beschäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thuts auf seine eigenthümliche Weise. Er bleibt der Einsicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinsinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutschland sei. Die Götter halten (1544) einen Rath über die deutschen Angelegenheiten (I, 4, 401). Der Zwiespalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürsten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde. Man will Noth und Armut über sie schicken, dann aber steht zu befürchten, daß sie desto ärger drücken würden. Mercur soll mit seiner

485) Also werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich sei gleich wo ich sei,
erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten,
und von den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen,
die ich nicht ziehen kann.

Rednergabe Friede und Eintracht stiften, allein es ist zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub ist. Phöbus soll die Blinden erleuchten, allein sie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen sie aber mit Lug. Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respublica, zu schicken, Mercur aber kann sie nicht finden; in den Reichstädten ist sie weg, im Himmel und auf Erde nicht zu treffen, einst sah sie Luna in Athen, jetzt ist sie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da sie krank und lahm gefunden ward, muß Aesculap erst eine zweifelhafte Kur mit ihr vornehmen. Betrachtungen dieser Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Verderbs im Staate; nicht zufrieden, sich über die auf den Höhen der Staatsgesellschaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, sieht er sich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältnissen zum Staate um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das schandbare Leben der Pfaffen zerstören alle Bande. Pfaffen und Juristen braten in seiner Dantischen Strafhölle im ärgsten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihren nutzlosen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Meinungen und Glossen die Zustände und die Urtheile verwirren und am weitesten von jenen vereinfachten Verhältnissen abhalten, zu denen jene Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückstrebt. So hatte auch Pauli mit dieser selben Einsicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umsturz nothwendig machten, obgleich er vor dem neuen Propheten warnte; daß schon Augustin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Gesetze, während seitdem noch das Decret und das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und so viele Statute, Constitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chors dazu gekommen und so viele Nußschalen vorhanden seien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne. Und so läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, dessen studirter Sohn ihm ein glossirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Glosse hinweghacken. Klar ist vor des Meisters Blicken, daß das Saugsystem der Fürsten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Ränke und Aufschübe der Gerichte, die Sucht im Bürger die Pracht des Adels nachzuahmen, kurz daß die Bedrückung von oben (II, 4, 61.) und die Unruhe und Strebsucht von unten der Verderb des Landes sei. Gern möchte er sich der schlechten Ueberzeugung von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erscheint ihm (1540), wie er sich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er versichert ihn, er solle das

unterlassen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beste; der Böse will ihm aber nur auf die Eidleistung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt (I, 3, 294.) den Frieden durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es versuchen. Er ging zu den Fürsten und fand Blutdurst und Tyrannei, zu den Geistlichen und fand Lehrspaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Bissigkeit und Verfolgung, in dem Ehestand auf Zwietracht, in der Nachbarschaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geschwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In seiner 1543 geschriebenen Wolfsklage (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er (I, 3, 347) mit fließender Rede die Bestie Klage führen, daß selbst das Thier seiner Natur nachkomme und daß einst das Vieh Zeugniß gegen alle Menschen ablegen würde, wie sie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrschende Eigennutz die Quelle aller herrschenden Uebel sei, diese Ueberzeugung spricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die moralische Kampflust am höchsten in ihm ist, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Ernst und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke seine Lehre vor Augen stellt, daß der Neid die Ursache aller Zwietracht sei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer schüre, daß alle Liebe und Treue verschwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuschheit vertrieben, die vier Kardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin sei, und daß Nichts als Gemeinsinn aufhelfen könne. Mit dieser Gesinnung traf er auf die Zeiten, wo die Reformatoren und Humanisten bereits das Alterthum öffneten, wo die historischen und philosophischen Schriften der Griechen und Römer übersetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero so begeistert gelesen wurden. Mit seinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Masse von Schriftstellern sammelnd und umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erstaunt sein, in der Geschichte der alten Völker gerade den Gemeinsinn so herrschend zu finden, den er unter der deutschen Nation so sehr vermißte; wie überrascht, in jenen unzähligen Anekdoten zu lesen, daß von den alten Philosophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menschlicher Lüste und Triebe mehr geübt als gelehrt ward (II, 48, 5.), während die gleißenden Religionsprediger seiner Zeit schöne Worte machten und schändliche

Thaten übten. Wie mußte er bewundernd stutzen, unter den Heiden jene großen Beispiele von Liebe, Freundschaft, Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm seine christliche Umgebung eben so viele Gegenstücke des Hasses, des Neides, der Selbstsucht darbot. So hatte jeder Uebersetzer alter Werke die Tugend und Lehre der Alten verfochten, so hatte Hartlieb in seinem Alexander auf den frommen Gottesdienst der Griechen gewiesen, an dem die Christen Beispiel nehmen könnten, so hatte Peter Tritonius gewünscht, man ahmte die Alten lieber nach, statt sie unduldsam zu verfluchen. Mit augenscheinlicher Freude warf sich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte, und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verschiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (übersetzt von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Justin, Xenophon (alle ganz oder theilweise von Boner zwischen 1532—1540 übertragen), aus Livius (von Schöferlein 1505), aus Plinius (1565 übersetzt), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Musäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbstthätigkeit und Umarbeitung ließ er sich nur von einzelnen Aussprüchen der alten Weisen oder von Zügen aus ihrem Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte seine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge seiner Tugendklagen, seiner allegorischen Schilderungen, seiner Kampfgespräche, die in diesen Jahrzehnten vorherrschend und mit das schönste sind, was seine damals in frischester Thätigkeit schaffende Muse hervorbrachte, sind nichts als solche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meisten jener allegorischen und sonstigen Dichtungen, die noch mehr mit satirischer Geißel die Auswüchse der Zeit als Laster verfolgen, während er sie später milder und duldsamer nur verlacht, sind aus dieser kräftigen; auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und sichere Beobachtung von Welt und Menschen, die dem Genius unseres Meisters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweisen auf die innere Natur des Menschen reiche Nahrung; und Bestärkung fand an ihrer besonnenen Mäßigung seine Ruhe, mit der er dem Ameisengewimmel der Menschen (I, 3, 344.) unverwirrt zuschaut und das Volk vor den Spiegel seiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anschauliche Weisheit förderte seinen plastischen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Testamente und ließ seine poetische Muse, wie die Reformatoren ihre wissenschaftliche, mit der urchristlichen Lehre immer Hand in Hand gehen. Und einerlei Gesinnung spricht daher aus

jenen Musterbildern aus der Bibel über Wollust, vernachlässigte Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Gesprächen (aus den dreißiger Jahren, wo er seine Geschichte oft an seine Lectüre in den Alten knüpft), aus den allegorischen Bildern von der Sorge, den menschlichen Anschlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltlust, der Armut, von Alter und Jugend, von Solon's Trost und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Geschichte des Alterthums seinen Zeitgenossen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiste eben so vorführen, und leitete auf die unmittelbarste Weise die lautersten Wasser des aufgefundenen Quelles bis in die untersten Volksklassen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits gearbeitet hatten, wäre so gut wie verloren gewesen, wenn nicht in dieser Zeit der ersten Drucke, und wo das Volk wirklich bildsam war und las, ein Mann, der den rechten Ton des Volks traf, die ganze Masse alles dessen, was Thomasin, der Renner und alle Lehrgedichte und Beispielsammlungen seit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in passendem Vortrage erneuert hätte. Dies Verdienst wollen wir dem Hans Sachs nie vergessen. Er ward ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte die Alten zuerst von ihrer rein sittlichen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphilosophischen weltmännischen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrscht in Hans Sachsens Dichtungen alsdann ein anderer Geschmack etwas vor. Er wirft sich mehr auf Schwänke und Fastnachtspäße, das Lehrhafte knüpft sich gern an Beispiele, der ethische Charakter seiner Gedichte wird mehr plastisch, seine deutsche Malerei mehr eine niederländische, seine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauscht, die geraden Bezüge auf die Gegenwart werden seltener, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er sieht dann die Stände und Klassen minder aus ihrem Verhältnisse zum Staat und zur Pflicht, als zu der menschlichen Natur und Vernunft überhaupt, er schildert mehr das schnackige Treiben der Menschen humoristisch und verlacht es, statt daß er es früher gegeißelt hatte. Seine eindringlich strenge Lehre verschwindet mehr neben der launigen Schilderung, seine Strafpredigt wird ironische Darstellung; seine Poesie, welche früher mehr Tugenden einschärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern; die Strenge des Mannes schleift sich ab und weicht der Milde des Greisen. Zu jeder Zeit seines Lebens hat der Meister Schwänke und Erzählungen gemacht, seit den funfziger Jahren aber sowohl häufigere, als auch bessere. Die ganze Einförmigkeit seiner Manier und das Fabrikmäßige seiner

Dichtung legt sich in dieser Gattung dar, aber sie ist auch zugleich sein höchster Triumph. Er hat diese Gattung der belehrenden ernsten und komischen Erzählung aus den ältern Zeiten überkommen, deren Novellen, Schwänke und Possen er in Unzahl erneute und mit neuen vermehrte, er hat sie aber auch der künftigen Zeit hinterlassen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an sittlichem Kerne, wenige spätere an Kunst der Darstellung und an ächtem Humor gleich. Er hat bei den besten Meistern der Erzählung, bei Boccaz mit am frühesten gelernt; er hat die Meister der Dichtung, er hat einen Göthe am unmittelbarsten gelehrt; seine komischen Legenden dürfen an naivem unschuldigem Vortrag und gesundem Sinn für Muster gelten. Seine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccaccio und dem französischen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten. Seine Späße von den Landsknechten, den Himmelstürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, sind ganz unvergleichlich. Und was sein Fastnachtspiel angeht, so gibt es nicht viele, die so tiefen und innerlichen Gebrauch von der Posse zu machen verstanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung, und Hans Sachsische Spiele der Aufführung werth, die, wenn man sich eine launige, plumpe, marionettenartige Darstellung, oder auch gute Improvisation hinzudenkt, allerdings von der größten Wirkung sein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Gegenstände und die stets gleiche Verlässigkeit und Schärfe seines Pinsels reizt in diesen Stücken ungemein und hat auch unsern Göthe angezogen, der in Hans Sachsen's poetischer Sendung dem alten Meister das ehrendste Denkmal gesetzt hat. Die Gestalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles vor Augen stellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, so erzählt und schildert er selbst, daß man es nicht klarer vor Augen stellen könnte. Die muthwilligste und frischeste Laune färbt die Bilder des Zauberkastens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Fastnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unsinns führt, wenn er uns mit der groben Galanterie der Gesellen und der schnippischen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muster von Gemeinheit, viehischem Wesen und „kühischem Saufen" aufthut, wenn er am Abend lauschend den Gesprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktschreier verfolgt, wenn er das mißgestaltige Gewirr der

Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen ist, als mit den Burlesken der niederländischen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte seiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, wir hören den führenden Meister dazwischen Mäßigung und Sitte predigen, sehen den milden und lebensfrohen Ermahner ihre losen Streiche guthalten, und wo sich die Menge durchkreuzt und anstößt, versöhnen mit Ermunterung und Nachsicht. Nun prellt er einen geizigen Nagenranft, allein es geschieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entschuldigt; nun weist er übertreibend auf Buhlschaft und bösen Hausstand, allein man sieht den derben Spaß eines mehr rohen als sittenlosen Menschenschlages durch. Früher mehr mit sich selbst beschäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Musen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, sahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den Unsichtbaren im Verkehre, ernst, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er sich in die wogende Menge begeben, sucht Unterhaltung und Erheiterung, mischt sich unter die geringsten Klassen in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren seine Schwänke (von der Fastnacht, vom Narrenfressen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporst, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. s. w. zwischen 1530—40) gern allegorisch, jetzt führt er uns in die wirklichste Welt, in die schmutzigsten Gelage, in das niedrigste Treiben. Seine Poesie nimmt also den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus schönerer Höhe in diesen Zeiten herabsinken sahen. Doch ist auch hier immer Maß in seiner Darstellung, Maß in seiner Lehre. Gern hat er es mit dem rohen Adel, mit den verderbten Städtern, mit den begehr- und strebsüchtigen Bauern zu thun. Er meint, es habe gar recht in der Welt gestanden, als noch die Bauern einfältig, fromm und schlicht gewesen, und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpische Dummheit und Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, steht im Hintergrunde der gute Landjunker Strepsiades, hinter dessen Einfalt der Komöde sein gerades Urtheil versteckt. Lachend und schonend sagt er die Wahrheit und lehrt das Gute, er badet, und höchstens schneidet er die Narren, wenn er bald schlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, schlechten Wandel bei besserer Einsicht, Geiz und Verschwendung, Zanksucht, Neid, Verleumdung, Schamlosigkeit, Dünkel, Faulheit und Schlemmerei, Spielsucht und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deutschen Mittelstand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gildennatur, Hausverstand, Ehrlichkeit

und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges sittliches Mark und praktische Einsicht ins Leben, spricht liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in diesen Stücken, so manche davon leer an Gehalt und schale Witze sind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachsischen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er selbst klagt wiederholt über das Abnehmen der Kunst überhaupt. Ehedem sei sie blühend gewesen, der Gelehrten alle Winkel voll, sinnreicher Werkleute und Künstler genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt seien die Künste gemein und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantasten schief angesehen; die Welt renne nach Wollust und Geld, die Musen verließen das Vaterland. Sein Gesang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt; vielfach kam ihm der Gedanke, sein Singen zu lassen, auch weil ihm zuletzt seine Vernunft sagte, daß seine dichterische Kraft abnehme. Doch aber will er getrost sein Pfund wuchern lassen; nach 44 Jahren musischer Beschäftigung will er auch nun nicht ablassen, Tugend zu verbreiten und Traurigkeit zu sänftigen, und kein Lästermaul soll ihn in seinem heiligen Berufe stören. Bei der Ausgabe seiner Werke, die er erlebte, arbeitete er besonders in den Jahren 1557—59 auf eine merkwürdig thätige Weise, und nur wenn man hier aus seinen eigenen Angaben sieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größere Stücke und 4270 Bar deutsches Meistergesangs, die nicht in Druck gegeben sind, „sondern die Singschule mit zu zieren und zu erhalten"), begreift man, wie er in diesen Jahren aus einer unglaublichen Belesenheit die Stoffe zu einer so ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordischer und deutscher Geschichte schrieb er in diesen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenspiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhistorischen Stücken, geistlichen und weltlichen Tragödien und Komödien, Anekdoten, Sprüchen der Philosophen, Gesprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeihungen und testamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es fällt doch auf, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Testament auf neue Zustände. Alle poetischen Formen seit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat lehrhafte Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meistergesänge, Fabeln, Beispiele jeder Gattung, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken wie

Rosenblut, Sittenpredigten, Narrenpoesien und Kirchenlieder. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweise in seinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er versuchte es schon in seinen frühesten Jahren, namentlich die Gesprächsform Lucian's und Aehnliches noch in der Art des Rosenblut und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klassische Form auf, nach dem Muster des Terenz und Reuchlin, und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunst, einen dramatischen Plan zu entwerfen und ein Gespräch anzulegen ist nur ganz in der Kindheit bei ihm. Doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen Schauspiel, das sich unter uns ohne das Dazwischentreten anderer Elemente ganz wie das englische Drama würde ausgebildet haben, auf dessen Weise Jakob Ayrer noch bestimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angesehen werden darf. Wir wollen bei diesem, dessen einzige Seite das Drama ist, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichste und geringste bildet, die Art dieser Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Anspruch und übrigens mit weit weniger Werth, nicht so kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farblosem Vortrage, aber mit mehr mechanischem Aufwande, als die Hans Sachsischen erscheinen. Die Stoffe theilen sich bei Beiden gleich in Fastnachtspiele und in ernste Historien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiösen Stücke aus dem alten und neuen Testament, die seit der Mitte des 16. Jahrhs. neue Aufnahme in Deutschland fanden. Die Geschichtstücke sind wieder theils wirkliche Geschichtsstoffe, wie sie in Shakespeare's vaterländischen Stücken ihre Vollendung fanden, oder sie sind dramatisirte Novellen aus denselben Quellen, wo Shakespeare die ähnlichen schöpfte, oder sie sind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geschah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt. Dies betrachten wir als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoesie, die Gelegenheitspoesie stockte, man war auch des gemeinen Tones satt, man zog sich aus der Wirklichkeit zurück und suchte für die Dichtkunst ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunst oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte sie in alten und neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puschmann prosaisch die Regeln der alten Kunst sammeln, zu halten war sie nicht mehr; das Heldenbuch theoretisirte über Riesen und Zwerge, Helden und Menschen; Paracelsus verschmolz mit kabbalistischen Vorstellungen eine dem Volksglauben und der Poesie abgezogene geistreiche

Theorie der Elementargeister; allein daß die spukhaften Geschichten der Mohrin, die Joh. Adolphus herausgab, oder des Staufenberg, den Fischart umarbeitete, oder des Thedel Unverferden von Thym wieder für die Poesie von Einfluß werden sollten, war nicht vorauszusehen. So waren auch das Buch der Liebe, das bereits oben angeführt wurde, und dann diese dramatischen Behandlungen derselben Romanstoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere, gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbürgern dieser alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geschmackes ausgingen. Allein schon war diesem allzusehr jeder Boden in Deutschland genommen. Der gröbere Volksgeschmack dauerte noch immer in Dedekind und Fischart u. A. feindlich gegen alle „dritthimmelverzückte" Manier fort. Schon war die Thätigkeit in den romanischen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Neue, als das einheimische Alte hätte suchen sollen; schon wirkte auch im Stillen der klassische Unterricht fort, als daß man nicht bald den ersten Versuchen hätte entgegensehen müssen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in seiner Dichtungsweise immer aus der gemeinen und gesunkenen Manier der Zeitgenossen wegarbeitete, so zuletzt auch noch in den Gegenständen auf etwas Edleres hinstrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Behandlungsart dieser heroischen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieser Dinge geschaffen war.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

